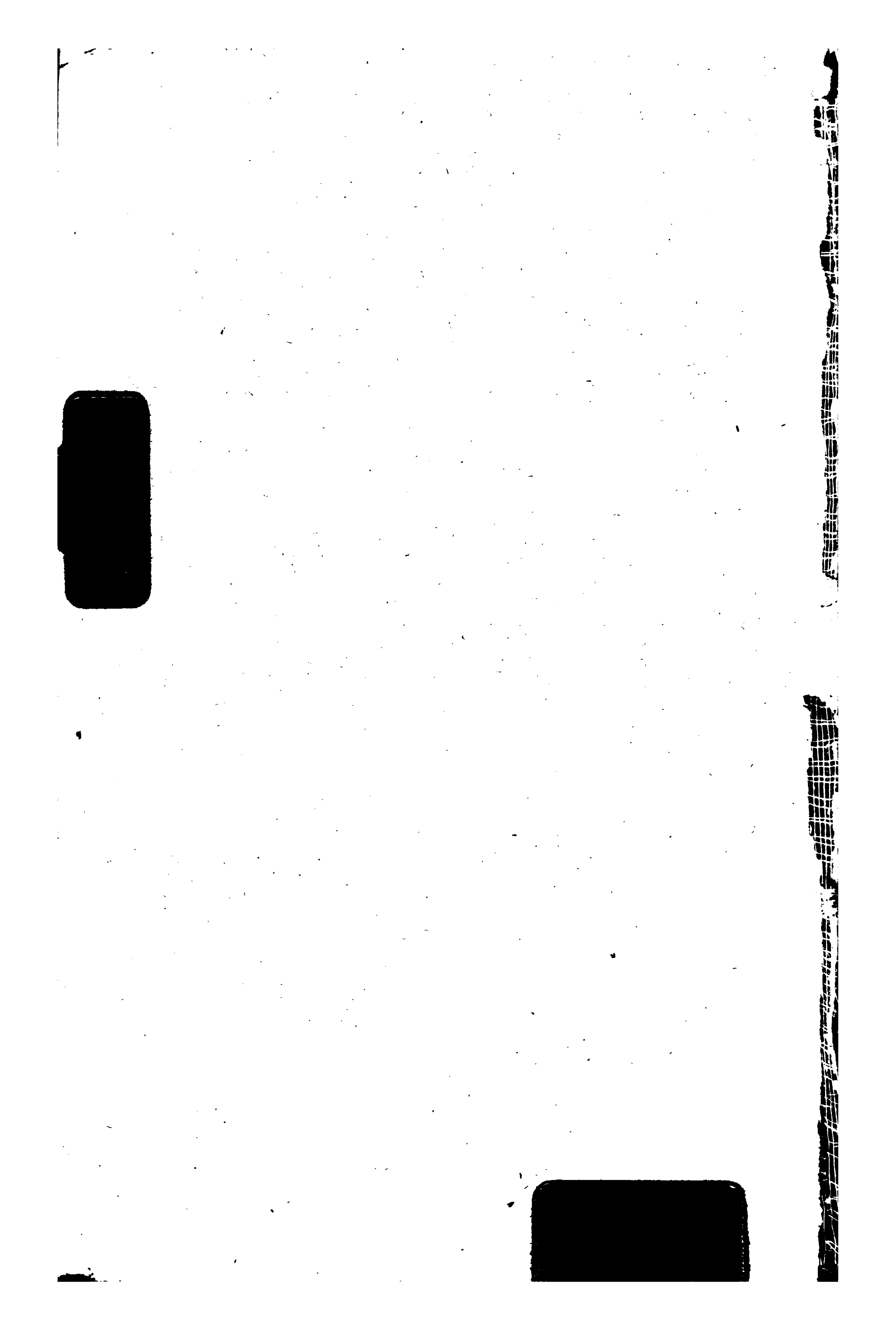

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08163726 0



[illegible]

YEO

Die Temperamente.

Ihre psychologisch begründete Erkenntnis und pädagogische Behandlung.

Von

Franz Muszyński.

Paderborn.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1907.

Die Temperamente.

Ihre psychologisch begründete Erkenntnis und pädagogische Behandlung.

Von

Franz Muszyński.

Paderborn.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1907.

Dem Andenken

meiner seligen Eltern

Joseph Muszyński

und

Henriette Muszyńska,

geb. **Elas**

(† 14. Mai bezw. 8. Juni 1867 in Schatarpi, Bez. Danzig)

gewidmet in fester Zuversicht

auf ein dereinstiges Wiedersehen.

Vorwort.

Das Interesse, welches man der Psychologie in unseren Tagen entgegenbringt, erheischt oft eine Behandlung von Fragen und Einzelthemen, welche den Rahmen selbst der dickleibigsten Lehrbücher überschreitet. Dies gilt auch von den Temperamenten, zumal diese in der Erfassung der Eigenart des Menschen und seiner dementsprechenden Behandlung eine sehr große Rolle spielen.

Unter dieser zweifachen Rücksicht widmet sich vorliegende Schrift den Temperamenten als Versuch. Sie ist keineswegs die erste ihrer Art. Es existieren zu diesem Thema mehrere selbständige Schriften, sowie Abhandlungen in Zeitschriften. Heben wir sie hervor, soweit unsere Kenntnis reicht.

Bevor ich mich mit der Sache näher befaßte, hielt ich die beiden kleinen Monographien von B. Hellwig (Paderborn, Esser) für die einzig existierenden. Aber je tiefer man in den Wald geht, desto mehr Holz bietet sich einem dar. Die Wahrheit dieses polnischen Sprichwortes habe ich auch bei der Bearbeitung der vorliegenden Schrift erfahren. So hat im Jahre 1825 Joh. Kasp. Köhler, „der gesamten Heilkunde Doktor", ein Büchlein geschrieben: „Versuch einer Bestimmung der Zahl der Temperamente aus ihrem Wesen und nach der Erfahrung entwickelt." (Würzburg, Jos. Darbath. 90 S.) Dieses Büchlein kam mir sehr zustatten, besonders in somatischer und physiologischer Hinsicht. Alsdann erwähnt Köhler ein Buch von Niederhuber über die menschlichen Temperamente, macht aber keine Ortsangabe, so daß es sehr schwer ist, in dieser Weise angegebene Schriften aufzutreiben. Jürgen Bona Meyer schrieb eine Abhandlung über die Temperamente in Westermanns Monatsheften (Braunschweig 1865. III. Folge. Nr. 14),

sowie eine Betrachtung über „Temperament und Temperamentsbehandlung" in der „Sammlung pädagogischer Vorträge". (Bielefeld 1891. 27 S.) Hieran reiht sich die Kanzlerrede Rümelins über die Temperamente (Reden und Aufsätze. Freiburg, Mohr, 1894. III. Folge. 34 S). Aus neuester Zeit datieren zwei Schriften über die Temperamente, zunächst die Schrift von dem Arzte Dr. E. Hirt (München): „Die Temperamente, ihr Wesen, ihre Bedeutung für das seelische Erleben und ihre besonderen Gestaltungen" (Wiesbaden 1905. 54 S.), alsdann diejenige von dem Pfarrer O. Brüssau (Jarmen in Pommern): „Die Temperamente und das christliche Leben." (Hamburg 1906. 158 S.) Nicht unerwähnt soll bleiben eine Abhandlung über die Temperamente in der Zeitschrift „Aufwärts" (1906), sowie der Vortrag „Temperament und Erziehung" von Dittmer (Emden 1885. 57 S.). Das ist alles, was ich nächst dem kenne, was einzelne deutsche und lateinische Lehrbücher der Psychologie über die Temperamente enthalten. In der Folge werde ich alles erwähnen und nach Inhalt angeben. Das meiste mußte ich, wie man sagt, mir aus den Fingern saugen.

Was nun das Verhältnis meiner Arbeit zu den vorhandenen und erwähnten betrifft, so habe ich mir dieselbe schwerer gemacht, als ich vielleicht brauchte, um ein Buch mehr auf den Büchermarkt zu werfen. Zunächst habe ich versucht, eine psychologisch begründete Erkenntnis der Temperamente zu geben; alsdann habe ich den rein psychologischen Gesichtspunkt mit dem anthropologischen verbunden. Diese Unterscheidung und Durchführung wurde mir so recht klar beim Studium der Schrift von Dr. Hirt, die ich kennen lernte, nachdem mein Manuskript längst fertig und abgeschlossen war, welcher Umstand es mir aber doch noch ermöglichte, in der Hauptsache auf dieselbe zurückzugreifen; denn das Temperament als ein Moment in der menschlichen Natur, es schlägt nicht nur durch die Erkenntnis hindurch, sondern auch durch den Willen. Aus dieser Auffassung erklärt es sich, daß ich die Temperamentäre nicht nur auf die rein intellektuelle Basis gestellt habe, sondern auch auf die sittliche, und dies in Herleitung des einen aus dem anderen. Überdies habe ich die Temperamente nicht nur formell behandelt, sondern auch

materiell, sie also in Fleisch und Blut aufgezeigt. Zu diesem Behufe gebe ich einige klar und unzweideutig ausgesprochene Beispiele aus dem Leben.

Über die Bearbeitung und die Darstellung eines Gegenstandes läßt sich immer richten und rechten, zumal über einen psychologischen in unseren Tagen. Was auch diesen Punkt im Verhältnis zu den Vorgängern betrifft, so war es mein Bestreben, der vorliegenden Schrift einigen Lehrinhalt mitzugeben. Darum kam es mir vor allem darauf an, die Gesichtspunkte klarzulegen, welche sich aus dem Grunde der Sache ergeben. Nur so allein läßt sich ein Wissen anbahnen und dessen Beherrschung ermöglichen.

Einen Umstand muß ich besonders hervorheben, der mit der Blüte der physiologischen Psychologie zusammenhängt. Wir wissen, daß in der Physiologie heutzutage eine gewisse Zugkraft liegt. Daran mußte ich auch bei Abfassung vorliegender Schrift denken. Von vornherein sah ich mich nach einer solchen von einem diesbezüglichen Fachmanne um. Es war ein reiner Zufall, daß ich diejenige von Köhler fand. Doch diese datiert von 1825. Ich wollte aber eine Temperamentenlehre vom lediglich physiologischen Standpunkte aus der Gegenwart haben. Rümelin spricht von einer solchen, „von berufenster Seite und so lichtvoll und abschließend besprochen, daß ich nichts dazu noch davon zu tun wüßte. Nach dieser Besprechung wäre es an der Zeit, über die ganze Vierteilung der Temperamente zur Tagesordnung überzugehen. Sie führt nur ein Scheinleben in den Schulen und den Lehrbüchern der Psychologie; der deutsche Sprachgebrauch hat sie schon lange außer Kurs gesetzt“.[1] Es war mir nicht möglich, zu dieser „abschließenden“ Quelle zu gelangen, und so konnte ich über eine in der Natur begründete Sache, wie es die Temperamente und ihre „Vierteilung“ sind, nicht so einfach zur Tagesordnung übergehen. Es ist wahr, daß in den Temperamenten der physiologische Faktor eine gewisse Rolle spielt, und darum war ich bemüht, es hierin an nichts fehlen zu lassen; und doch wichen mir die physiologischen Besorgnisse

[1] Reden und Aufsätze. 1894. III. S. 8.

nicht aus dem Sinne. Da endlich bekam ich Kenntnis von der Schrift des Arztes Dr. Hirt. Zu dieser hatte ich das Vertrauen, daß sie mich aller physiologischen Sorgen entheben werde, zumal sie die Jahreszahl 1905 trägt. Doch Verfasser und Jahreszahl konnten mich zu einer Revision nicht veranlassen, im Gegenteil, ich wurde in der Auffassung und Durchführung meines Gegenstandes nur bestärkt.

Es versteht sich ganz von selbst, daß ich hier auf keine Vollkommenheit meines Elaborates poche, vielmehr werde ich mich leicht von seinen Mängeln überzeugen lassen. Zweierlei steht aber fest: 1. Der rein physiologische Standpunkt ist in der Erklärung und Begründung der Temperamente unzulänglich, ja, geradezu machtlos; 2. die Entfaltung der somatischen, physiologischen, psychologischen und anthropologischen Gesichtspunkte in ihrem ursächlichen Zusammenhange allein sichert der Temperamentenlehre eine unerschütterliche Basis. Da nun das anthropologische Moment in der modernen Psychologie entweder sehr vernachlässigt, wenn nicht ganz und gar aus derselben ausgeschieden ist, so bleibt ein gewisser Widerstreit bestehen, der auf dem Gebiete der ersteren Gegensätze schafft und die überzeugende und belebende Kraft des psychologischen Wissens lahmlegt.

Hierin ungefähr liegen die Gründe, welche mich eigene Wege gehen ließen. Männer von Fach und Beruf werden mir hoffentlich sagen, was an dem Elaborat grünes Holz und was dürres Reisig ist.

Sollte ich den Lesern in der einen oder anderen Hinsicht einen Dienst erwiesen haben, so bin ich für die auf den Gegenstand der Schrift verwandte Zeit und Mühe reichlich entschädigt.

Eupen, den 22. Januar 1907.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

I. Teil.

Die psychologisch begründete Erkenntnis der Temperamente.

Vierte Abhandlung.

Fünfte Abhandlung.

Seite

Sechste Abhandlung.

Siebente Abhandlung.

Weitere Erörterung prinzipieller Fragen.

Achte Abhandlung.

Erörterung einiger Fragen, welche mit den Temperamenten zusammenhängen.

II. Teil.

Die pädagogische Behandlung der Temperamente.

Erste Abhandlung.

Zweite Abhandlung.

Dritte Abhandlung.

Berichtigung.

S. 30, 3. Z. v. o.: Physiologie statt Philosophie.

I. Teil.

Die psychologisch begründete Erkenntnis der Temperamente.

Einleitung.

Das Besondere auf dem Grunde des Allgemeinen, d. h.: die Dinge auf dem Grunde der Weltordnung, die Eigenschaften, Fähigkeiten und Tätigkeiten auf dem Grunde der Wesenheiten, der Staatsbürger auf dem Grunde der Verfassung und der Beamte auf dem Grunde seiner Verpflichtung. Das ist die Seinsordnung, die wir immer und überall vorfinden, aber niemals „machen" können. Ihr müssen wir uns im Leben und Wissen einordnen, wenn wir das Einzelne und Besondere beherrschen wollen, um in Abirrungen die Macht und Kraft der Revision und der aufs neue aufgenommenen Ausgestaltung zu besitzen. Diese Kraft und Macht liegt aber in der Übereinstimmung (und im Falle ihres Zerfalles in der Wiederherstellung) der Erkenntnisordnung mit der Seinsordnung. Wenn wir nun sagen: das Besondere auf dem Grunde des Allgemeinen, so muß man sich vor der falschen Vorstellung bewahren, als schwebte das Allgemeine über den Dingen und unseren Häuptern, gleich den Fixsternen. Nichts ist widersinniger als dies; vielmehr tritt in allen Dingen das Allgemeine und Besondere in den Einzelwesen oder Individuen und ihren Wesenheiten und Weisen in seiner Einheit in die Erscheinung. Der Klang z. B. ist im Allgemeinen Klang; aber im Besonderen ist er stark oder schwach, tief oder hoch, hell oder dumpf. Hiernach ist das Allgemeine und Besondere ineinander und durcheinander zu verstehen und zu würdigen. Diese in der Natur der Dinge begründete Unterscheidung ist eine so landläufige, daß wir ihr durchweg im Volksleben begegnen, so z. B., wenn wir im Allgemeinen übereinkommen, dagegen im Besonderen uns unsere eigene Meinung und Handlungsweise vorbehalten. Es muß dies darum so nachdrücklich betont werden, weil die Erkenntnis des Allgemeinen im Betriebe der Wissenschaften in den Hintergrund

gedrängt, wenn nicht gar als „Hinterwirklichkeit" oder als „Metaphysik" verspottet und verhöhnt wird, um das Einzelne und Greifbare über Gebühr zu betonen, zu prüfen und abzuexperimentieren. Dies heißt nichts mehr und nichts weniger als die Erde unter den Füßen leugnen, auf der man steht. Kein Wunder, wenn man auf diese Weise in wissenschaftliche Kalamitäten des Unverständnisses, der Mißverständnisse und Irrtümer gerät, wie sie sich heutzutage allseits fühlbar machen. Man sitzt eben an einer mit Einzelheiten und Besonderheiten reich besetzten Tafel; aber es fehlt der allgemein wissenschaftliche Magen, der imstande wäre, die Einzelerkenntnisse zu verdauen und für die Blutbildung und organische Erneuerung zu sorgen. Um sich also die Macht und Gewalt über das Einzelne und Besondere zu wahren, gibt es keinen anderen Ausweg, als die Erkenntnisordnung mit der Seinsordnung in Einklang zu bringen und auf die einzelnen Wissensgebiete anzuwenden.

Diese soeben hervorgehobenen Gesichtspunkte haben auch in der Menschenkunde im weiteren Sinne des Wortes ihre Geltung. Wenn wir die Menschen in ihrer Eigenart verstehen und ihnen in ihrer Denkungsart gerecht werden wollen, müssen wir die Individualität auf dem Grunde der Universalität nehmen und dementsprechend behandeln. Die Verkennung dieser Richtschnur unserer Erkenntnis hat alle Bitterkeiten und Herbheiten, alles Schimpfen und Verunglimpfen, allen Gram und Harm zur Folge, welche an den Herzen der Gekränkten und Geschmähten zehren und Gesinnungen und Gefühle des Grimmes und Hasses wecken, welche weder dem einen noch dem anderen heilsam sind.

Ist diese Richtschnur wichtig im Tagesverkehr oder in dem, was wir Leben im allgemeinen nennen, so erhöht sich ihre Bedeutung für alle diejenigen, welche mit der Erziehung und Bildung, Leitung und Regierung, Beschäftigung und Beaufsichtigung vieler betraut sind. Da gilt es erst recht, jeden zunächst so zu nehmen, wie er ist, und aus ihm unter Schonung seiner Eigenart das zu machen, was sich machen läßt. Dies ist der Kardinalpunkt aller psychologisch-praktischen Weisheit. Andernfalls ist die Psychologie eine Navigationskunde im Sande, aber nicht Zeichendeuterin und Wegweiserin

im Besonderen, Wechselnden und Vorübergehenden auf dem Grunde des Allgemeinen, Bleibenden und Unveränderlichen.

Dieser Kardinalpunkt muß in Erziehung und Unterricht um so nachdrücklicher zur Geltung gebracht werden, als auch die Kinder Personen sind, die ihre Eigenart und Eigentümlichkeiten haben. Die beiden letzteren sind zu berücksichtigen und zu schonen, sofern sie nicht in der Verderbnis ihren Grund haben. Denn der Mensch kann sich aller und jeglicher Äußerlichkeiten entledigen, — aber in seiner Persönlichkeit und Natur will er unantastbar sein. Tastet man die beiden letzteren an, dann werden aus sanften Schäflein widerspenstige Böcke, aus Lämmern werden blutdürstige Tiger, und aus Tauben werden Geier. Wird er dagegen in seiner Eigenart geschont und geachtet, dann ist er für alles zu haben, er geht nicht nur auf Honig, sondern sogar auf Essig. Die Wölfe werden zu Lämmern und die Falken zu Tauben.

Die Bedingung und Voraussetzung in der rechten Beurteilung und Führung der Jugend ist also die Respektierung der Individualität des einzelnen Kindes. Soll diese nicht in die individualistische Willkür umschlagen,[1] so ist auf eine weitgehende realistische Bildung Bedacht zu nehmen, auf daß alle in der einen vernünftigen Erkenntnis des Allgemeinen und für alle Verbindlichen übereinkommen und sich in die Unabänderlichkeit der natürlichen und übernatürlichen Ordnung hineinfinden, in der die Würde des Menschen ihren Grund und Rückhalt hat, — während ihnen die Betätigung auf Grund ihrer Eigenart gewährleistet bleiben muß. Nur auf diese Weise lassen sich vollwertige und selbständige Persönlichkeiten erziehen und bilden, die zu einem Ziele laufen, aber jede in ihrer Weise. Nur diese Rücksicht und Nachsicht läßt jene Kraftentfaltung und Freudigkeit zu, aus welcher Lust und Liebe quellen und als solche das Leben und Dasein in etwa erträglich machen.

---

[1] Zwischen »individuell« und »individualistisch« obwaltet der Unterschied, daß der individualistisch Gesinnte sagt: »Ich kann tun, was ich will,« während der sich seiner Individualität Bewußte nur auf Berücksichtigung seiner Eigenart Anspruch macht.

So aufgefaßt, verliert die Leitung und Unterweisung der Vielheit in ihrer Verschiedenartigkeit ihre drakonische Härte, und die Liebe, welche die Triebfeder der Erkenntnis ist, tritt an deren Stelle, indem sie die Herzen erwärmt und die individuierenden Eigenheiten zur vollen Entfaltung bringt.

Die Weise auf dem Grunde des Wesens. Dies ist also der Punkt, auf den sich die Psychologie zu stellen hat, wenn sie in Erziehung und Unterricht dem Pädagogen Wegweiserin sein will. Denn das Prinzip der Jugenderziehung ist in seinem Grunde ein monarchisches, wonach die letztere sich nach den Köpfen der Jugend einrichten muß, um ihre jeweilige Eigenart auf der Basis des Unabänderlichen zu festigen, ohne die erstere anzutasten.

Dieses Prinzip, auf Grund dessen der Jugend genugzutun ist, auf daß sie sich in ihrer jeweiligen Eigenart entfaltet und ihre verschiedene Weise auf dem Grunde des Wesens zur Geltung bringt, wollen wir in der vorliegenden Schrift psychologisch untersuchen, näher begründen und pädagogisch anwenden.

Es fragt sich nun, wie wir uns dieser Aufgabe entledigen werden.

Wir gehen analytisch vor, indem wir aus dem Wesen und der Natur des Menschen die individuierenden Gesichtspunkte und Momente ableiten, mit welchen wir im Leben und Unterricht rechnen müssen, wenn wir mit den Kindern und Menschen auskommen wollen. Als solche Momente ergeben sich u. a. auch die Temperamente. Wir setzen diese nicht als gegeben voraus, sondern wir suchen sie — hierin besteht eben das analytische Verfahren — indem wir vier Personen sich aussprechen lassen und so in jeder derselben die Naturstimmung finden, welche durch ihr Erkennen und Wollen, ihr Lieben und Hassen hindurchschlägt und ihre jeweilige Person als energisch, nachdenklich, frohsinnig oder schwerfällig erscheinen läßt. Diese natürliche Grundstimmung des Menschen ist das, was man Temperament nennt.

Die weitere Folge in der Entwicklung der Sache und Abwicklung unserer Aufgabe ist aus dem Inhaltsverzeichnis zu ersehen.

Erste Abhandlung.

§ 1. Ableitung und Erklärung der Gesichtspunkte, welche den Menschen individuieren.

Nachdem wir in der Einleitung die Bedeutung des Allgemeinen für die Erkenntnis des Besonderen gewürdigt haben, gehen wir nunmehr dazu über, die Besonderheiten im Wesen des Menschen klarzustellen, welche die jeweiligen Individualitäten konstituieren oder ausmachen. Auf diese Weise finden wir die Eigenart des Menschen, um daraus hinterher seine Denkungsart zu erklären.

> Menschen sind die Menschenkinder
> Aller Zeiten, aller Zonen,
> Ob sie unter Birkenbüschen,
> Ob sie unter Palmen wohnen;
>
> Ob sie vor dem Christengotte,
> Ob vor Wodan sie sich bücken,
> Ob sie sich in Lumpen bergen
> Oder sich mit Purpur schmücken.
>
> Weber, Dreizehnlinden. (Paderborn.) S. 225.

Mit diesen Worten bringt der Dichter den Allgemeinbegriff „Mensch“ zum Ausdruck. Darin wird abgesehen (abstrahiert!) von Farbe, Sprache, Religion, Ort, Zeit, Wohnung, Nahrung, Kleidung usw. Die weiteste Fassung des Allgemeinbegriffes „Mensch“ ist aus der Formel ersichtlich: Mensch ist Mensch. Als solcher kehrt er wohl in jedem Menschenwesen wieder, aber in dieser Allgemeinheit, d. h. farb-, sprach-, orts- und zeitlos ist er nicht existent. Den allgemeinen Menschen können wir weder finden noch ansprechen und in dieser oder jener Weise behandeln. Und wenn z. B. der Arzt jemand gesund macht, so ist es nicht der allgemeine Mensch, sondern Petrus oder Jakobus, den wir so kennen, wie er unter uns lebt und uns zeitlich und örtlich gegenübertritt, d. h. behaftet mit

all den Merkmalen, welche ihn aus der Allgemeinheit herausheben und ihn als Individuum oder Einzelwesen erscheinen lassen. Wir haben es also nicht mit abstrakten Menschen zu tun, sondern mit leibhaftigen (konkreten), in welchen sich das Allgemeine mit dem jeweilig Besonderen vereinigt findet und die Individualität des Menschen ausmacht.

In der Individuierung, d. i. in der Aushebung des Einzelnen und Besonderen aus dem Allgemeinen verschränken sich logische und sachliche (metaphysische) Momente. In beiden kreuzt sich die Gleichheit in der Verschiedenheit und die Verschiedenheit in der Gleichheit.

Die logische Individuierung liegt zum Teil der Einteilung zugrunde. Als solche läßt sie sich aus der Einteilung des Tierreiches ersehen. Darin trägt z. B. der Kreis der Wirbeltiere die Klasse der Säugetiere; die Klasse der Säugetiere trägt die Ordnung der Nagetiere; die Ordnung der Nagetiere trägt die Familie der Eichhörnchen; die Familie der Eichhörnchen trägt die Arten der Eichhörnchen, und die Art der Eichhörnchen trägt die einzelnen (konkreten) Eichhörnchen. — Und wenn wir den Menschen die Rasse, Nationalität und Sprache, Religion und Bekenntnis, Beruf und Stellung darin, sowie Wohnort und Namen passieren lassen, dann kommen wir auch auf den einzelnen Menschen, Titus oder Timotheus.

Doch wird die Verschränkung der Gleichheit in der Verschiedenheit und der Verschiedenheit in der Gleichheit verständlicher, wenn wir in unsere Erörterung zwei weitere Begriffe einführen: das Wesensallgemeine („Mensch") und das beiläufig Allgemeine (das, was jeder Wesenheit nebenbei [beiläufig] eigen ist, wie z. B. Größe, Beschaffenheit usw.).

Das Wesensallgemeine ist eben die Wesenheit, in welcher z. B. die Menschen übereinstimmen, sich gleich sind. „Menschen sind die Menschenkinder." Neben dieser Wesensgleichheit läuft nun das beiläufig Allgemeine einher; auch dieses kommt jedem und jeglichem Dinge zu. Zu dem beiläufig Allgemeinen gehört: Größe (Quantität), Beziehung, Beschaffenheit (Qualität), Tätigkeit, Erleiden (Unterliegen), Ort, Zeit, Lage (Stehen, Sitzen oder Kauern), Habitus (Aussehen).

Nun entsteht die Frage: Wenn die Dinge, hier die Menschen, in der Wesensallgemeinheit, sowie in der soeben aufgezählten Neunzahl des beiläufig Allgemeinen übereinstimmen und eine tatsächliche Gleichheit aufweisen, — worin liegt denn deren Verschiedenheit oder Individuierung begründet? Eben darin, daß die Verschiedenheit der Gleichheit unmittelbar auf dem Fuße folgt. Wie denn? Jedes Ding hat eine Größe, aber doch keine allgemeine, sondern die eigene, ihm eigentümliche, und in dieser ist Petrus und Andreas verschieden, denn der eine mißt 1,70 m und der andere 1,79 m. Beide haben eine Beziehung, z. B. zur Familie; aber der eine ist Vater, dagegen der andere ist Sohn, und hierin sind sie verschieden.

Und wenn wir in dieser Weise alle übrigen Beiläufigkeiten durchgehen, dann können wir allgemeinhin sagen: Jedes Ding hat seine Größe, seine Beziehung, seine Beschaffenheit, seine Tätigkeit, sein Erleiden, seinen Ort, seine Zeit, seine Lage, seinen Habitus (Aussehen).

Und in diesem Hervortreten aus dem beiläufig Allgemeinen und der Aufweisung der eigenen und eigentümlichen Größe, Beziehung, Beschaffenheit usw. liegt die Verschiedenheit in der Gleichheit.

Diese Verschiedenheit oder Individuierung ergibt sich nicht nur aus dem beiläufig Allgemeinen, sondern sie erfolgt auch aus dem Wesensallgemeinen. Wir haben oft gesagt: Menschen sind Menschen, d. h. alle sind gleichen Wesens. Ist das wahr? Ohne Zweifel, nach ihrer Wesenheit (Vernünftigkeit im Leibesleben) sind alle Menschen gleich; denn die Vernünftigkeit weist weder ein verschiedenes Maß, noch ein verschiedenes Gewicht auf; sie ist tatsächlich nur eine und undifferenzierbare. Und wenn man dessenungeachtet doch eine „wesentliche Verschiedenheit" der Menschen bemerkt, so hat diese ihren Grund in der Natur derselben. Unter Natur versteht man aber die Wesenheit, insoweit diese Prinzip (Quellpunkt) der jeweiligen Betätigung ist. Diese ist aber unter sonst gleichen Menschen sehr verschieden. Und in dieser Naturverschiedenheit ist die Individualität zu tiefst bewurzelt.

Ergebnis. Das Wesensallgemeine („Mensch"), sowie das, was dem Wesen beiläufig allgemein ist (Größe bis Habitus), tritt in der Person und Natur des Titus oder Sempronius in die Erscheinung, der gemäß er sich so oder anders betätigt und verhält. Und dies nennen wir seine Individualität.

Zur Erläuterung des bisher Gesagten diene folgendes: Die Individualität hat ihren Grund im Individuum. Individuum ist jedes Einzelwesen, das in sich und für sich steht und fällt und das, was es ist, für sich selber wahrt und nicht einem anderen mitteilt, auch nicht mitteilen kann. Individuen sind nicht nur Menschen, sondern auch Tiere, Pflanzen, Sterne und Steine. Nach seiner sprachlichen Bedeutung heißt Individualität: Wahrung (Unmitteilbarkeit, Inkommunikabilität) seiner selbst. Was z. B. der Löwe ist, das ist und wahrt er für sich selber, und diese Wahrung geht so weit, daß er von seiner Natur nichts an das Pferd oder das Zebra abgeben, aber auch nichts von ihrer Naturart annehmen kann. Das, was also ein Individuum ist, das ist es in sich und für sich selbst. Und die Betätigung hiernach heißt Individualität. Die diesbezügliche Lehre des Aristoteles gibt O. Willmann in folgenden Worten wieder: „Jedes Wesen hat sein Selbst, das es keinem anderen zu Lehen trägt; es lebt sein eigenes Leben, kein fremdes; es ist kein Widerschein eines anderen, noch weniger bloßer Schein, sondern volle Realität" (Seinsfülle).[1]

Verbindet sich nun mit dem Individuum die Vernunft, wie es z. B. im Menschen Sempronius der Fall ist, so erhöht es sich zur Person. Die Person ist also ein vernünftiges Individuum.[2]

Nunmehr können wir das Individuationsprinzip vertiefen und zu einem gewissen Abschluß bringen. Wir haben gesagt, die Individualität habe ihren tiefsten Grund in der Natur des Menschen, und diese haben wir als das Prinzip oder den Quellpunkt seiner Betätigung erklärt.

Die Betätigung des Menschen ist eine überaus vielseitige; sie weist so viele Gesichtspunkte auf, wie der Mittelpunkt des

---

[1] Geschichte des Idealismus. Braunschweig 1894. I. S. 539.
[2] Von der ontologischen Definition der Person sehen wir hier ab.

Kreises Radien zuläßt. Der Grund dieser Vielseitigkeit ist die Geistigkeit des Belebungsprinzips (der Seele), welches jede quantitative Mechanisierung ausschließt.

Die Vielheit der möglichen Gesichtspunkte, nach denen die Betätigung sich vollzieht, können wir in erster Linie auf zwei große Gruppen zurückführen: Der Mensch betätigt sich zunächst als Wesen (Was?), und dann in einer gewissen Weise (Wie?). Heben wir einige dieser Gesichtspunkte hervor. Der Mensch betätigt sich zunächst als ein religiöses Wesen. Hiernach unterscheidet man: Christen, Juden, Mohammedaner, Heiden. Der Mensch betätigt sich ferner als ein gesellschaftliches Wesen. Und in diesem letzteren ist die jeweilige Nationalität und Staatszugehörigkeit begründet, zu der sich die einzelnen Menschen naturgemäß bekennen: als Franzosen, Belgier, Holländer, Polen, Russen, Türken usw. Diese zwei großen Betätigungskreise lassen wiederum je eine und die andere Spaltung zu oder haben vielmehr in der Natur der Menschen ihren diversifizierenden Grund, wonach sich z. B. die Christen in Katholiken, Protestanten, Baptisten, Mennoniten usw. spalten. Dieselbe menschliche Natur ist Grund des politischen Parteilebens und -treibens, wonach die Staatsbürger sich zum Programm des Zentrums, der Freisinnigen, der Konservativen oder einer anderen politischen Partei bekennen. Warum? Ihre Natur (Ansicht, Meinung, Überzeugung) findet in der jeweiligen Partei die Wahrung und Befriedigung des Interesses, sowie des politischen Ruhmes und Stolzes.

Dieselbe menschliche Natur ist Grund der Berufswahl. Warum wird der eine Mensch Schmied, der andere Professor, Doktor, Apotheker und Nachtwächter? Die mit den einzelnen Berufen verknüpfte Arbeit und Betätigung entspricht den einzelnen Naturen.

Allgemeiner Lehrsatz: Die Menschen individualisieren sich dadurch, daß sie 1. eine Eigenart des beiläufig Allgemeinen, 2. daß sie trotz der Wesensgleichheit eine verschiedene Natur aufweisen.

Und nun kommen wir zu der Betätigungsweise. Wir könnten hier noch neue Gesichtspunkte der Betätigung aufführen; doch halten wir uns an die bereits genannten. In

religiöser Hinsicht hatten wir unterschieden: Christen, Juden, Heiden. Nun kommt es darauf an, die einzelnen Christen oder Juden näherhin zu individualisieren. Wie sind die ersteren? Einige sehr warm und begeistert, andere kalt und gleichgültig; wiederum andere gott- und religionslos. Dasselbe gilt von den Gliedern anderer Religionsgemeinschaften. „Juden sind Juden," jawohl, im Allgemeinen, nicht aber im Besonderen. Mosessohn ist orthodox und fanatisch, Isaaksohn dagegen liberal und gleichgültig gegen den Glauben seiner Väter. Dieselbe Verschiedenheit obwaltet in der Erfüllung der religiösen Pflichten. Für den einen ist das Beten eine Sache des Herzens, für den anderen eine solche der Lippen. Der eine geht zum Tempel voll Freude und Lust, der andere dagegen voll Verdruß über den damit verknüpften Zeitverlust. Es sind dies einige Unterschiede, welche die einzelnen Menschen sehr scharf voneinander absondern — individualisieren.

Dieselbe Weise läßt sich auch in nationaler Hinsicht feststellen. Die einzelnen politischen Parteien kennen in dieser Hinsicht ihre „Pappenheimer" am besten. Es gibt da in jeder Partei Hitzköpfe mit Zornesadern an der Stirn, Draufgänger mit geballten Fäusten (wenn auch zumeist in der Tasche), Holzblöcke voll Regungslosigkeit und Wollsäcke voll Unempfindlichkeit. Worin hat diese Verschiedenheit ihren Grund? In der Natur der einzelnen Menschen! Und diese Weise, sich seiner Natur gemäß als hitzig oder kalt, rauh oder milde, leichtsinnig oder tiefsinnig zu geben und zu verhalten — nennen wir das Naturell des Menschen.

Unter Naturell verstehen wir also hier die zweite Natur, in welcher die Schattierungen und Nuancierungen des Tuns und Lassens ihren Grund haben. Das Naturell ist gewissermaßen das Element in der menschlichen Natur, welches dem Denken und Empfinden, dem Singen und Sagen, dem Reden und Handeln, dem Angriff und Mißgriff den jeweiligen Ton und Klang verleiht, wonach die Menschen schroff und milde, scharfsinnig und stumpfsinnig, ungestüm und zaghaft sind.

Hiernach wären im Menschen drei Gesichtspunkte zu unterscheiden: 1. Wesenheit (Vernünftigkeit im Leibesleben), 2. Natur, der gemäß er sich z. B. als religiöses oder politisches

Wesen betätigt und 3. Naturell, in welchem die Art und Weise der Betätigung liegt.

Insofern im Naturell die jeweilige bleibende Stimmung der Natur des Menschen sich offenbart, nennen wir es Temperament. Naturell und Temperament haben ihren Grund in der Natur des Menschen. Zwischen beiden besteht nur ein Unterschied der Weise, und nicht des Wesens, so jedoch, daß in der Weise das Wesen hindurchschlägt. Wesenheit, Natur und Naturell konzentrieren sich in dem menschlichen „Ich". Auf nichts ist der Mensch so sehr bedacht als auf die Wahrung seines „Ich". Und wenn wir dem einzelnen Menschen gerecht werden wollen, müssen wir sein „Ich" respektieren, d. h. ihn als Individuum und Person, sowie nach seinem Naturell verstehen und würdigen. Ein Zwang oder gar eine Vergewaltigung ist hierin von Übel.

Hieraus folgt, daß wir uns den Menschen in allen Lebenslagen und Beziehungen anpassen müssen, d. h. wir müssen sie zunächst so nehmen, wie sie sind, nämlich mit ihren Tugenden und Untugenden, mit ihren „guten" und „schlechten" Seiten. Alsdann müssen wir unser Verhältnis auf Gegenseitigkeit einrichten: Im Wesensallgemeinen und Notwendigen (Unabänderlichen) herrsche Übereinstimmung und Einigkeit, rücksichtlich der Natur, d. i. der Betätigung im Rahmen vernünftiger Zwecke und Ziele Freiheit, rücksichtlich des Naturells zum Teil Erträglichkett und Nachsicht, zum Teil liebevolle Überwindung.

Der Schwerpunkt der Dinge liegt gewöhnlich in deren Wesenheit und Natur. In dem jedoch, was wir menschliches Leben und Treiben nennen (Liebe und Haß, Friede und Zwietracht, Duldung und Verfolgung), liegt er im Naturell. In sanfter Weise lassen die Menschen sich Panzer und Ketten anlegen, dagegen in schroffer und herzloser nicht einmal Spinngewebe und Zwirnfäden. Im Wesen so mancher Sache liegt Honig, dagegen in ihrer Weise Gift und Galle.

Naturell und Temperament sind dem Menschen von Haus aus eigen. Dessenungeachtet unterliegen sie dem veredelnden Einflusse der Erziehung und des Unterrichtes. Die Weg-

weiserin hierin ist die Psychologie. In den Lehrbüchern der letzteren kommen die Temperamente viel zu kurz. Darum wollen wir sie hier monographisch behandeln.

Methodische Bemerkungen.

Viele Menschen widmen ihr theoretisches und praktisches Interesse den Dingen, wie sie gegeben sind oder in Wirklichkeit vorliegen, ohne nach deren Herkunft zu fragen, so daß eine Erklärung des Wesens ihrem Bildungsbedürfnis genügt. Andere gehen weiter und wollen nicht nur das Sein (die Tatsache des Bestandes), sondern auch das Werden desselben erforschen, oder aber sie wollen die Momente kennen lernen, auf denen dieses oder jenes psychologisch beruht.

Die Temperamente sind nun als solche bekannt, so daß wir sie nur der Reihe nach zu erklären brauchten, um dem Bildungsbedürfnis einiger zu genügen. Anderseits regt sich in uns unwillkürlich die Frage: Woraus sind die Temperamente abgeleitet? Welche Erfahrungstatsachen haben sie zur Voraussetzung? Denn alles Wissen knüpft sich an vorliegende Dinge und Erfahrungen. Ohne Zweifel ist das Erfahrungsgebiet in Feststellung und Erklärung der Temperamente das menschliche Leben selbst. Es läßt sich da nichts hineintragen, was sich nicht mit der menschlichen Natur verträgt. Müssen wir uns nun in Feststellung der Temperamente an das menschliche Leben halten, dann drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf: **Bei wem fangen wir an, bei den Kindern oder bei den Erwachsenen?** „Wie etwas ist, so betätigt es sich auch." Dieser Grundsatz bietet den ersten Anhaltspunkt zu jeder psychologischen Erforschung und Erkenntnis des Wesens aus den Merkmalen, also auch derjenigen der Temperamente. Und da die Betätigungen bei den Erwachsenen ausgesprochener und inhaltsvoller sind als bei Kindern, so ist bei den Erwachsenen anzufangen, um einmal bei den Kindern das im Werden zu erkennen, was bei den Erwachsenen sich bereits ausgereift hat, alsdann, um bei den Kindern das zu verhüten, was sich für die Erwachsenen oft verhängnisvoll erwiesen hat.

Nach dieser Feststellung des Gegenstandes unserer Abhandlung können wir noch nebenbei eine interessante Frage streifen, die keineswegs so ohne weiteres beantwortet ist, wie es scheinen könnte. Es ist die Frage, zu welchem Wissensbereiche die Temperamente gehören. — Ohne Zweifel gehören sie in den Bereich der Anthropologie oder Menschenkunde im weiteren Sinne des Wortes. Diese ist nun Sache so vieler Forscher, als der Begriff „Mensch" Rücksichten zuläßt. Wir wollen auf die Aufzählung dieser Rücksichten nicht näher eingehen, sondern direkt zwei derselben hervorheben: die psychologische und medizinische. Zu welcher von den beiden letzteren gehört die Lehre von den Temperamenten? Der Arzt J. K. Köhler sagt: „Die Temperamente findet man seit den frühesten Zeiten als einen wichtigen Gegenstand des Forschens und als Eigentum der medizinischen Wissenschaft von den Ärzten behandelt." ... „Erwägt man, daß es nur ihm (dem Arzte) allein möglich wird, zu einer gründlichen Erkenntnis der Temperamente zu gelangen, indem er sich dieselbe, nicht wie der Psycholog von der psychischen Seite allein, sondern auch von der physischen verschaffen kann, so sieht man, daß die Temperamente als ein ausschließendes Eigentum der medizinischen Wissenschaft zugehören und um so mehr Beachtung von den Ärzten verdienen, als sie durch eine gründliche Behandlung derselben der Psychologie und durch diese den übrigen Wissenschaften wichtige Dienste zu leisten vermögen."[1]

Köhler geht entschieden zu weit in seiner Reklamierung der Temperamente als ausschließliches Eigentum der Medizin. Es kommt doch vor allem darauf an, ob die Temperamente sich ausschließlich aus dem Fleische oder ebenso ausschließlich aus der Seele (man kann auch sagen Geiste) erklären. Wenn das erstere wahr ist, dann hat Köhler recht. Dann aber ergibt sich daraus für ihn der unerfreuliche Vorwurf, daß all die psychologischen Erklärungen, welche er von den Temperamenten gibt, sich als Überschreitungen und Eingriffe in ein fremdes Wissenschaftsgebiet darstellen, für welches er als

[1] Versuch einer Bestimmung der Zahl der Temperamente aus ihrem Wesen. Würzburg 1825. S. 3. 4.

Arzt nicht zuständig ist. Nun sind aber die Temperamente keine rein somatischen Erscheinungen, sondern setzen in der Belebung des Leibes die Seele voraus; also können sie nicht das ausschließliche „Eigentum" der medizinischen Wissenschaft sein. Galenus, der Begründer der Lehre von den Temperamenten, war allerdings Arzt, und nach diesem hat sich so mancher andere Mediziner mit den Temperamenten beschäftigt; dies beweist aber nichts für obige Ausschließlichkeit, da auch Nichtmediziner in der bezüglichen Lehre Hervorragendes geleistet haben. Und im allgemeinen kann man wohl behaupten, daß die neuere Medizin die Temperamente, wenn auch nicht gänzlich aufgegeben, so doch in die Nebensächlichkeit verwiesen hat.

Tatsächlich liegt die Sache so, daß der Somatologe und Physiologe und Psychologe aufeinander angewiesen sind.

Jede Urgierung in Zuerkennung oder Bestreitung der „Zuständigkeit" ist von Übel; dies gilt auch in unserer Sache. Wer zur Erklärung und Begründung einer Sache das Meiste, Gründlichste und Zuverlässigste beibringt, — der ist der Zuständigste. Überdies muß bemerkt werden, daß der gegenwärtige geistfeindliche Stand der Psychologie einer wissenschaftlichen Lehre von den Temperamenten in hohem Grade abträglich ist.

§ 2. **Ableitung der Temperamente aus Erfahrungstatsachen.**

Die Psychologie ist Zeichen- und Wesensdeuterin des Lebens und des Geistes. Als solche muß sie gewisse Anhaltspunkte haben. So wollte auch jener Philosoph einen Anhaltspunkt zur Beurteilung des hinter einem Vorhange Sprechenden haben, als er sagte: „Sprich, daß ich dich sehe!" In unserer Sache müssen wir sagen: Sprich, daß wir dich sehen und hören. Denn „wie die Betätigung, so das Wesen", lautet ein Axiom der Philosophie. Zu diesem Behufe seien dem Leser vier Männer vorgestellt. Ihre Namen sind: Cato, Pomponius, Afranius und Piso. Was und wie diese Männer sind, das brauchen wir nicht sagen, dies tun sie eben selber, indem sich jeder derselben in seinem Geiste ausspricht.[1]

[1] Möchten doch besonders unsere jüngeren Lehrer hieraus lernen, was »psychologisch« heißt. »Psychologisch« heißt nicht, aus Nerven, Muskeln und Fleisch Leben und Geist, sowie deren Funktionen kombinieren, sondern

1. Cato.

Wohlauf, wohlauf, über Berg und Fluß
Dem Morgenrot entgegen,
Dem treuen Weib den letzten Kuß,
Und dann zum treuen Degen!
Bis unsre Hand in Asche stiebt,
Soll sie vom Schwert nicht lassen;
Wir haben lang genug geliebt
Und wollen endlich hassen!

Die Liebe kann uns helfen nicht,
Die Liebe nicht erretten;
Halt du, o Haß, dein jüngst Gericht,
Brich du, o Haß, die Ketten!
Und wo es noch Tyrannen gibt,
Die laß uns keck erfassen;
Wir haben lang genug geliebt,
Und wollen endlich hassen!

Wer noch ein Herz besitzt, dem soll's
Im Hasse nur sich rühren;
Allüberall ist dürres Holz,
Um unsre Glut zu schüren.
Die ihr der Freiheit noch verbliebt,
Singt durch die deutschen Straßen:
»Ihr habet lang genug geliebt,
O lernet endlich hassen!«

Bekämpfet sie ohn' Unterlaß,
Die Tyrannei auf Erden,
Und heiliger wird unser Haß,
Als unsre Liebe, werden.
Bis unsre Hand in Asche stiebt,
Soll sie vom Schwert nicht lassen;
Wir haben lang genug geliebt,
Und wollen endlich hassen.«

Georg Herwegh († 1875).

---

die drei letzteren und deren Wesen aus ihren Betätigungen erkennen. Wenn je eine Erkenntnis auf »Wartezeit« gesetzt ist, so ist es die psychologische, d. h. man kann nicht a priori (von vornherein) sagen: dieser Titus oder Sempronius ist so oder so, sondern es heißt warten, bis er sich in seinem persönlichen Wesen und Tun ausspricht; denn solange er schweigt, bleibt er für uns ein »unbeschriebenes Blatt«.

Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
Drauf, wackres Volk! Drauf! ruft die Freiheit, drauf!
Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen,
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf! —
Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz:
Vergiß die teuren Toten nicht, und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!

Theodor Körner († 1813).

2. Pomponius.

Nach des ew'gen Lebens Quelle lechzet meiner Seele Brand,
Der gefangne Geist durchbräche gern des Leibes engend Band,
Ringt und mühet sich und kämpfet ums verlorne Vaterland.

Seufzend fühlt er sich von Leiden, von Entbehrung schwer gedrückt,
Ach, verloren durch die Sünde ging der Glanz, der ihn geschmückt,
Und sein Elend schärft Erinnrung, wie er einst war hochbeglückt.

Petrus Damian († 1072).

Das Laub fällt von den Bäumen,
Das zarte Sommerlaub,
Das Leben mit seinen Träumen
Zerfällt in Asch' und Staub!

Die Vöglein lieblich sangen;
Wie schweigt der Wald jetzt still!
Die Lieb' ist fortgegangen,
Kein Vöglein singen will.

Die Liebe kehrt wohl wieder
Im künft'gen lieben Jahr,
Und alles tönt dann wieder,
Was hier verklungen war.

Der Winter sei willkommen,
Sein Kleid ist rein und neu,
Den Schmuck hat er genommen,
Den Keim bewahrt er treu.

L. Mahlmann († 1826).

3. Afranius.

Wer wollte sich mit Grillen plagen,
Solang uns Lenz und Jugend blühn?
Wer wollt' in seinen Blütentagen
Die Stirn in düstre Falten ziehn?

Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dies Pilgerleben gehn;
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
Wann wir am Scheidewege stehn.

O, wunderschön ist Gottes Erde,
Und wert, darauf vergnügt zu sein!
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun!

Hölty († 1776).

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Und geht es draußen noch so toll,
Unchristlich oder christlich,
Ist doch die Welt, die schöne Welt,
So gänzlich unverwüstlich!

Und wimmert auch einmal das Herz, —
Stoß an, und laß es klingen!
Wir wissen's doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen.

Wohl ist es Herbst; doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen!
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
Es steht die Welt in Veilchen.

Die blauen Tage brechen an;
Und ehe sie verfließen,
Wir wollen sie, mein wackrer Freund,
Genießen, ja genießen!

Theodor Storm (geb. 1817).

4. Piso.

Guter Mond, du gehst so stille
Durch die Abendwolken hin.
Deines Schöpfers weiser Wille
Hieß auf jener Bahn dich ziehn.
Leuchte freundlich jedem Müden
In das stille Kämmerlein,
Und dein Schimmer gieße Frieden
Ins bedrängte Herz hinein.

Guter Mond, du wandelst leise
An dem blauen Himmelszelt,
Wo dich Gott zu seinem Preise
Hat als Leuchte hingestellt.
Blicke traulich zu uns nieder
Durch die Nacht aufs Erdenrund!
Als ein treuer Menschenhüter
Tust du Gottes Liebe kund.

Guter Mond, so sanft und milde
Glänzest du im Sternenmeer,
Waltest in dem Lichtgefilde
Hehr und feierlich einher.
Menschentröster, Gottesbote,
Der auf Friedenswolken thront:
Zu dem schönsten Morgenrote
Führst du uns, o guter Mond.

K. Enslin.

Die vier genannten Männer haben sich ausgesprochen; wir kennen sie.[1] Inbezug auf diese können wir nicht mehr sagen: „Menschen sind die Menschenkinder"; sie sind nicht gleich. Wir hörten jeden seine Harfe spielen, aber jeder derselben griff andere Saiten.

1. Catos Natur ist auf sozialpolitischen Sturm gestimmt; sein Lied erklingt in As-Dur, d. i. in einer der Tonarten, in welchen die alltäglichen und abgegriffenen Töne zu einer Tiefe und Fülle sich vereinigen und die Gemüter in ein Gewühl versetzen, in welchem Liebe und Haß (Feuer und Wasser) sich verschlingen und nach neuen Gebilden ringen. Sein Lied „wecket der dunkeln Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen".

2. Auf der Seele des Pomponius lasten schwere Dinge. Er denkt wie alle Menschenkinder, nur tiefer und nachhaltiger. Er ist auf dieser Welt, aber nicht von dieser Welt; die Bande des Leibes beengen ihn, er möchte sie sprengen, um zu seinem Ursprung zu gelangen. Sein Gemüt ist auf die Vergänglichkeit der Dinge gestimmt; sein Lied erklingt in E-Moll; die Liebe ist fortgegangen, aber sie kehrt wieder. Dieser Hoffnungsstrahl verklärt sein Antlitz und läßt das Finale seines Liedes nach E-Dur übergehen.

---

[1] Vgl. Cic., Tusc. disp. V. 16. (Princeps philos.)

3. Afranius läßt sein Herz nicht wimmern; noch ein Weilchen, und die Welt steht in Veilchen; er ist kein Grillenfänger; er will sich der schönen Erde, der unverwüstlichen Welt, freuen. Freude, Lust und Fröhlichkeit erfüllen sein Herz und Wesen. Sein Genius läßt ihn viel lachen und scherzen und sich über jegliche Schwierigkeiten mit leichtem Sinne hinwegsetzen. Darum erklingt sein Lied in D-Dur, einer Tonart, welche wenige Schwierigkeiten bietet und von vielen gespielt wird.

4. Piso ist das leibhaftige Ebenbild des Mondes; er ist kalt wie dieser und wandelt stille und leise seine Bahn; er blickt sanft und milde um sich her; er stört niemand, er regt niemand auf; sein Reich sind die „Friedenswolken". Sein Gemüt ist auf Gleichmut gestimmt, und sein Lied erklingt in C-Dur, also in der Tonart, welche nichts Außergewöhnliches aufweist.

Wir haben obige Männer sich im Liede aussprechen lassen. Ebenso gut könnten wir sie als Redner auftreten und sich äußern lassen.[1]

Hiernach würde Cato als demokratischer Parlamentsredner auftreten, der als solcher die Drangsal seines Volkes kennt und in allem seinen Denken auf die Niederwerfung der Feinde des Volkes bedacht ist. Er bringt viele Wasser in wallende Bewegung, welche geeignet sind, Schäden und Irrtümer wegzuschwemmen, nicht minder aber auch das Bestehende ins Wanken und zum Sturz zu bringen. Der Zug seiner Rede ist Unwiderstehlichkeit, und der Donner derselben macht die Herzen beben, wogegen die Blitze derselben bis in die äußersten Winkel der Herzen hineinleuchten. Cato kann ein rettender Engel des Volkes werden, aber auch ein Dämon, der es der Blindheit und dem Verderben überantwortet.

Pomponius ist der gefeierte Lehrer; der das Zeitliche und Veränderliche von dem Ewigen wohl unterscheidet, in letzterem seinen Standort nimmt und die Probleme löst, welche den Geist des Menschen beschäftigen und am Herzen desselben zehren. Die ihm leuchtenden Sterne sind die Ideen, wie er sie in den Dingen verkörpert sieht und deren Spuren er zum Throne dessen folgt, der sie als Samen in die Dinge versenkt hat. Der Zug seiner Rede ist derselbe wie bei Cato.

---

[1] Hierbei müßten wir aber den wesentlichen Unterschied zwischen Vortrag und Rede feststellen. Können wir hierauf nicht eingehen, so wollen wir nur bemerken, daß man einen Vortrag alle Tage hören kann, eine Rede höchst selten; denn die Redner als Herrscher über sich selbst, über die Sache, über die Herzen der Zuhörer und alle möglichen und unmöglichen Momente — sie sind sehr dünn gesät. Es trifft hier das Wort des Marcus Antonius zu, »er habe so manchen fertigen Sprecher kennen gelernt, aber keinen Redner«. (Vgl. Cicero, Orator. 5.)

Afranius ist ein Redner in Friedenszeiten, die nichts Außerordentliches aufweisen. Er kennt den Ernst des Lebens, aber auch die Heiterkeit der Kunst. Er nimmt alles, wie es ist; es liegt nicht in seiner Natur, sich gegen Widerwärtigkeiten zu stemmen. Entweder müssen diese von selbst fallen, oder es müssen andere dagegen angehen. Beifall und Lob sind der beste Lohn seines Auftretens.

Piso ist ein notgedrungener Redner. Zeiten-Donnerwetter lassen ihn seinen Gleichmut nicht verlieren. Den Blitz fürchtet er ebensowenig wie der Mond. Er blickt traulich auf seine Zuhörer, unbekümmert um das Feuer, welches ihr Gemüt verzehrt, oder den Wurm, der in ihrem Herzen nagt. Er hat nicht viel zu gewinnen, noch weniger zu verlieren. Er ist der selige Nutznießer der Dinge, unbekümmert um die Meister, welche sie geschaffen haben.

Jeder Mensch spricht sich nun seiner Stimmung entsprechend aus wie Cato, Pomponius, Afranius und Piso. Wenn wir hier von Stimmung sprechen, so ist darunter nicht die Tagesstimmung zu verstehen, welche vom Wetter, Geschäft, Erfolg und Mißerfolg abhängt, — sondern wir verstehen hierunter die Grundstimmung des menschlichen Wesens, welche zum Teil die Verschiedenheit des letzteren erklärt. Diese Grundstimmung des menschlichen Wesens nennt man Temperament. Die Temperamente der einzelnen Menschen sind verschieden wie diese selbst. Hiernach ginge die Variabilität derselben ins Unendliche. Wenn man aber näher zusieht, so wird man bald gewahr, daß der Gesinnungsgenosse seinen Stimmungsgenossen sucht und findet. Verbinden sich aber zwei, dann sind sie sich auch ihres Gegensatzes zu einem Dritten bewußt. Und so kann es nicht ausbleiben, daß, wenn man die einigenden und trennenden Stimmungsmomente durchgeht, die mögliche Vielheit der Grundstimmungen sich auf die Vierzahl zurückführen läßt (wie alle Aussagen auf die Zehnzahl der Kategorien).

§ 3. Über die Zahl der Temperamente.

Wir haben nur vier Männer sich aussprechen lassen, um die Stimmung ihrer Natur (das Temperament nach seinem Wesen) kennen zu lernen. Dies ist eine aprioristische (vorweggenommene) Festlegung der Zahl, welche eigentlich unstatthaft ist. Hierzu wollen wir aber bemerken, daß es uns hier weniger um eine wissenschaftliche Ableitung der Zahl

zu tun ist als um Erklärung der historisch festliegenden Temperamente.

Und doch können wir hier wenn auch nur die Methode streifen, welche man in der Bestimmung der Zahl der Temperamente einhalten müßte. Die aprioristische Methode dürfte zu diesem Ziele kaum führen; es könnte also nur die aposterioristische oder hinterherige sein. D. h. vorangehen müßte die erfahrungsmäßige Beobachtung, und hinterher könnte man aus dieser die Zahl und das Wesen festlegen. Auf diese letztere Weise hat auch Aristoteles die Zehnzahl der Kategorien (Aussagen) bestimmt. Bei allen unseren Aussagen von einem Dinge kommen wir nämlich nicht über die Zehnzahl hinaus; was darüber ist, das ist Vervielfachung der Aussage, aber keine Hinzufügung einer neuen, welche sich als elfte, zwölfte oder sonstwelche der Zahl nach ausnehmen könnte.

Die Methode in Bestimmung der Zahl der Temperamente hat G. Rümelin in seiner Kanzlerrede über die ersteren richtig angedeutet, aber nicht durchgeführt.

Er sagt, es gebe über 400 Adjektiva und einige Dutzend Substantiva, die ausschließlich zur Charakterisierung der einzelnen Menschen nach „festen und habituellen (bleibenden) Zügen ihres Seelenlebens, die nicht allen Menschen gemeinsam sind, sondern dem einen zukommen und dem anderen fehlen". Rümelin teilt obige Wortzahl in drei Wortgruppen.

Die 1. Wortgruppe bezieht sich auf die Intellektualität des Menschen: verständig, gescheit, witzig, scharfsinnig, geistreich; oder: dumm, beschränkt, konfus, einfältig.

Die 2. Wortgruppe bezieht sich auf die Triebreize (nach Lust und Unlust unterschieden): sinnlich, genußsüchtig, gesellig, ehrgeizig, herrschsüchtig, habgierig, wohlwollend, wißbegierig, wahrheitsliebend, gewissenhaft, kunstsinnig, religiös, erregbar.

Die 3. Wortgruppe betrifft Werturteile, welche die Persönlichkeit von verschiedenen Gesichtspunkten aus lobend oder tadelnd charakterisieren: gut, schlecht, rechtschaffen, ehrenhaft, gemein; liebenswürdig, widerwärtig, unterhaltend, langweilig, höflich, geziert, anmaßend, bescheiden; anstellig, gewandt, fleißig, brauchbar, geschickt, und die Gegenteile.

Neben diese drei Wortgruppen stellt Rümelin eine vierte Klasse von Wörtern auf, wie: lebhaft, reizbar, hitzig; still, gelassen, kaltblütig, ängstlich, sorglos, vorsichtig; mutig, kühn, zuversichtlich, bedächtig, besonnen, beharrlich; zerstreut, veränderlich, unbedacht, flüchtig, frohsinnig; mißmutig, fest oder lenksam, offenherzig oder verschlossen, heiter oder ernst.

Die Spitze der Zentrale, in der sich alle Wortgruppen vereinigen, ist das Ich.

Die 1. Wortgruppe betrifft die allgemeinen Erregbarkeitsgrade, das Maß der Kraft, Intensität und Lebenswärme aller psychischen Funktionen.

Die 2. Wortgruppe betrifft das daran verschiedene Maß der Empfänglichkeit für Lust und Unlust.

Die 3. Wortgruppe betrifft das Maß und die Grade der inneren Sammlung oder Konzentration (Zentralität).

Dies gibt drei Temperamente, „während der vierte Temperamentsbegriff auf dem Wege ist, von der Sprache ganz aus dieser Gesellschaft ausgeschieden zu werden“.[1]

Dies ist ungefähr der Weg, welcher zur Bestimmung der Zahl der Temperamente führt. Rümelin hat ihn zum Teil eingehalten, zum Teil verfehlt. In der Einhaltung kommt er auf die drei historischen Temperamente hinaus, während er das vierte ohne Grund ausschließt (er hält es für eine Krankheit). Er hat den Weg verfehlt, weil er die Temperamente nur auf Qualitäten gründet, nämlich auf Erregbarkeit, das Maß der Empfänglichkeit und die Sammlung. Diese drei letzteren finden sich aber in jedem Temperament, also können diese nicht die kategorisierende Kraft haben, nebenbei wohl, nicht aber wesentlich. Das Was oder Wesen geht aber jeder qualitativen Bestimmung voraus, — dies ist aber die menschliche Natur in ihrer Verschiedenheit; also muß diese sowohl in Bestimmung der Zahl als auch des Wesens der Temperamente zum Rückhalt genommen werden.

Überdies ließe sich auch über die Gruppierung der 400 Adjektiva und Substantiva reden und rechten. Wenn man sie

[1] Vgl. Rümelin, Reden und Aufsätze. Freiburg, Mohr, 1894. III. Folge. S. 3 ff.

(ontologisch) näher untersuchen wollte, würden sie eine Verschiebung oder Umsetzung aus einer Gruppe in die andere zulassen.

Beim ontologischen Verfahren müßte man es ungefähr machen wie beim Suchen der Primzahlen in der Arithmetik oder wie bei der Feststellung des Generalnenners in der Addition der Brüche.

Aus den so gewonnenen psychologischen Primzahlen ließe sich vielleicht unter Beachtung der Natur des Menschen die Zahl und das Wesen der Temperamente aufs neue feststellen. Es ist aber sehr schwer, die Vierzahl umzustoßen und eine andere Zahl dafür zu setzen. Darum bleiben wir bei der ersteren.

§ 4. Wie hat man sich die Temperamente von jeher erklärt, und welche Namen hat man ihnen gegeben?

Die psychologischen Probleme haben zum großen Teile darin ihre Schwierigkeiten, daß der Mensch ein leiblich-geistiges Wesen ist und diese beiden Faktoren sich oft in unserer Erkenntnis nicht in derjenigen Harmonie zusammenfinden können, in welcher sie von Natur aus stehen.

Tatsächlich beruht auf dem Verhältnis zwischen Leib und Seele nicht nur der Wahrheitsgehalt der psychologischen Lehre, sondern auch der oft verführerische Zauber der psychologischen Irrtümer.

Im Altertum lehnte man sich in dieser Hinsicht an die kosmologischen (das Weltall tragenden und durchwaltenden) Prinzipien an. So sah Heraklit (im 5. Jahrhundert v. Chr.) die Welt als eine Erscheinung eines Urfeuers an und übertrug dieses Prinzip auch auf das geistige Leben.

Die verschiedenen Seelen unterscheiden sich nach seiner Ansicht nach der Art und Weise, wie das Feuer in ihnen leuchtet.

Anderseits hat man als Weltträger die vier Elemente angesehen: Wasser, Feuer, Luft (Äther) und Erde, und diese als göttliche Wesen betrachtet. Und indem Empedokles (Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr.) sich auf den Grundsatz stützte,

„Gleiches werde durch Gleiches erkannt", — die Seele aber alle vier Elemente erkenne, — so müsse sie auch aus denselben bestehen.[1]

„Auf dieselbe Weise bildet Platon im Timäus die Seele aus den Elementen." So berichtet Aristoteles in seiner Schrift „über die Seele" (Übers. von Dr. Rolfes. Bonn. 1901. S. 16).

Von diesen Annahmen und Voraussetzungen aus brauchte man nur einen Sprung zu tun, und man wäre mitten in der Lehre von den vier Temperamenten. Doch selbst Platon vermeidet diesen Sprung. „Denn von allen Dingen, welchen es zukommt, Vernunft zu besitzen, ist die Seele allein als solche zu bezeichnen; diese aber ist etwas Unsichtbares (Nichtmaterielles), während Feuer, Wasser, Erde und Luft insgesamt ihrer Entstehung gemäß sichtbare (materielle) Körper sind." Und in methodischer Hinsicht sagt Platon weiter: „Wer also ein Freund der Vernunft und Erkenntnis ist, der muß notwendig in einem denkenden Wesen die letzte Ursache suchen, alle Ursachen aber, welche in Dingen liegen, die von anderen in Bewegung gesetzt werden und wiederum andere mit Notwendigkeit in Bewegung setzen, erst in zweiter Linie als Ursachen verfolgen."[2]

Der erste Philosoph, welcher in alle Versuche, die Welt auf gewisse und unabänderliche Prinzipien (Träger) zurückzuführen, Ordnung brachte, war Aristoteles. Und auch in psychologischer Hinsicht hat er nicht nur bahnbrechend, sondern grundlegend gewirkt. Er ist auch der Urheber der Lehre von den Temperamenten oder vielmehr, wie Fortlage sagt, es ist derjenige unbekannte Aristoteliker, welcher die berühmte dreißigste Sektion der Probleme verfaßt hat. In dieser wird bewiesen, daß alle ausgezeichneten Genies notwendig Melancholiker seien. Der Grundgedanke dieser Stelle liegt darin, daß den Melancholikern ein stärker aufgeregtes Blutleben

[1] Man wolle beachten, daß dieser Grundsatz nur unter Vorbehalt richtig ist. »Die Seele ist gewissermaßen alles;« dies lehrt auch Aristoteles. Damit ist aber nicht gesagt, sie sei alles nach materieller Weise, sondern nach idealer, d. h. sie empfängt in ihrer Erkenntnis die Wesenheiten der verschiedensten Dinge und gibt ihnen auf diese Weise ein höheres und unvergängliches Sein.

[2] Timaios, Ausg. v. Susemihl § 83.

zugeschrieben wird, welches die Ursache aller Affekte (Erregungen) ist, nicht nur der traurigen und niedergeschlagenen, sondern auch der fröhlichen, mitleidigen, zornigen usw. Aristoteles weiß diese Melancholiker besonders dadurch interessant zu machen, daß er Dichter, Philosophen, Staatsmänner und Heroen zu ihnen zählt. Phlegmatiker, Sanguiniker und Choleriker kennt Aristoteles nicht.

In der Erklärung der Grundstimmung (man kann auch sagen Gemütsstimmung) des menschlichen Wesens spielt bei Platon sowie bei Aristoteles die schwarze Galle die Hauptrolle.

Man hat gemeint, es sei unbekannt, was die Griechen sich unter der »schwarzen Galle« gedacht haben. Dies ist wohl bekannt, nur fraglich, ob in der Sache begründet. Platon spricht im Timaios »von allerlei Blut in den Adern, welches die mannigfaltigsten Farben und Geschmäcke, nämlich Bitterkeiten aller Art, dazu auch Säuren und Salze darbietet und mancherlei Galle, Lymphe und Schleim mit sich führt«. Das älteste Residuum des Blutes, sagt Platon weiter, wird schwarz infolge des langen Brandes. »Zuweilen enthält auch diese Schwärze anstatt der Bitterkeit Säuren, wenn nämlich die bitteren Teile stärker verdünnt sind, oder aber jene bittere Substanz nimmt dadurch, daß sie wieder mit Blut getränkt wird, eine rötliche und durch die Vermischung derselben mit dem Schwarz eine grasgrüne Farbe an.« »Der gemeinsame Name für alle diese Bildungen ist: **Galle**, welcher ihnen beigelegt worden ist, sei es von gewissen Ärzten oder auch von anderen Leuten, welche dazu befähigt sind, beim Anblick vieler unähnlicher Dinge doch einen Gattungsbegriff in ihnen wahrzunehmen. Die besonderen Arten aber führen nach der Farbe auch ihren besonderen Namen.« Susemihl § 211 und 212.

Diese „schwarze Galle“ (mélaina cholé) nimmt auch Aristoteles zum Prinzip der Erklärung der jeweiligen Grundstimmung (der Temperamente) bei den Menschen. Die wichtige Stelle in den „Problemen“ hat folgenden Wortlaut:

»Die Flüssigkeit, welche schwarze Galle genannt wird, kann sich den Bestandteilen des ganzen Leibes vermischen. Alle Mischung geschieht aber entweder auf warmem oder kaltem Wege, wie denn auch die schwarze Galle heiß oder kalt angetroffen wird. Denn zu beiden ist sie fähig, ähnlich wie das Wasser, obwohl an sich kalt, so wird es, durch Erhitzen zum Sieden gebracht, heißer als die Flamme selbst empfunden. Auch Stein und Eisen, obwohl von Natur aus kalt, werden heißer als glühende Kohlen.

Ähnlich die schwarze Galle, welche von Natur aus kalt ist. Wenn nun diese (im kalten Zustande) ihr Maß übersteigt, so macht sie die Menschen scheu, niedergeschlagen, ängstlich oder furchtsam; wenn sie sich aber stark

erhitzt, so erzeugt sie Sorgenlosigkeit und Frohsinn, auch wohl Geistesverwirrung, Ausbruch von Geschwüren und ähnliche Zufälle. Denn bei einigen Menschen verändert sich die Gemütsart nicht, sondern erzeugt nur schwarzgallige Krankheiten. Andere hingegen werden im Gemüte erregt. So z. B. werden diejenigen, welche viele und kalte schwarze Galle haben, leicht trübsinnig und träge; welche aber viele und heiße haben, werden aufgeregt und geistreich, geneigt zu jeder Leidenschaft und Begierde; einige werden auch redselig. Andere geraten in Wahnsinn und Ekstase (Verzückung), ein Umstand, aus dem sich die Sibyllen und Bachantinnen erklären, sowie alle diejenigen, welche von göttlichen Eingebungen erregt geglaubt werden. Marakos, ein Bürger von Syrakus, war ein besserer Dichter, wenn er geistesabwesend war.[1]

Bei welchen nun diese Hitze zum Mittelmaß abgedämpft auftritt, diese sind zwar auch Melancholiker (Schwarzgallige), aber auf verständigere Art. Obgleich sie vielleicht in einigen Stücken (Leistungen) zurückbleiben, dafür ragen sie in allen übrigen hervor, einige in wissenschaftlichen Studien, andere in Künsten, und wiederum andere in der Staatsverwaltung. Auch die großen Unterschiede in Überwindung von Gefahren gehören hierher. Wenn eine erschreckende Nachricht kommt, so wird ein ungewöhnlich kalter Zustand der Galle der Furcht den Zugang eröffnen. Denn die Furcht ist erkältender (herabstimmender) Natur, wie man bei denen sieht, welche vor Furcht zittern. Wenn aber die Wärme steigt, so wird auch der Mensch zur Unerschrockenheit zurückkehren. Wo also der rein schwarzgallige Zustand obwaltet, dort verfällt man in eine heftige Melancholie; wo dagegen dieser Zustand gemäßigt sich geltend macht, da gibt es ausgezeichnete und originelle Naturen, welche jedoch, wenn sie wenig auf ihre Gesundheit achten, leicht den schwarzgalligen Übeln anheimfallen. Einige fallen in Epilepsie, andere werden menschenscheu oder ängstlich und furchtsam, wieder andere übermäßig zuversichtlich und hoffnungsvoll, wie es beim Archelaos, dem Könige von Mazedonien, der Fall gewesen sein soll. Solches geschieht, je nachdem der Zustand ein kalter oder warmer ist.«[2]

Wenngleich es wahr ist, daß Aristoteles dem Namen nach nur ein Temperament kennt, das melancholische, so läßt sich doch nicht leugnen, daß der Sache nach auch die übrigen bei ihm vertreten sind.

1. Das Übermaß der kalten schwarzen Galle, sagt Aristoteles, macht den Menschen scheu, niedergeschlagen, ängstlich oder furchtsam. Dies ist der Melancholiker.

---

[1] Ohne Zweifel denkt Aristoteles hier an den höchsten Grad der Konzentration des Geistes auf einen Gegenstand, der ebenso stürmisch auf den letzteren wirkt, wie er von diesem stürmisch erfaßt und verfolgt wird, wie es beim Dichten, Komponieren und bei philosophischen Darlegungen der Fall sein kann.

[2] Bei Fortlage, Acht psychol. Vorträge. Jena 1869. S. 192.

2. Stark erhitzte Galle erzeugt Sorgenlosigkeit und Frohsinn (Lebensfreude). Dies ist der Sanguiniker.

3. Diejenigen, welche viele und heiße Galle haben, werden aufgeregt und geistreich; sie sind geneigt zu Leidenschaften, Begierden und mitunter zu Redseligkeit. Dies ist der Choleriker.

4. Diejenigen, welche viele und kalte schwarze Galle haben, werden leicht trübsinnig und träge. Dies ist der Phlegmatiker.

Die Melancholiker „auf verständigere Art" gehören zu 2 und 3.

In weiterer Verfolgung der Ursachen, welche die Verschiedenheit der Grundstimmung des Menschen erklären, hat der Neuplatoniker Galenus (von Beruf Arzt, um 131 n. Chr. geboren) die Hauptsäfte des menschlichen Leibes untersucht und diese auf vier Kategorien zurückgeführt: Blut (sanguis), Galle (cholé), schwarze Galle (mélaina cholé) und Schleim (phlegma), und von dem Vorherrschen der einen oder anderen Flüssigkeit hat er die Grundstimmung der Menschen abgeleitet und so ihre Temperamente erklärt.

1. War das Blut rein, so bestimmte Galenus den betreffenden Menschen als Sanguiniker.

2. Wies das Blut Gallenflüssigkeit auf, so rechnete er mit einem Choleriker.

3. War es mit schwarzer Galle durchsetzt, so hatte er einen Melancholiker.

4. Wies dagegen das Blut Schleim auf, so rechnete er mit einem Phlegmatiker.

Diese von Galenus festgelegte Vierzahl der Temperamente ist bis auf den heutigen Tag geblieben. Es konnte nicht ausbleiben, daß man sie anderwärts verlegte, im allgemeinen hat man aber an der Vierzahl derselben, sowie an deren jeweiligen Merkmalen nichts zu ändern vermocht.

Die Ärzte Stahl, Hoffmann und Haller erklären die Temperamente nicht aus den flüssigen Teilen des Körpers, sondern aus den festeren, nämlich den Nerven und Muskeln, deren Elastizität und Reizbarkeit von der Blutspeisung bedingt sei.

Eine ähnliche Auffassung macht sich auch in dem Artikel „Temperament“ von E. Harles in R. Wagners Handwörterbuch der Philosophie geltend. 1846. Bd III. Abt. 1.

Überdies hat es auch nicht an Versuchen gefehlt, die Temperamente auf andere Kategorien zurückzuführen (sie anders einzuteilen). Führen wir einige derselben an.

Maas unterscheidet: 1. das cholerische oder warmblütige; 2. das geistige; 3. das körperliche; 4. das melancholische oder schwerblütige; 5. das phlegmatische oder kaltblütige; 6. das sanguinische oder leichtblütige Temperament.

Ernst Platner (1714—1808) stellt folgende Kategorien von Temperamenten auf: 1. das attische, mehr Geistigkeit als Tierheit; 2. das lydische, mehr Tierheit als Geistigkeit; 3. das phrygische, wenig Geistigkeit und wenig Tierheit; 4. das römische, viel Geistigkeit und viel Tierheit.

Grohmann gab in seinen Aphorismen über Zeugung in Moritz' Magazin für Erfahrungsseelenkunde folgende nach physiologischen Rücksichten entworfene Einteilung der Temperamente. **A. Das knochenreiche Temperament.** Hierzu gehört 1. das römisch-feurige: Gedrängte Knochen mit scharfen, eckigen Umrissen. 2. das römisch-männliche: Gedrängt, stark, mit runden und gewölbten Umrissen. 3. das grobe, prahlende: Aufgedunsen, locker, mit scharfen, hervorspringenden Umrissen. 4. das böotische: Aufgedunsen, locker, mit runden, abgeschliffenen Umrissen. **B. Das blutreiche Temperament.** 1. das cholerische: Blut mit feurigen elementarischen Teilen angefüllt, in heftigem Umlauf. 2. das sanguinische: Blut mit weniger feurigen, abgekühlteren Teilchen angefüllt, in leichtem, geschwindem Umlauf. 3. das leichte weibliche Temperament: Blut mit weniger feurigen, abgekühlten Teilchen angefüllt, aber in langsamem stillen Umlauf. 4. das leichte phlegmatische Temperament: Blut mit wässerigen Teilen angefüllt, in langsamem stillen Umlauf. 5. das grobe phlegmatische Temperament: Blut mit groben, dicken Erdteilen angefüllt, in schwerfälligem Umlauf. **C. Das ätherische Temperament.** 1. das melancholische oder trocken-unruhige: Der Nervensaft leicht, ätherisch, mit ungehinderter, freier Tätigkeit. 2. das ätherische oder leichte, trockene, ruhige Temperament: Der Nervensaft leicht, ätherisch,

mit periodisch lebhafter, unruhiger Tätigkeit. 3. das hektische Temperament: Nervensaft leicht, wenig ätherisch, mit gichtischer, zuckender Bewegung. 4. das schwindsüchtige Temperament: Nervensaft leicht, wenig ätherisch, mit schwacher, unmerklich verschwindender Tätigkeit. — Dies sind im ganzen 13 Temperamente.

Grohmann glaubte aus dieser Einteilung zugleich gewisse Prognostika für die Kindererzeugung schöpfen zu können. Ist der Vater sanguinisch oder leicht phlegmatisch, die Mutter aber melancholisch, so sollen sie lauter Töchter haben. Ist der Vater aber leicht phlegmatisch, die Mutter dagegen römisch-feurig oder römisch-männlich (!) oder grob prahlend oder gar böotisch, so sollen sie mit lauter Söhnen gesegnet sein usw.[1]

In der Bestimmung des Wesens der Temperamente sind die Philosophen ebenso verschiedener Meinung gewesen. Wollen wir uns die wichtigsten vorführen.

J. Kant hält die Vierzahl fest, führt sie aber auf zwei Ursachen zurück, das Gefühl und die Begierde. Auf dem Gefühl beruht das sanguinische und melancholische, auf der Begierde das cholerische und phlegmatische Temperament. Die Zusammensetzung oder das Verfließen des einen Temperamentes in das andere schließt Kant aus. „Es gibt keine zusammengesetzten Temperamente — z. B. ein sanguinisch-cholerisches, welches die Windbeutel alle haben wollen, — sondern es sind deren in allem nur vier, und jedes derselben ist einfach.“[2]

Hegel († 1831) meint, was unter Temperament zu verstehen sei, das sei schwer zu sagen; am besten bestimme man es wohl als die ganz allgemeine Art und Weise, wie das Individuum tätig sei, sich objektiviere, sich in der Wirklichkeit erhalte. In der Zeit größerer Bildung verlieren sich die Temperamentsunterschiede. Meist vereinigt ein Mensch mehrere Temperamente in sich.

Herbart hält die Temperamente für Naturfehler, welche auf mangelhafter Vegetabilität oder Irritabilität oder Sensibilität allein beruhen oder auf Mängel je zweier dieser leiblichen

[1] Bei Fortlage a. a. O. S. 187.
[2] Bei Pesch, Inst. psych. III. p. 401.

Funktionsgebiete, oder aber auf alle drei zurückzuführen seien. Ein Zögling, wie wir ihn wünschen, dürfe gar kein Temperament haben.

K. F. Burdach († 1847) definiert in seiner Anthropologie das Temperament als „das Tempo des Lebens oder Verhältnis der Eindrücke zur Stärke und Dauer der Gegenwirkung". Die Vierzahl hält er fest.

W. Esser († 1856) versteht unter Temperament „eine (aus der Mischung des Körperlichen und des Geistigen hervorgehende) beharrliche, bei den verschiedenen Menschen verschiedene Verfassung, d. i. den beharrlichen Zustand des Gefühlsvermögens". Er hält die Vierzahl fest, führt sie aber auf die Zweiheit, das aktive und passive Temperament, zurück. Jenem ist das cholerische und das sanguinische, diesem das phlegmatische und melancholische Temperament untergeordnet.[1]

H. Ulrici. „Unter Temperament," so sagt dieser, „wird zu verstehen sein die ursprüngliche Bestimmtheit des Grades und Maßes von Geschwindigkeit, Intensität und Energie, mit welcher je nach dem Naturell des Menschen nicht nur die Außenwelt auf die Seele wirkt, sondern auch umgekehrt die Bewegungen, Aktionen und Reaktionen der Seele auf die Außenwelt erfolgen".[2]

P. Tilm. Pesch († 18. X. 1899) gibt das Wesen des Temperamentes in folgenden Worten an: „Das Temperament ist eine gewisse Disposition des menschlichen Körpers, welche aus dem Verhältnis der Elemente sich ergibt, die den menschlichen Körper bilden."[3]

C. Gutberlet äußert sich in unserer Sache folgendermaßen: „Unbestreitbare Wahrheit an der Temperamentenlehre ist, daß somatische (leibliche) Eigentümlichkeiten gewisse Gefühle und weiterhin Schnelligkeit und Stärke der übrigen Seelenzustände bedingen, wenn auch diese somatische Grundlage im einzelnen schwer zu bestimmen ist."[4]

---

[1] Psychologie. Münster 1854. S. 533.
[2] Leib und Seele. Leipzig 1866. S. 404.
[3] Institutiones psychologicae. Frib. 1898. III. 400.
[4] Psychologie. Münster 1890. S. 222.

G. Hagemann († 1903) versteht unter Temperament „die verschiedene Art der Erregbarkeit des Gemütes oder die Weise, wie die Seele zum Fühlen und Streben gestimmt (temperiert) ist“.[1]

A. Stöckl († 1895): „Unter Temperament läßt sich nichts anderes verstehen als der konstante Typus des psychisch-leiblichen Lebens des Menschen, welcher im Ganzen seiner individuellen Lebensführung sowohl als auch in allen besonderen Äußerungen seines psychisch-leiblichen Lebens sich überall in ganz bestimmter Weise zur Offenbarung bringt.“[2]

Beneke († 1854) glaubte, jeder Mensch könne 20 bis 30 und mehr Temperamente zugleich haben.

Jessen nimmt ein irritables (erregbares) und phlegmatisches (träges) Temperament an, und innerhalb dieser stellt er wiederum vier auf: das fröhliche (sanguinische), leidende (melancholische), zornige (cholerische) und furchtsame Temperament.

Heinroth († 1843) leitet das phlegmatische Temperament „aus dem Überwiegen des lymphatischen Systems“, das melancholische „aus dem vorherrschend venös-bilösen“,[3] das sanguinische „aus dem arteriellen“, das cholerische „aus dem nervösen“ ab. Die jeweiligen Temperamente nennt er: kaltblütig (phlegmatisch), schwerblütig (melancholisch), warmblütig (cholerisch) und leichtblütig (sanguinisch).

Nach Fortlage († 1881) „sind die Temperamente keine angeborenen Naturbeschaffenheiten, welche nicht abgeändert werden könnten, sondern gelegentliche Gemütszustände, welche durch ein Zusammenspiel einer rezeptiven und einer produktiven Grundtätigkeit in der Seele hervorgebracht werden, deren jede entweder mehr in Schlaf sinken oder mehr zur Wirksamkeit erwachen kann“.[4]

Jürgen Bona Meyer († 1897) bestimmt das Temperament „als eine Naturanlage in der Art und in dem Verhältnis des Empfindens und Wollens“.[5]

---

[1] Psychologie. Freiburg 1889. 5. Aufl. S. 170.
[2] Lehrbuch der Philosophie. Mainz 1887. II. Bd. S. 401.
[3] bilis = Galle. [4] A. a. O. S. 229.
[5] Temperament und Temperamentsbehandlung. Bielefeld 1891. S. 8.

B. Hellwig († 1901) versteht unter dem Temperament „die Art und Weise, wie ein Mensch den Eindrücken der Außenwelt gegenüber sich verhält, und wie er unter der Gewalt dieser Eindrücke leidet resp. handelt. Das Temperament äußert sich somit vorzugsweise im Gemütsleben und bekundet sich in dem besonderen Mischungsverhältnisse von Erregbarkeit und Rückwirkungsfähigkeit der Seele“.[1]

Wie bestimmt Dr. Hirt das Wesen des Temperamentes? Diese Frage ist darum von größtem Interesse, weil der Autor Arzt, alsdann, weil seine Schrift aus dem neuesten Stande der Physiologie erwachsen ist.

„Die Temperamente sind verschiedene Betätigungs- und Reaktionsweisen“ (des Menschen). „Intellekt und Wille als Motoren der Bewegung (Betätigung) scheiden für die Bedeutung der Temperamente aus. Dagegen machen die Verschiedenheiten in Schnelligkeit, Maß, Kraft der Bewegungen und die Unterschiede im Wechsel dieser genannten tatsächlich das aus, was man Temperament heißt“ (S. 3). Und insofern seelische Geschehnisse die nervösen Vorgänge begleiten, „läßt sich das Temperament ganz allgemein als eine bestimmte Ablaufsweise der physiopsychologischen Vorgänge auffassen“ (S. 4). Hiermit verbindet sich „auch eine bestimmte Gemütsanlage“ (S. 5).

Wie bestimmt Dr. Hirt die einzelnen Typen der Temperamente? In dieser Hinsicht stellt sich Dr. Hirt auf den Standpunkt, daß man zuerst das Seinsollende feststellen müsse und dann erst das Seiende (das, was ist). „Nur so kommt man zu einem Begriffe vom durchschnittlichem Temperament, daß man sich von einem Menschen alles wegdenkt, was ‚Temperament‘ ist“ (S. 31).

„Zu diesem Behufe gibt Dr. Hirt den „Durchschnittstypus Mensch“, der „leb- und blutlos“ ist, dem nicht nur „das lodernde Feuer“, sondern „auch die glimmende, verzehrende Glut“ fehlt. Nach Zeichnung dieses Normaltypus geht Dr. Hirt zur Bestimmung der Temperamente über, wie wir sie ihrem Wesen nach kennen. Am nächsten kommt dem Normaltypus

---

[1] Die vier Temperamente bei Kindern. Paderborn, Esser, 1888. S. 4.

der **Phlegmatiker.** „Es ist unverkennbar, wie nahe sich die ausgeprägten Typen dieses Temperamentes mit den Fällen zweifellos krankhafter Apathie berühren“ (S. 34). Dem Phlegmatiker haften an: „krankhafte Gleichgültigkeit“ „anergetischer Schwachsinn“, „gemütliche Stumpfheit“, „geistige Schwäche“, „ungenügende Veranlagung“, „moralische Verkommenheit“, „seelischer Defekt“. — Der **Choleriker** ist der feuerblütige Mensch. Die gesteigerte gemütliche Erregbarkeit desselben muß „als eine Eigentümlichkeit des noch unentwickelten Seelenlebens genannt werden“ (S. 40). „Wir müssen dieselbe wohl (!) auf eine Idiosynkrasie (krankhafte Empfindungseigentümlichkeit) der Seele, auf eine „Wunde“ oder „empfindliche Stelle“ beziehen (S. 41). „Die leichteren Fälle dieser Gruppe von Cholerikern müssen wir heute zu den schwer Entarteten, die schwereren dagegen zu den zweifellos kranken Querulanten und Verrückten rechnen.“ In die zweite Klasse von Cholerikern gehören die „Nörgler“ (S. 42). — Der **Melancholiker** ist der schwerblütige Mensch (S. 35). Diesen zeichnet Dr. Hirt als Pessimisten. Sein Handeln ist „zögernd, energielos, häufig ganz verkehrt“ (S. 44). Ihm haftet an „trübe Lebensauffassung und Weltschmerzneigung“. „Man kann zweifelhaft sein, ob auch die letzterwähnte Klasse zu den dauernd verstimmten Psychopathen oder zu den manisch depressiv veranlagten Personen zu rechnen ist.“ Dr. Hirt unterscheidet zwei Klassen von Melancholikern: „Tatmenschen und Grübler“ (S. 45. 46). — Der **Sanguiniker** hat in seinem Seelenleben „etwas Unreifes, Backfischartiges“ (S. 36). Im sanguinischen Temperament obwalten: „nervöse Schwächezustände“, „angeborene Nervenschwäche oder Nervosität“ und „chronische nervöse Erschöpfung“. Alle Sanguiniker fallen unter den „Oberbegriff“ des „nervösen Temperamentes“ (S. 50). Psychopathische Ursachen des sanguinischen Temperamentes sind: Euphorie (subjektives Wohlbefinden der Kranken), Kindesalter, Entwicklungshemmungen, geistige Verödung, mangelhafte geistige Schulung. „Diese geistigen Störungen sind als weitere, ganz gewöhnliche Ursachen eines sanguinischen Gebarens zu nennen“ (S. 52). „Aber in ihnen ist die Stockung, die Sprunghaftigkeit, die Ziellosigkeit der

seelischen Vorgänge doch ebenfalls etwas Bedingtes, nichts Ursprüngliches. Als geistige Grundeigenschaft tritt sie doch wohl nur auf demjenigen Boden auf, auf welchem die verschiedenen Formen der sog. psychogenen Zustände mit Vorliebe gedeihen. Da von diesen die rein hysterischen Bilder wahrscheinlich (!) die häufigsten und für unser Verständnis jedenfalls noch die klarsten sind, kann man die Eigenarten des seelischen Ablaufes in allen mit diesen verwandten Fällen kurzweg unter dem Namen des „hysterischen Temperamentes" zusammenfassen (S. 52. 53).

§ 5. Was ist zu den bisher aufgeführten Wesensbestimmungen und Erklärungsversuchen zu bemerken?

Der Schwerpunkt der Sache liegt sehr tief. Kein Wunder, daß gerade in der Feststellung und Erklärung der Temperamente die verschiedensten Meinungen platzgreifen konnten. Die Alten hatten, wie in so mancher anderen Hinsicht, das Vorrecht, Probleme aufzustellen und deren Lösung der Nachwelt zu überlassen. Dies gilt auch von den Temperamenten.

Was ist nun schwieriger, ein Problem aufzustellen oder es zu lösen?

Diese Frage kommt auf die Unterscheidung zwischen Anregung, Ausführung und weiteren Ausbau einer Sache hinaus. In jeder Hinsicht obwalten noetische und werktätige Momente. Die noetischen Momente können als Idee recht früh erfaßt sein und stellen sich als anregende Vorläufer dar, dagegen die werktätigen sind in der richtigen Ausführung an Mittel und Wege geknüpft, die von der Sache oft recht weit entfernt zu liegen scheinen. Darum ist es leichter, jemand anzuregen, ein Buch zu schreiben, als die Arbeit zu übernehmen und sie durchzuführen. Die Idee des Buches ist dieselbe, nur ist sie bei dem Anregenden im Keime vorhanden, während sie bei dem Ausführenden sich zu einem organischen Ganzen entfaltet. Und ist letzteres einmal in seinen Um- und Grundrissen vorhanden, dann läßt es sich weiter ausbauen.

Hiernach ist es leichter, ein Problem aufzustellen als es zu lösen. Denn es liegt dem denkenden Menschen näher, das Wesen (wenn auch anfänglich nur chaotisch) zu erkennen als das Wie und die Gründe anzugeben und überdies die Sache in ihren wesentlichen und unwesentlichen Momenten auszuwirken. Dies lehren uns übrigens auch die Preisausschreibungen.

In Ansehung nun der Verschiedenartigkeit der Menschen nach ihrem Denken und Empfindung, wie es sich im Tun und Lassen derselben ausspricht, konnten

den Philosophen gewisse wiederkehrende Momente nicht entgehen, welche auf Zurückführung der Mannigfaltigkeit auf gewisse Einheiten hindrängten. So fand Aristoteles die Zehnzahl der Kategorien (Aussagen; nämlich alle und jegliche Aussagen lassen sich auf zehn zurückführen: Wesenheit, Beschaffenheit [Eigenschaft], Größe, Tätigkeit usw.); und so fand auch Galenus die Vierzahl der Temperamente. Es kommt nun vor, daß ein Schema und sein Inhalt die Jahrhunderte überdauert, wie es mit den Kategorien des Aristoteles der Fall ist. Dagegen ist das Schema des Galenus äußerlich stehen geblieben, innerlich dagegen oder nach seinem Erklärungsgrunde war es zum Teil verfehlt. Dieser Umstand lehrt uns, daß der Ausbau des Wissens an die Zeit geknüpft ist.

Das hierauf bezügliche Lehrstück des hl. Thomas von Aquin ist zu wertvoll, als daß wir es uns versagen könnten, es hierher zu setzen. »Es ist der Vernunft eigen,« so lehrt der erhabene Lehrer, den Spuren des Aristoteles folgend, »daß sie die Wahrheit nicht sofort erfaßt, und darum kann der Mensch nur allmählich in der Erkenntnis der Wahrheit Fortschritte machen ... Und Aristoteles sagt, daß bei solchen Dingen, die sich den Grundzügen nach beschreiben lassen, die Zeit gleichsam ein Miterfinder oder ein guter Mitarbeiter sei, nicht zwar so, als ob die Zeit an und für sich etwas dabei bewirkte, sondern inbezug auf alles, was in der Zeit geschieht. Wenn nämlich jemand sich eine Zeitlang Mühe gegeben hat, die Wahrheit zu erforschen, so wird er bei der Erfindung der Wahrheit von der Zeit unterstützt, und das ist sowohl der Fall, wenn ein und derselbe Mensch das, was er vorher nicht eingesehen hatte, später einsieht, als auch bei verschiedenen Menschen, z. B. wenn jemand das begreift, was von seinen Vorgängern erfunden war, und er etwas, was darüber hinausgeht, hinzufügt. Und auf diese Weise ist der Zuwachs in den Künsten hervorgebracht worden, von denen im Anfange nur etwas Geringes erfunden war, während sie nachher durch verschiedene Forscher allmählich sehr vermehrt wurden, weil es Sache eines jeden ist, das hinzuzufügen, was an der Spekulation seines Vorgängers noch fehlt.«[1]

Die über das Wesen der Temperamente angeführten Meinungen oder Ansichten lassen sich auf drei Gruppen zurückführen. Diese kann man ordnen, wie man will.

Zur ersten Gruppe zählen wir diejenigen, welche die Temperamente in der Natur begründet sein lassen, und zwar entweder in der Natur des Leibes oder aber in der Natur der Seele. Dies sind dann zwei Gruppen. Zur dritten Gruppe gehören diejenigen, welche die Temperamente für Naturfehler erklären.

Zu den letzteren gehört Hegel und seine Schule, Herbart

[1] Ethic. 1 L. 11. Bei Commer, Die immerwährende Philosophie. Wien 1899. S. 46.

und in gewisser Hinsicht auch Hellwig. Doch gehen wir die einzelnen Ansichten durch.

1. Heraklit übertrug das feurige Prinzip auch auf die Seelen. Wenn er es im übertragenen (metaphorischen) Sinne gelehrt hätte, dann wäre seine Ansicht gar nicht so ungeheuerlich. Nennt doch auch Vergil den Dante eine „Feuerseele".[1]

2. Empedokles' Ansicht beruht auf einem falschen Schluß, der sich auch bei unseren Materialisten wiederholt: Was der Mensch ißt, das ist er. Heute kennt man wohl über siebzig Elemente gegen die vier der Alten. Wäre der Schluß des Empedokles zulässig, dann hätten wir heute eine viel reichere Skala von Menschenwerten als die Alten. Dieselben könnten dann einfach nach der Kenntnis oder Unkenntnis der Elemente taxiert werden. Das ist aber unsinnig, weil die Seele nach ihrem Wesen undifferenzierbar ist.

3. Bei Platon, Aristoteles und Galenus bildet die schwarze Galle ein unlösbares Problem.

Von einer Vermischung der Galle mit dem Blute ist in physiologischer Hinsicht keine Rede. Tritt sie aber ins Blut, dann gibt es Krankheiten (z. B. Gelbsucht), nicht aber Temperamente.

Fällt nun aber die Sache (die schwarze Galle), dann ist auch die Benennung hinfällig. Hiernach müßten vor allem die Choleriker und Melancholiker anders benannt werden. Denn deren Benennung beruht auf der „galligen" Voraussetzung. Doch können wir unbeschadet der letzteren die Namen beibehalten. Denn „diese Namen und ihre Bedeutung", sagt Ulrici, „beweisen nur den niedrigen, noch der Kindheit der Wissenschaft angehörigen Standpunkt der damaligen Physiologie. Sie beruhen auf vielleicht zwar nicht völlig unbegründeten, doch aber unbegründbaren Annahmen und verwechseln jedenfalls bloße Symptome tiefer liegender Ursachen mit den wirkenden Ursachen selbst."[2]

---

[1] Göttl. Komödie. Inf. VIII. 44.

[2] Gott und der Mensch. Leipzig 1866. I. Leib und Seele (Grundzüge einer Psychologie des Menschen). S. 402.

4. Wenn Stahl, Hoffmann und Haller zum Erklärungsprinzip die Nerven und Muskeln nehmen, so konnten sie ohne Bedenken auch die Knochen hinzunehmen.

5. Maas springt von einem Erklärungsgrunde zum anderen, was unstatthaft ist, da der Mensch nicht einmal Geist und dann Körper ist, sondern beides zugleich.

6. Platner konnte ebensogut das ostpreußische, schwäbische und kalifornische Temperament unterscheiden, wie er das attische, lydische, phrygische und römische unterscheidet.

7. Wenn Kant die Temperamente ins Gefühl und in die Begierde verlegt, so sind dies sekundäre Faktoren der menschlichen Natur, die wiederum aus den primären erklärt sein wollen. Also ist der Erklärungsgrund unzureichend.

8. Grohmanns Schema ist gar nicht übel, nur müssen wir bemerken, daß es dem Urheber selber schwer fallen würde, die Temperamente der einzelnen Menschen zu bestimmen und sie in seinen Kategorien unterzubringen.

9. Esser führt die Temperamente auf das Gefühlsvermögen zurück. Dieser Erklärungsgrund ist darum nicht stichhaltig, weil die Gefühle nur sekundäre oder begleitende Erscheinungen des Erkennens und Begehrens sind.

Übrigens ist nichts fluktuierender oder wechselvoller als das Gefühl. Hierauf läßt sich also sehr schlecht „ein beharrlicher Zustand“ begründen. Aktiv und passiv ist jedes Temperament. Und selbst wenn wir das Mehr oder Weniger von beiden zugeben, dann müssen wir wiederum fragen: woraus erklärt sich das Maß oder der Grad beider?

10. Dem Wesen der Temperamente kommen am nächsten Ulrici, Gutberlet, Stöckl, Meyer.

11. Benekes Ansicht läuft auf „ein oder kein“ Temperament hinaus.

12. Jessens Unterscheidung in ein irritables und träges Temperament liegt das Mehr oder Weniger von Aktivität oder Passivität zugrunde. Irritabel ist aber jedes Temperament (wenn auch mehr oder weniger); dann ist aber die Trägheit desselben kein selbständiger Artbegriff mehr.

13. Heinroths Ableitung ist in physiologischer Hinsicht sehr bedeutsam.

14. Hellwigs Bestimmung des Temperaments ist so wag und weit, daß dasselbe nur wenig in seinem Wesen getroffen wird. Geradezu verkehrt ist seine Auffassung in der Behandlung der Temperamente. Die letztere soll ernüchternd auf den Sanguiniker, erkaltend auf den Choleriker, erwärmend auf den Melancholiker, begeisternd auf den Phlegmatiker wirken. Das heißt doch nichts mehr und weniger als die Temperamentsunterschiede aufheben, wenn nicht gar austreiben. Im Grunde genommen ist dies ein Kampf gegen die Natur, den sich jeder sparen soll.

15. Dasselbe gilt von der haltlosen Ansicht Hegels und Herbarts.

16. Was ist zu den Lehrbestimmungen Dr. Hirts zu bemerken? — Daß die Temperamente verschiedene Betätigungs- und Reaktionsweisen des Menschen sind, die in Schnelligkeit, Maß, Kraft der Bewegungen und den Unterschieden im Wechsel der Verschiedenheiten liegen — ist wahr und selbstverständlich. Wenn aber Dr. Hirt den Intellekt und Willen aus der Bedeutung der Temperamente ausschließt, so hat er den Grund unterbunden und die Quelle verstopft, aus welch beiden letzteren das Wesen erfließt, und eben die verschiedenen Betätigungs- und Reaktionsweisen des Menschen bestimmt. Hierin liegt der Fehler der psychologischen Bestimmung und Außerachtlassung der anthropologischen. Diese Auffassung befremdet um so mehr, als Dr. Hirt ausdrücklich schreibt: „Denn für jede von inneren Unterschieden bestimmte Ablaufsweise muß es auch eine bestimmte „angemessene". Außenhülle geben." Dieser ursächliche Zusammenhang verbietet aber beim Temperament „in erster Linie immer" an materielle Vorgänge, sowie an eine körperliche Organisation als an die Grundlage dieser Vorgänge und Formen zu denken (S. 7). Ihre „Wurzeln" sollen die Temperamente „in einem eigenartigen, verhältnismäßig beständigen Zustande" haben: in der Rasse, im Lebensalter, in einer bestimmten persönlichen Anlage (S. 6). Hierzu ist zu bemerken, daß der wesentliche (Formal-)Grund einer Sache nur immer einer ist; in der Modifikation können mehrere Gründe von Einfluß sein.

Am bedenklichsten ist bei Dr. Hirt die Herleitung der Temperamente von dem leb- und blutlosen „Durchschnittstypus Mensch". Das heißt nichts mehr und weniger als sich für jede Gattung von Dingen ein Idol zeichnen und dieselben in ihren Abweichungen von demselben als verfehlt oder verkehrt zu erachten. Nach dem Idol „Baum" müßten die Buchen und Eichen als krankhafte oder verkrüppelte Gebilde angesehen werden. Auf diesem Wege ist den Dingen nicht genugzutun. Wir haben dieselben so zu nehmen, wie sie sich in ihrem Naturzustande uns darbieten, und nicht an sie den Maßstab des nach unserem Sinne Seinsollenden anzulegen.

Der Grundfehler der Dr. Hirtschen Temperamentenlehre liegt in dem von ihm angenommenen „Parallelismus" zwischen den psychischen und physischen Geschehnissen. Die „Synthese", von der Dr. Hirt S. 9 spricht, kommt auf diesem Wege nimmer zustande.

Es ist jedoch unbedingt anzuerkennen, daß die Spuren der philosophischen Denkungsart des Autors viel bedeutsamer sind als die Resultate, zu denen er gelangt.

Die Griechen sagten: „Alles Schöne ist schwer". Mit Rücksicht auf die angeführten Versuche, die Temperamente nach Zahl und Wesen zu erklären, müssen wir uns gestehen: die Lehre von den Temperamenten ist eins der schwierigsten Lehrstücke, welche die Psychologie aufzuweisen hat. Die Schwierigkeit liegt darin, daß die Konturen der einzelnen Temperamentsfiguren sich leicht verwischen und verschwimmen, und der Erklärungsgrund sich hier aufdrängt und dort zurückweicht. Wenn in je einer Hinsicht „alles fließt", so in der Lehre von den Temperamenten.

Dieser sich erhebenden Schwierigkeiten vollauf bewußt, wollen wir gleichwohl versuchen, den Sockel herzustellen, um die einzelnen Temperamente zu modellieren und sie in möglichster Naturtreue darauf zu setzen.

Zweite Abhandlung.

§ 6. Worin haben die Temperamente ihren Grund?

Dies ist die wichtigste Frage der Temperamentenlehre. Darum wollen wir sie mit der entsprechenden Sorgfalt behandeln. Zunächst müssen wir aber feststellen, was unter „Grund“ zu verstehen ist. „Grund“ hat einen mehrfachen Sinn. Wir nehmen ihn hier im Sinne der Ursächlichkeit und fragen nach dem ursächlichen Grunde der Temperamente. Als solcher wird er auch Formalgrund genannt. Was der letztere nach seinem Wesen ist, das ersehen wir daraus, daß z. B. die Seele Formal- oder ursächlicher Grund des Lebens ist. Ursächlicher Grund heißt hier: die Seele ist Trägerin, Gestalterin und Leiterin des Lebens. Noch näher: die Lebensbetätigungen des Menschen heben sich von der Seele wie von einem sie tragenden Grunde ab. Hiermit dürfte der Sinn des „Grundes“, nach welchem wir fragen, in etwa erklärt sein.

Wenn wir nunmehr nach dem ursächlichen Grunde der Temperamente fragen, so müssen wir auch einen solchen finden, der sich als wurzelhaft bewährt und die Ansicht und Meinung ausschließt. Indes wollen wir in der Sache nicht a priori (von vornherein) verfahren, indem wir sagen: dies oder das ist ursächlicher Grund der Temperamente, sondern wir wollen zunächst hören, wie man sich den Grund derselben erklärt hat, und alsdann wollen wir denselben auf seine Stichhaltigkeit prüfen.

Aus den vorausgehenden Darlegungen wissen wir, daß die alten Philosophen den ursächlichen Grund der Temperamente zum Teil in das Blut verlegt haben. — Hierzu ist zu bemerken: Wenn das Blut eine verschiedene Beschaffenheit aufweist und eine dementsprechende Verschiedenheit der Naturstimmung bewirkt, dann müssen wir fragen: Was ist es, was die Verschiedenheit des Blutes bewirkt? In der Angabe des Blutes (der Galle, des Schleimes) als einer Ursache des Temperamentes ist richtig eine Materialursache angegeben; diese ist aber

nicht die erste; wir aber fragen nach der ersten und maßgebenden Ursache der Temperamente.

Wenn man die späteren Philosophen vernimmt, so hört man vielfach, die Temperamente seien „angeboren"; oder sie seien „keine angeborene Naturbeschaffenheit"; oder aber sie seien „in Ansehung ihres Ursprungs entweder angeboren oder erworben".

Wollten wir der Meinungen mehr anführen, dann würde sich ein weiterer Widerstreit der Meinungen ergeben. Erledigen wir die landläufigsten: „angeboren", — „nicht angeboren"; „in der Seele allein", „im Leibe allein" begründet.

Es verhält sich nämlich mit dieser Frage wie mit derjenigen, ob der Seele gewisse Vermögen (Fähigkeiten) angeboren sind. In dieser Hinsicht ist die Lösung des Widerstreites bald gefunden, wenn man sich eine dritte Frage stellt, ob die Vernunft dem Menschen angeboren ist oder aber erworben wird. Keins von beiden ist der Fall, vielmehr gehört die Vernunft zur Natur (Ausstattung, Aussteuer!) des Menschen, so daß er ohne diese gar nicht denkbar ist.

Hieraus ist zu ersehen, daß Entscheidungsfragen (z. B. ob angeboren oder erworben) gefährlich sind.

Die Philosophen, welche sich nach der einen Seite mit Ausschluß der anderen entscheiden, übersehen, daß der Mensch mit all dem zur Welt kommt, was zu seiner Natur gehört, und daß zu untersuchen ist, wie und unter welchen Umständen (Verhältnissen) sich das alles aus seiner Natur entwickelt, was in ihr der Möglichkeit oder dem Keime nach enthalten ist.

Hiernach ist die Behauptung, daß die Temperamente angeboren seien, eine ganz selbstverständliche, so selbstverständlich, als wenn jemand sagt, dem Menschen seien zwei Augen und zwei Ohren angeboren. Wenn dagegen in dem Angeborensein der ursächliche Grund der Temperamente liegen soll, dann ist die Behauptung eine unhaltbare, da sie nicht einmal das Wesen der Frage berührt, geschweige denn beantwortet.

Prüfen wir diese Behauptungen im besonderen. 1. Unserseits stellen wir die Behauptung, daß die Temperamente

angeboren seien, in Frage unter Erwägung folgender Gründe. Wenn sie angeboren sind, dann können sie den Kindern nur von den Eltern angeboren sein, d. h. die Kinder müssen der Behauptung gemäß den Temperamenten der Eltern folgen.

Wenn nun die Stammeltern gleicher Temperamente gewesen wären (und gleiche Ursachen gleiche Wirkungen zur Folge haben), dann mußten auch deren Kinder gleiche Temperamente haben. In der Verschiedenheit des Wesens, wie es sich in Kain (Choleriker) und Abel (Melancholiker) offenbart, ist aber die logische Folge nicht bestätigt. — Wenn aber Adam und Eva verschiedenen Temperaments waren, dann bleibt die Möglichkeit der Abweichung und Mannigfaltigkeit erst recht offen. Denn ungleiche Ursachen haben ungleiche Wirkungen zur Folge.

Wenn also das Angeborensein in den Wirkungen versagt und aufgehoben erscheint, dann kann es auch nicht als ursächlicher Grund angenommen werden. Daraus folgt, daß das Angeborensein im gewöhnlichen Sinne des Wortes nicht als Grund der Temperamente angesehen werden kann.

Tatsächlich sind die Temperamente der Kinder von denjenigen der Eltern oft so sehr verschieden, daß die Väter sich nicht aus den Söhnen und die Mütter nicht aus den Töchtern auserkennen können. Es steht sich da oft Tugendhaftigkeit und Seligkeit und Lasterhaftigkeit und Verdammnis gegenüber. Spielt hierin aber das Temperament eine wenn auch nur beiläufige Rolle, dann ist das Angeborensein im absoluten Sinne des Wortes ausgeschlossen. Anderseits behauptet man:

2. „Die Temperamente sind dem Menschen angeboren." Dieser Behauptung steht das wahre Sprichwort zur Seite: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme." Ferner kann man sich hierin auf das Naturgesetz berufen, daß die Dornen keine Feigen, die Disteln keine Trauben hervorbringen. Und ferner sagt man, der Sohn sei ganz das Ebenbild des Vaters, die Tochter das Ebenbild der Mutter.

Wie wir sehen, obwaltet zwischen beiden Behauptungen ein sehr schwer lösbarer Widerstreit.

Fürs erste müssen wir nun in jeder der beiden Behauptungen

die absolute Notwendigkeit ausschließen; denn obwaltete diese, dann müßten wir sie auch in geschlechtlicher Hinsicht annehmen; dann aber müßten alle Kinder Hermaphroditen, d. h. zweigeschlechtig sein.

Alsdann muß die Notwendigkeit des Angeborenseins ausgeschlossen werden, weil die eventuelle Erneuerung des Menschengeschlechtes erschwert und die Natur der Kinder unter die Natur der Eltern gestellt wäre, was insbesondere hinsichtlich der „bösen“ Natur der letzteren verhängnisvoll für die Kinder wäre. Ist man aber an das Gesetz der Natur (z. B. der elterlichen) gebunden, dann ist die Freiheit angetastet. Dies verträgt sich aber nicht mit der persönlichen Selbständigkeit und Verantwortlichkeit des Menschen.

Der zwischen den beiden Behauptungen obwaltende Widerstreit läßt sich nur dahin lösen, daß die Kinder von ihren Eltern als Menschen geboren werden, wie die Bucheckern von den Buchen hervorgebracht werden. Als solche haben sie ihre Natur **für sich**; sie sind Individuen und Personen und als solche sowohl in den Eltern, als auch in den Kindern unmitteilbar (denn Individualität heißt: Unmitteilbarkeit seiner selbst). Diese ihre Natur ist der Grund aller Fähigkeiten und Eigentümlichkeiten, welche sich in ihr finden. Und zu den letzteren gehören auch die Temperamente.

Hiernach gehören die Temperamente zur Aussteuer der menschlichen Natur. Wesentliche Aussteuer ist Vernünftigkeit und Willensmacht; zur unwesentlichen gehören u. a. die Temperamente.

Gewisse elterliche Einflüsse und Erbstücke sollen hiermit nicht geleugnet sein. Wogegen wir uns sträuben, das ist die Anerkennung des notwendigen Angeborenseins dieser oder jener Eigentümlichkeiten. Wenn wir obigen Widerstreit in einer mehr annehmbaren Form schlichten sollen, dann wollen wir so sagen: An erster Stelle und direkt haben die Temperamente ihren Grund in der menschlichen Natur; an zweiter Stelle oder hinterher, auch indirekt kann man zugeben, daß die Temperamente angeboren sind, nämlich insofern die Kinder mit der Natur geboren sind, in welcher die Temperamente ihren Grund haben.

3. Es liegt nun nichts näher, als eine zweite Behauptung im Sinne der Entscheidung aufzustellen, welche aber der logischen Wahrheit bei weitem näher kommt, die Behauptung nämlich, die Temperamente hätten ihren Grund entweder in der Seele oder im Leibe. Prüfen wir diese Behauptung.

A. Die Seele ist der ursächliche Grund der Temperamente.

Denn ist die Seele das bestimmende (formale, d. i. gestaltende) Prinzip im Menschen, und spricht sich dieses in der Betätigung und jeweiligen Grundstimmung derselben aus, — dann muß man von der Wirkung auf die Ursache schließen und die Temperamente in die Seele allein verlegen.

Prüfen wir die einzelnen Teile dieses Schlusses.

a) Die Seele ist das bestimmende Prinzip im Menschen. Dies geben wir zu.

b) Die Seele (als Prinzip) spricht sich in der Betätigung und jeweiligen Grundstimmung des Menschen aus. — Daß die Seele sich allein ausspricht, ist unmöglich; denn es heißt ausdrücklich: „in der Grundstimmung des Menschen". Im „Menschen" ist aber Leib **und** Seele. Also ist die Seele nicht der einzige Grund der Temperamente.

Die Berichtigung des zweiten Satzes (b) erweist sich schon aus dem Umstande als stichhaltig, daß es, wenn wir hier als Beispiel wieder das Instrument heranziehen, keinen Ton ohne Resonanzboden gibt. Demnach berichtigen wir den weiteren Schluß dahin: Die Seele ist das Prinzip in der Grundstimmung des Menschen, aber der Leib bildet den Resonanzboden. Hierdurch ist auch der eigentliche Schluß von der Wirkung auf die Ursache berichtigt. Denn ist die Wirkung keine rein seelische, sondern seelisch-leibliche, dann ist es auch die Ursache.

B. Der ursächliche Grund der Temperamente liegt im Leibe.

Auf Grund des obigen Schlusses und seiner Berichtigung könnte man versucht sein, den Grund der Temperamente in den Leib allein zu verlegen und zwar unter Formulierung folgenden Schlusses. Die Seele kann nicht Grund der verschiedenen Temperamente sein; denn sie ist undifferenzierbar.

Die Grundstimmung (das Temperament) differenziert sich aber nach der Verschiedenheit des Resonanzbodens. Also liegt der Grund des Temperamentes im Leibe allein.

Dieser Schluß ist darum hinfällig, weil die Grundstimmung und der Resonanzboden sinnlos sind ohne Stimmer und Spielmann. Also kann der Leib allein nicht der Grund der Temperamente sein.

C. Eine dritte Ansicht geht dahin, daß die Temperamente erworben werden. Hierzu bemerken wir: Die Temperamente können nicht erworben werden; denn könnten sie erworben werden, dann müßte man sie auch (wie ein Kleid) ablegen können. Dies ist aber unmöglich.

§ 7. Lösung und Begründung der Frage nach dem ursächlichen Grunde der Temperamente.

Nachdem wir die obwaltenden Schwierigkeiten in etwa geprüft haben, wollen wir versuchen, die Frage nach dem Grunde der Temperamente positiv zu lösen. Zum Ausgange nehmen wir einen Text aus Aristoteles. — Dieser stellt sich die Frage, ob die Seele bewegt werde, und er beantwortet sie also:

„Wir sagen, die Seele trauere, sie sei froh, mutig, furchtsam, ferner, sie zürne, nehme wahr und denke nach. Dies alles scheinen Bewegungen zu sein, so daß man denken könnte, sie sei wirklich bewegt. Dennoch folgt dieses nicht notwendig. Denn wenn das Trauern, Frohsein oder Nachdenken noch so sehr Bewegungen sein mögen und jedes davon ein Bewegtwerden, — so klingt doch die Aussage: die Seele ist zornig, ähnlich, wie wenn man sagt: die Seele webt oder baut. Denn richtiger ist es wohl, nicht zu sagen, die Seele hat Mitleid oder lernt oder denkt nach, **sondern der Mensch durch die Seele.** Und zwar ist dies so zu nehmen, daß die Bewegung nicht in der Seele wie in ihrem Subjekte (Sitze) ist, sondern so, daß sie das eine Mal bis zu ihr vordringt, das andere Mal von ihr ausgeht.“[1]

Hieraus geht hervor, daß die seelischen und leiblichen Betätigungen mitfolgender Art sind, d. h. betätigt sich die Seele, so sind die leiblichen Betätigungen dabei, und umgekehrt,

[1] Von der Seele. Übers. von Dr. Rolfes. Bonn 1901. (I. 4.) S. 35.

betätigt sich der Leib, so sind die seelischen Betätigungen dabei. Mit einem Worte: Leib und Seele bilden in ihrem Einklange die menschliche Natur, und in dieser haben auch die Temperamente ihren ursächlichen Grund.

Insofern der Mensch mit der menschlichen Natur geboren wird, kann man sagen, ihm seien auch die Temperamente angeboren; damit ist aber nur der Umstand angegeben, nicht jedoch der ursächliche Grund.

In obigem Lehrsatze ist auch die Entscheidungsfrage, ob die Temperamente ihren ursächlichen Grund im Leibe oder in der Seele haben, definitiv erledigt; denn der Mensch ist nicht Leib oder Seele, sondern ein Kompositum aus beiden.

Unsere These, daß die menschliche Natur der ursächliche Grund der Temperamente sei, haben wir nunmehr näher zu erklären und zu begründen.

Vor allem ist die Herleitung der Temperamente von einer „Mischung" abzuweisen, zu welcher das lateinische Wort „temperamentum" keinen Anlaß bietet.

Temperare heißt: etwas ins richtige Verhältnis bringen, einrichten, ordnen; mäßigen, mildern, besänftigen, beruhigen; einrichten, regieren, lenken, leiten, verwalten; sich mäßigen und beherrschen. Doch diese Wortkenntnis braucht man nicht, um sich einen rechten Begriff vom Wesen der Temperamente zu bilden. Man halte sich nur an das „wohltemperierte Klavier", und die „Mischung" ist überwunden. Denn das „wohltemperierte Klavier" ist ein gestimmtes Klavier, und wer wollte hierbei noch an eine Mischung denken oder glauben? Denselben Anhalt bietet die Temperatur der Luft, des Wassers. Auch bei diesen denkt niemand an eine Mischung; höchstens kann dabei von einer Durchwirkung der Luft, des Wassers vom Lichte, von der Wärme oder Kälte die Rede sein.

Wenn wir dieses auf den Menschen anwenden, dann ergeben sich folgende anthropologische Gesichtspunkte.

Man spricht vom Wesen des Menschen, sowie von seiner Natur. Die Vernünftigkeit ist das Wesen des Menschen als solchen; dagegen die Natur des Menschen ist dasselbe Wesen, insofern dieses das Prinzip (Quellpunkt oder Träger) der menschlichen Tätigkeit ist. Das Wesen ist bei allen Menschen gleich,

die Natur bei allen verschieden. Beide, sowohl das Wesen als auch die Natur, haben ihren Grund in der Seele des Menschen. Das Verhältnis zwischen Leib und Seele beruht auf Bestimmtheit und Bestimmbarkeit, d. h. die Seele ist der bestimmende (formale = gestaltende), der Leib dagegen der bestimmbare Faktor des Menschen, so jedoch, daß beide in Wesen und Natur sich vereinigen, eine Einheit bilden und in den Betätigungen in die Erscheinung treten.

Sollen wir dies bildlich ausdrücken, dann können wir sagen: der Leib ist das besaitete Instrument, die Seele dagegen der Spielmann. Nur muß man sich dieses Verhältnis nach seiner möglichsten Innigkeit denken, wie dieses der Fall ist, wenn der Mensch singt, wobei er Spielmann (Sänger) und Instrument zugleich ist.

Diese anthropologischen Voraussetzungen ruhen auf der Lehre, daß die Seele die wesenhafte Gestalterin des Leibes ist, welche sich als solche im Menschen gewissermaßen verleiblicht.

Bemerkung. Wenn wir sagen, die Seele verleiblicht sich, so ist dies nicht so zu verstehen, als würde sie sich materialisieren. Geist bleibt Geist; aber insofern die Seele als geistige Wesenheit (Substanz) in der menschlichen Natur in die Erscheinung treten will und muß, ist sie auf die leibliche Mittelbarkeit angewiesen. Sie muß sich einen Leib gestalten (auswirken), und eben darum sagen wir: sie ist die wesenhafte Gestalterin des Leibes, d. h. wie Rolfes im Sinne des Aristoteles sagt: Sie ist Lebens- und Seinsgrund zugleich (S. 93). Hierdurch wird die Seele ebensowenig Materie wie der Logos, von dem es heißt: »Und das Wort ist Fleisch geworden.«

So verlockend es ist, auf diese Sache näher einzugehen, so müssen wir doch davon Abstand nehmen. Man vgl. zu diesem Behufe: Gutberlet, Der Kampf um die Seele. Mainz 1903[2]. S. 57—120, wo sich der Verf. mit der Auffassung der modernsten Psychologen auseinandersetzt. Dagegen eine sehr gründliche und lichtvolle Erklärung dieses Lehrpunktes im aristotelischen Sinne liefert Rolfes in seiner Monographie: Die substantiale Form und der Begriff der Seele bei Aristoteles. Paderborn, Schöningh, 1896. 144 S. (3.20 Mk.)

Hiermit dürfte die menschliche Natur als solche erklärt sein. Ist aber der Grund als solcher sichergestellt, dann läßt sich leicht zu dem fortschreiten, was sich aus dem Grunde ergibt oder darauf abhebt, hier nämlich die Temperamente.

Demzufolge sagen wir:

Die Temperamente haben ihren ursächlichen und eigentlichsten (formalen!) Grund in dem bleibend gestimmten Verhältnis zwischen Leib und Seele, wie sich beide in der menschlichen Natur zu ihrem einheitlichen (menschlichen) Dasein stellen, dieses in Kraft und Energie, im Sinnen und Denken, in Frohsinn und Lebenslust, in Schwerfälligkeit und Trägheit erfassen und dementsprechend auswirken oder ausgestalten.

Die Temperamente haben in der menschlichen Natur zunächst ihre Möglichkeit und dann erst ihre Wirklichkeit, d. h. anfänglich sind sie in dieser keimartig angelegt und entfalten sich erst in der Folge zu ihrer Fülle. Die Art und Weise gibt uns Aristoteles an, wenn er sagt: Die Bewegungen (Wahrnehmungen, Empfindungen, das Denken) sind nicht ausschließlich in der Seele wie in ihrem Subjekte (Sitze), sondern so, daß sie das eine Mal von außen bis zu ihr vordringen und von dieser erfaßt werden und dann von ihr als Ausdruck des Wahrgenommenen ausgehen. Also vollzieht sich die Bewegung im psychologischen Sinne in Eindruck und Ausdruck, und diese beiden Momente sind es, welche das Temperament von der Möglichkeit zur Wirklichkeit überführen und zwar so, daß die Seele sich verleiblichend einerseits die Materialität der Dinge durchwirkt, durchwaltet und ausgestaltet und anderseits in ihrer gestaltenden Wirksamkeit von der Materialität des Leibes und der Dinge nicht ohne Einfluß bleiben kann.

Sind nun die Temperamente in der Natur des Menschen gegeben, dann unterliegen sie wie diese einer Entwicklung, einem Werden vom Keim zur Fülle.[1]

Wie geht diese Entwicklung vor sich? Zu dieser Frage wollen wir Tertullian vernehmen (160–240 n. Chr.).

„Alles, was der Seele natürlich ist und als konstituierender (mitbildender) Bestandteil ihr innewohnt," sagt dieser, „wächst und schreitet mit ihr von dem Augenblicke an fort, wo sie zu sein anfängt.[2] So auch Seneca, der häufig auf unserer Seite steht: „Anerschaffen sind uns (Menschen!) die Keime (Ver-

---

[1] Ohne Zweifel hat man hieran gedacht, als man hier oder da behauptete, die Temperamente werden erworben.

[2] Tertullian konnte für »Seele« ohne weiteres »Mensch« setzen, 1. weil die Seele keine »konstituierenden Bestandteile« hat; sie ist einfach; 2. weil die Vermögen ohne Mitfolge des Leibes weder wachsen, noch fortschreiten können.

mögen, Fähigkeiten) zu allen Künsten und Altersstufen, und Gott, der verborgene Lehrmeister, läßt die Geisteskräfte hervorgehen“, nämlich aus den anerschaffenen und im Kindesalter noch verborgen gebliebenen Keimen, welche auch diejenigen des Intellektes sind. Denn aus diesem gehen die Geisteskräfte hervor. — Weiter sind auch die Samen der Früchte von gleicher Art und Gestalt, im Fortgange aber werden sie verschieden; die einen entwickeln sich gleichmäßig fort, andere veredeln sich sogar, noch andere entarten, je nach der Beschaffenheit der Witterung und des Bodens, je nach Verhältnis der Mühe und Sorgfalt, je nach der Gunst der Jahreszeiten, je nachdem es die Unfälle mit sich bringen, — in derselben Weise wird es auch mit der Seele sein dürfen, daß sie im Keime (dem Vermögen [der Potenz] nach) eingestaltig, in der Entwicklung aber mehrgestaltig ist. Denn auch bei ihr kommt etwas auf den Ort an. Zu Theben kommen stumme und dumme Menschen zur Welt, lauten die Berichte, zu Athen sind die Leute flink und gewandt im Denken und im Sprechen, daselbst lernen in Colyttus[1] die Kinder frühreifer Zunge immer noch einen Monat früher sprechen. Und auch Platon behauptet im Timäus, Minerva habe, als sie mit Gründung der Stadt umging, auf nichts anderes gesehen als auf die Beschaffenheit des Ortes, welcher dergleichen Talente in Aussicht gestellt habe, weshalb er selbst auch seiner Schrift „über die Gesetze“ (IV. Buch) dem Megillus und Klinias vorschreibt, eine Stelle für die zu gründende Stadt aufzusuchen.[2]

Aber auch Empedokles verlegt die Ursachen der feineren oder gröberen Geistesanlagen in die Beschaffenheit des Blutes, die Vollendung und den Fortschritt aber leitet er vom Unterricht und der Anleitung her. Doch eine bekannte Sache sind die Volkseigentümlichkeiten. Die Phrygier

---

[1] Stadtviertel von Athen.

[2] Die betreffende Stelle in den »Gesetzen« lautet: »Die Nähe des Meeres bietet zwar Tag für Tag ihre süßen Reize, in Wahrheit aber ist es eine salzige und bittere Nachbarschaft, indem sie nämlich die Bürger mit Handelsgeist und krämerischer Gewinnsucht erfüllt und ihren Seelen einen trügerischen und unzuverlässigen Charakter einflößt und sie so der Treue und dem Wohlwollen gegeneinander, wie auch gegen andere Menschen entfremdet.« (§ 199.)

werden von den Komikern als furchtsam verspottet, und Sallust stichelt die Mauren als eitel und die Dalmatier als wild und unbändig, die Kreter aber brandmarkt sogar der Apostel als verlogen.

Vielleicht tut auch der Körper und seine Konstitution noch etwas hinzu. Korpulenz ist ein Hindernis des Denkens, Magerkeit befördert dasselbe, Lähmung macht den Geist zerstreut, Zehrung hält ihn zusammen. Um wieviel mehr noch werden nur diejenigen Dinge für bloß zufällig gehalten, welche, abgesehen von der Leibesbeschaffenheit und Gesundheit, den Geist schärfen oder abstumpfen. Es schärft ihn Unterricht, Anleitung, Kunst, Erfahrung, Beschäftigung, Studium, es stumpfen ihn ab Unwissenheit, Trägheit, Wollüste, Mangel an Übung, Müßiggang, Laster. Außerdem auch noch andere Einflüsse, wenn deren noch welche obwalten. Nach unserer Lehre aber obwalten: Gott und sein Feind, der Teufel, nach der gemeinen Meinung aber: das Fatum der Vorsehung, die Notwendigkeit und die Willkür des Glücksspiels . . . Es liegt am Tage, wie zahlreich die Dinge sind, welche die von Natur aus einfachen Seelen in verschiedene Verfassung versetzen, so daß sie gemeinhin für besondere Naturen gehalten werden, da sie doch keine verschiedenen Arten sind, sondern Zufälligkeiten der Natur und der einen Substanz (Wesenheit), jener nämlich, welche Gott in Adam gelegt und zur Mutter aller gemacht hat. Und somit werden sie (nämlich die verschiedenen Verfassungen der Seele) denn wohl auch Zufälligkeiten und nicht Arten der einen Substanz sein, d. h. jene Verschiedenheit ist eine bloß sittliche; so groß sie jetzt immerhin auch ist, so wird sie in Adam selbst, dem Stammvater des Geschlechtes, nicht gewesen sein. Es hätte sich nämlich dies alles in Adam, als dem Urquell der Natur, finden und von ihm mit der Mannigfaltigkeit ausströmen müssen, wenn es eine Mannigfaltigkeit der Natur wäre.“ [1]

Wegen seiner Bedeutsamkeit haben wir dieses Kapitel hier ganz wiedergegeben, da in ihm die Lehre von dem ursächlichen Grunde der Temperamente klar und deutlich durchklingt.

---

[1] De anima, cap. 20.

Ergebnis. Der eigentliche oder nächste Grund der Temperamente ist die menschliche Natur, wie diese sich auf dem Grunde des Wesens auswirkt; dagegen der entferntere Grund der Temperamente und ihrer Entwicklung oder ihres Werdens sind zum Teil äußere Umstände und Verhältnisse, wie sie Tertullian angegeben hat.

§ 8. Die entfernteren Ursachen der Temperamente.

Gehen wir nunmehr noch auf die entfernteren Ursachen der Temperamente näher ein. Treffend lehnt sich Tertullian in deren Erklärung an die Entwicklung in der Natur an.

Ist dieser kein Physiologe, so gibt er doch physiologische Fingerzeige. Er knüpft die Entwicklung der Pflanzen und deren Früchte an die Beschaffenheit des Bodens und der Witterung, an die Mühe und Sorgfalt der Pfleger, an Gunst und Ungunst der Jahreszeiten.

So ist auch der Mensch in seiner leiblichen Entwicklung direkt an tellurische oder irdische Bedingungen gebunden, wie es die Leibeskonstitution der Bewohner der Niederung und des Hochlandes, des Lehm- und des Sandbodens beweist.[1]

Ist nun der Mensch in seinem vegetativen Prinzip an die Vegetation gebunden, so wird er in dem sinnlichen Prinzip, kraft dessen er seine Sinne den um ihn und über ihm kreisenden Dingen zuwendet, von dem Zug und Gang der letzteren in Mitleidenschaft gezogen und beeinflußt. Bekannt ist in dieser Hinsicht, wie man in früheren Zeiten acht gab, ob die Geburt stattfand im Zeichen des Schützen, des Löwen, der Jungfrau, der Fische oder des Krebses, woraus man dann dem neuen Weltbürger die Prognose (Voraussicht) auf sein Werden und Schicksal stellte. Mag sein, daß sich hierin mehr Aberglaube als Glaube verknüpft, unbestritten bleibt, daß Menschen, Tiere und Pflanzen einem gewissen kosmischen Zuge und Einflusse unterworfen sind. Gibt doch noch heute der Land-

---

[1] Was Moleschott inbezug auf das Wesen des Menschen sagt, ist unsinnig, nebenbei aber steckt darin ein Körnchen Wahrheit: »Der Mensch ist (in der Grundstimmung seines Wesens) die Summe von Eltern und Amme, von Ort und Zeit, von Wetter und Luft, von Schall und Licht, von Kost und Kleidung.«

mann auf die Mondphasen acht, von welchen er weiß, daß sie das Säen rätlich erscheinen lassen oder nicht. Und die Erfahrung schlägt in dieser Hinsicht vielfach die Wissenschaft.[1]

Ferner unterliegt der Mensch den großen Grundverhältnissen und Gegensätzen, wie sie sich im kosmischen Oben (Sonne) und Unten (Erde) oder im Hoch- (Mittags-) und Tiefpunkt (Mitternachtspunkt) auswirken. Das obere Prinzip ist das sonnenhafte, dem gewisse Menschennaturen zustreben wie die Adler. Es sind dies die Choleriker. Das untere Prinzip ist die lichtlose Erde, welche das Sinnen und Denken nach ihrem Schoß konzentriert und in der Abkehr vom ersteren Ruhe und ungestörten Frieden sucht. Dies sind die Phlegmatiker. Zwei fernere Grundverhältnisse und Gegensätze sind Aufgang und Niedergang. Im Zeichen des ersteren, und zwar vom Aufgang bis Mittag, stehen die Sanguiniker, wogegen im Zeichen des Niederganges, und zwar von Mittag bis Abend, die Melancholiker stehen.[2]

Gehen wir nunmehr einen Schritt weiter. Der Mensch ist nicht nur ein vegetativ-sinnliches Wesen, sondern auch ein intellektuelles. Steht er in ersterer Hinsicht im Banne und Zuge der kosmischen Gesetze, so wird er als intellektuelles Wesen von einem Prinzip erfaßt und in eine Ordnung gewiesen, welche die irdische überragt. Er kennt beide; die erstere sieht er, wogegen er die letztere kraft seiner Intellektualität ersieht. Er ist der mythische Baum, dessen Wurzeln im Boden der Erde ruhen, dessen Zweige aber in den Himmel ragen, wie Henry George treffend bemerkt. Und als solcher sucht der Mensch die Angelpunkte der Welt; er fragt nach dem Woher, Wohin, Wozu, d. h. nach den Prinzipien, welche auf dem Herde seines Herzens brennen. Hieraus ist der Trieb seines Geistes erklärlich, das Wahre zu suchen und es aufzufinden.[3] Die sichtbare Welt weist ihn hin auf die unsichtbare, und die Zeit wirft ihn zurück auf die Ewigkeit. Diese Rück-

---

[1] Der bleibende Einfluß der Natur und der Vorgänge in ihr auf den Menschen und seine Grundstimmung ist unbestritten, und es wäre der Mühe wert, dieser Sache weiter nachzugehen.

[2] Vgl. Werner, Spekulative Anthropologie vom christl.-philos. Standpunkte. München 1870. S. 358.

[3] Vgl. Cic., De off. I. § 13.

haltspunkte lassen seine Pulse höher schlagen, und unwillkürlich wird er in seinem Eingange auf die Welt seines Ausganges bewußt, — Gottes. Der Mensch ist eben ein animal religiosum, ein religiöses Wesen, und als solches sucht er die Sonne der Gerechtigkeit, in deren Schein er seines zeitlichen Seins und ewigen Zieles bewußt wird. „Bedürfen doch alle Menschen der Götter", hat schon Homer gesagt.[1] Und wie hungrige, nackte, hilflose Jungen im Neste ihre Schnäbelchen aufsperren, um von den Eltern ihre Nahrung zu empfangen, so sieht der Mensch wie mit offenem Munde der göttlichen Hilfe, Gnade und Wahrheit entgegen.

Ein zweifacher Reflex des Göttlichen macht sich im Menschenwesen geltend; in seinem Geiste erfährt er den Widerschein des Ewigen, Notwendigen und Unabänderlichen, d. h. kraft seines Geistes erkennt der Mensch die Höhen und Tiefen, in welchen das Wissen ruht, und anderseits weiß er sich in den Schranken des Gewissens, welches, der Magnetnadel gleich, bei jeglicher Erschütterung des Gleichgewichts erzittert, die Abweichung anzeigt und wieder nach der Ruhelage der unabänderlichen Pole strebt. In beiderlei Hinsicht ist der Mensch ein herrschendes und höriges Wesen, herrschend in seiner intellektuellen Erkenntnis, hörig in seinem Gewissen, in welch letzterem seine Sittlichkeit die nötige Direktion und Korrektion hat.

Vielleicht scheint es dem Leser, daß wir uns hierauf „tiefer" eingelassen haben, als es die Temperamente erfordern.

Doch wie die Erde ihre Sonnennähe und Sonnenferne hat und dementsprechend die Natur ihre vier Jahreszeiten feiert, so hat auch der Mensch seine Gottesnähe und Gottesferne, welche die Pulse höher und tiefer schlagen und die Herzen wärmer und kälter empfinden läßt.

Hiermit soll nicht gesagt sein, daß es auch ein religiöses Temperament gibt, vielmehr soll damit nur der eine große Faktor angedeutet sein, der die menschlichen Naturen in der Grundstimmung ihres Wesens nach mehr oder weniger Wärme und Kälte, Fülle und Öde diversifiziert. Denn die Spannkraft

[1] Od. 3, 48.

des menschlichen Denkens und Empfindens liegt nun einmal in der „Unruhe des Herzens“, welche das Atemholen der Seele beeinflußt und den Grundzug des Menschenwesens bewirkt, wie es sich in Lebensernst und Lebensfreude, in Lebenstrübsinn oder Lebensruhe ausspricht. Kommen die anderen Faktoren noch hinzu, welche auf dem Resonanzboden der menschlichen Natur erklingen, nämlich die sinnlichen und kosmischen, — dann sind die Nuancierungen erklärlich und verständlich, welche wir Temperamente nennen.

Der Brennpunkt, in welchem sich all die Einflüsse und Einwirkungen aus dem Innern des Menschen sowie diejenigen von der Welt da draußen vereinigen, ist die menschliche **Erkenntnis,** während das Herz der Herd alles dessen wird, was ihn in seiner Erkenntnis beglückt oder bedrückt, ihn auf das heitere Blau des Himmels oder aber auf das Grauen der nächtlichen Finsternis stimmt, kurz: alles dessen, was in seiner Natur Sonnenschein oder Regen, Sturm oder Ruhe erzeugt.

Der formale, d. h. der tragende Grund kann immer nur einer sein. Wenn wir hier die Erkenntnis auch als einen Grund angeben, so soll diese nur den ersten Grund näher erklären.

Hierzu kann man mit Recht bemerken: Die Erkenntnisweise, also ob ein Mensch feurige und energische Geistesfähigkeiten entwickelt oder ob er darin stumpfsinnig erscheint, dies hängt doch ganz und gar von dem Temperamente ab; dieses geht aber der Erkenntnis voran, also kann die Erkenntnis nicht das Temperament mitbestimmen.

Demgegenüber ist zu bemerken: Die Temperamente haben allerdings ihren Grund in der Natur des Menschen. Zu derselben Natur gehört aber auch die Vernunft. Nun sagt aber Aristoteles, daß die Bewegung, zu welch letzterer auch die Erkenntnis gehört, einmal von außen zur Seele geht (in den Wahrnehmungen usw.), das andere Mal von dieser ausgeht. Dieser Zugang und Ausgang kann sich nun nicht einseitig vollziehen, sondern er beruht auf Mitleidenschaft, d. h. das Temperament untersteht dem Einflusse der Erkenntnis und die Erkenntnis demjenigen des Temperamentes. Daß die Erkenntnis den Menschen direkt temperiert (stimmt), besagt schon das

Sprichwort: Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Kälte und Wärme der Empfindungen und Erkenntnisse sind aber Qualitäten, welche ihren Grund nur im Temperamente haben. Also steht das letztere mit den ersteren in direktem Zusammenhange.

Hierin ist der ganze Mensch berücksichtigt, nach Leib und Seele. Und wenn man nun das Blut oder die Nerven nach ihrer jeweiligen Beschaffenheit und Funktion zur Erklärung des Wesens der Temperamente heranzieht, so ist das nicht unberechtigt, im Gegenteil, beide, ja die ganze Konstitution des Leibes, erklären die Stärke und Schwäche der Resonanz des geistigen Denkens und Empfindens, nach Höhe und Tiefe, nach Schnelligkeit und Langsamkeit. Hörten wir doch oben Tertullian sagen: „Korpulenz ist ein Hindernis des Denkens, Magerkeit fördert dasselbe, Lähmung macht den Geist zerstreut, Zehrung hält ihn zusammen." Dies ist sehr leicht erklärlich. Bei Vorwaltung einer üppigen Vegetation (Korpulenz) wird wie in der Natur da draußen eins durch das andere behindert oder gar erstickt, während in der Lichtung jedes sich unbehindert für sich entwickelt. Und geht die Blutbildung dementsprechend vor sich, so liegt die Unterscheidung der Menschen in kaltblütige, schwerblütige, warmblütige und leichtblütige sehr nahe, obwohl auch diese Unterscheidung mehr im übertragenen (metaphorischen) als physischen Sinne genommen werden muß. Denn in Wirklichkeit hat kein Mensch kaltes Blut, und ob es bei bei dem einen schwerer, bei dem anderen leichter ist, das festzustellen ist Sache der Physiologen. Es bleibt somit auch rücksichtlich des Blutes nichts anderes übrig, als dessen Zirkulation und Beschaffenheit auf das Empfinden, Denken und die ganze Lebensführung zurückzuführen, woraus sich die bleibende Verfassung erklärt, welche wir Temperament nennen. Und die Nerven sind überhaupt keine Temperamentsursachen, höchstens können sie die Funktionäre in den verschiedenen Einflüssen und Einwirkungen sein. Wenn man sie als sekundäre Mittelursachen ansehen will, so ist hiergegen nichts einzuwenden.

Daß obige Unterscheidung in kaltblütige, schwerblütige, warmblütige und leichtblütige Menschen im übertragenen Sinne

genommen werden muß, lehren folgende Maximen: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß", d. h. im Empfinden und Denken. Dieses oder jenes läßt den Menschen „kalt", d. h. es spricht ihn im Empfinden und Denken nicht an. Man tritt „warm" für eine Sache oder Person ein, und man setzt sich „leichten" Herzens über etwas hinweg. Daß hierin das Blut nach Temperatur und sonstiger Beschaffenheit eine Rolle spielt, ist unzweifelhaft, nur ist diese Rolle keine primäre, vielmehr liegt der Tenor in der geistigen Verfassung, während die Mittelstimmen in der sinnlichen liegen und die ganze Körperkonstitution den Resonanzboden abgibt. Und wenn sich das Empfinden und Denken auf dem „Grunde der Seele" abspielt, dann haben die somatischen oder leiblichen Grundverhältnisse und Qualitäten die Rollen der Mittelursachen, welche aber immerhin die seelischen Vorgänge reflektieren, freilich verschieden nach der verschiedenen Verfassung.

Dies alles erklärt sich nur und allein aus der Lehre, daß die Seele substanziale Wesensform (wesenhafte Gestalterin) des Leibes ist. Hierin obwaltet die innigste Gegenseitigkeit. Eine Lockerung dieses Verhältnisses führt zu psychologischen Irrtümern oder sie läßt überhaupt keine Erklärung zu. Der Stand oder vielmehr Mißstand der modernen Psychologie ist gerade im Punkte der psychologischen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten sehr lehrreich.

Was die physiologische Seite der Temperamente betrifft, so darf man auf diese nicht zu große Hoffnungen setzen.

„Die Beziehung zwischen Temperament und (Leibes-)Konstitution ist wesentlich einfacher gedacht, wenn ein Mediziner (ohne Zweifel Harles), der neuerdings über diesen Gegenstand schrieb, das Hauptgewicht auf die Erregbarkeit des Muskel- und Nervensystems legt. Daß nun das Verhältnis dieser wichtigen körperlichen Organe des Empfindens und Wollens, auf die mittelbar auch das sie ernährende und reizende Blut einen Einfluß ausüben muß, zu den betreffenden geistigen Elementen von großer Bedeutung sein wird, unterliegt keinem Zweifel. Aber vor zweierlei Einseitigkeit hat man sich bei diesen Annahmen zu hüten: einmal nur körperlich auf Muskel und Nerv zu achten, sodann aber vor allem zu übersehen, daß wir es

bei den Temperamenten im Grunde doch mit seelischen Unterschieden zu tun haben, die zur Körperkonstitution wohl in Bezug stehen, aber niemals auf sie ganz zurückgeführt werden können. Es sind daher die Temperamentsunterschiede vorzugsweise als Zustände der Seele näher zu betrachten."[1]

Zu derselben Sache ist die Ansicht des bedeutenden Physiologen Johannes Müller († 1858) sehr beachtenswert.

„Es sind nicht gerade aus dem Vorwiegen der organischen Systeme die günstigen Eigenschaften der Temperamente abzuleiten. Denn die Muskelkraft ist weit entfernt, cholerisch zu machen, und das phlegmatische Wesen kommt bei Gutvegetierenden und Schlechtvegetierenden vor. Nicht alle Wohlgenährte und Dickbeleibte sind phlegmatisch; es gibt sehr hagere Menschen von entsetzlichem Phegma, und es gibt cholerische von wohlgenährter, hagerer, muskulöser und zarter Beschaffenheit, und ebenso sanguinische. Überhaupt sind die Bestrebungen, den Temperamenten einen bestimmten Körperbau zuzuweisen, fehlerhaft. Man muß vielmehr von den Temperamenten physiologische Konstitutionen unterscheiden, die allerdings auf die relative Ausbildung der organischen Systeme gegründet sind, wie die muskulöse, vegetative, sensible Konstitution, welche sich mit den Temperamenten verbinden können." Nicht zu vergessen ist in diesen „Konstitutionen" die sittliche Verfassung; denn die Sünde macht nicht nur einen „Strich" durch die Konstitution des Geistes, sondern auch einen solchen durch diejenige des Leibes. Hierin dürften die meisten Verwischungen der von Natur aus begründeten Unterschiede privativer Art liegen.

Zum Schluß wollen wir die Temperamente definieren. Unter Umgehung weiterer Erörterungen sagen wir: **Die Temperamente sind ein natürlicher Habitus des Menschen.**

Was unter Habitus zu verstehen ist, das ersieht man am besten aus seiner Unterscheidung in einen natürlichen (von Natur aus gegebenen) und einen erworbenen. Der

[1] J. B. Meyer, Die Temperamente. Westermanns Monatshefte. 1865. II. Folge. Nr. 14.

erworbene Habitus kann verloren gehen, wie z. B. die Gelehrsamkeit (das Wissen) und die Dressur der Tiere. Der natürliche Habitus ist zunächst ein innerer und ein äußerer. Der äußere Habitus, z. B. das (äußerliche) Aussehen des Menschen, ist veränderlich, wie wir dies an den Menschen und Tieren sehen; dagegen der innere natürliche Habitus ist bleibend, unverlierbar. Darum sagen wir: Der Wolf ändert seinen Pelz (Habit!), nicht aber seine Natur.

Nach Erledigung der ersten prinzipiellen Fragen gehen wir nunmehr zur Modellierung der Temperamentstypen über. Hinterher werden wir erledigen, was noch weiter zur Natur der Sache gehört.

Dritte Abhandlung.

§ 9. Die Temperamentstypen.[1]

Das Besondere auf dem Grunde des Allgemeinen. Diese Richtschnur haben wir bereits eingangs unserer Schrift näher erklärt und in der Ableitung der individuierenden Merkmale der Menschen gefunden, daß durch ihre Besonderheiten und Eigentümlichkeiten das Allgemeine allemal hindurchschlägt (hindurchleuchtet) und eins das andere erkennen läßt. Das Prinzip (der Quellpunkt) der Temperamente ist die jeweilige Natur des Menschen. Dieses haben wir in der II. Abhandlung mit aller Sorgfalt dargelegt. Nunmehr gehen wir dazu über, die Besonderheiten und Eigentümlichkeiten der einzelnen Temperamente auf dem begründeten Fundamente (des Allgemeinen) aufzuzeigen. Wir zeichnen keine Idole, sondern rassenreine Temperamente in Cato, Pomponius, Afranius und Piso und zwar mit ihren Vorzügen und Mängeln, mit ihren Licht- und Schattenseiten. Es sollen Spiegel sein, in denen die jeweiligen Temperamente sich alsbald wiederfinden sollen. Allgemeinhin behauptet man, daß es keine reinen Temperamente

---

[1] Typus leitet sich her vom griechischen τύπος (typos) und ist dasselbe wie Vorbild. So war z. B. Abraham ein Typus oder Vorbild des Glaubens.

gebe. Daß sie so rein vorkommen, wie wir sie hier als Typen darstellen, das wollen wir nicht behaupten. Indes ist in allen Dingen das Wesentliche vom Unwesentlichen wohl zu unterscheiden. Für uns handelt es sich hier darum, das Wesen des jeweiligen Temperamentes zu treffen. Und in diesem wird sich jeder wiederfinden. Das übrige ist aber auf Rechnung der Erziehung und Bildung, sowie auf Umstände und Verhältnisse des Lebens zu setzen. In diesen liegen die Schattierungen der Choleriker, Melancholiker, Sanguiniker und Phlegmatiker. Und diese Schattierungen sind es, welche das Temperament nicht leicht, auch nicht vollkommen erkennen lassen, so daß man seine Zuflucht zur Mischung der Temperamente genommen hat.

Nach Aufstellung der einzelnen Typen werden wir noch Einzelfragen behandeln, u. a. auch diejenige, ob es gemischte Temperamente gibt.

I. Der Choleriker (Cato).

»Frei wie des Adlers mächtiges Gefieder!«

1. **Leiblicher Typus.** a) In somatischer Hinsicht. Cato hat einen festen und sehr kräftig entwickelten Körperbau. Der Kopf ist groß, Vorder- und Hinterhaupt sind stark und regelmäßig entwickelt. Der Hals ist kurz und dick, die Schultern breit, die Brust sehr gewölbt. Haar und Augen sind meist von schwarzer oder dunkler Farbe; die letzteren sind glänzend, voll Feuer und sehr beweglich; der Blick ist offen, durchdringend und bestimmt. Die Gesichtsfarbe spielt ins Gelbliche mit vorwaltender Röte. Der Mund ist etwas aufgeworfen, schön geformt; die Unterlippe und das längliche Kinn sind etwas hervorragend. Die Muskeln sind sehr derb, die Knochen fein und zierlich. Der Nacken ist steif. Die Haltung des Körpers zeigt etwas Imponierendes, Herrisches, Entschiedenes, Lebhaftes und übertriebenen Kraftaufwand.

b) Physiologischer Gesichtspunkt. Alle Organe sind in einem ausgezeichneten Zustande; sie sind ganz für eine energische und kraftvolle Funktion eingerichtet. Dem Kraftaufwande entspricht das ausgeprägte Bedürfnis nach Nahrung.

Der Appetit ist stark, dringend, die Neigung für Fleischnahrung, für das Reizende und Stärkende ist vorherrschend. Temperamente dieser Art essen viel und oft und müssen auch dementsprechend trinken; sie haben Vorliebe für geistige Getränke und sind Verächter von Wasser und Mehlspeisen (Suppen).

Das cholerische Temperament zeigt ein sehr lebendiges, sich mäßig schnell bewegendes und kräftig wirkendes Blut. In seiner Beziehung zu dem ohnehin energischen Gehirn- und Nervensystem erteilt es diesem einen sehr erhöhten Lebenszustand, aus welchem sich vollkommene, lebhaft wirkende Funktionen ergeben, die weder zu schnell nachlassen, noch zu lange dauern. Dieses Verhältnis des Blutes zu dem Gehirn setzt die Seele in den Stand, lebhafte Vorstellungen, und zwar in großer Zahl, sich zu verschaffen, und da diese weder zu schnell verschwinden, noch zu lange dauern, so ist das cholerische Temperament vor Oberflächlichkeit und unnötiger Grübelei bewahrt, ja, reiche Begriffsbildung ist hierdurch begünstigt und eine umfassende Erkenntnis ermöglicht. Mit dieser Beschaffenheit und Tätigkeit des Blutes hängt der Puls und Atem zusammen. Der erstere ist mäßig schnell und stark, der letztere tief, frei und kräftig; die Wärmeerzeugung ist lebhaft.[1]

c) Physisch-psychischer Gesichtspunkt. In der Physiognomie liegt Ernst und Entschiedenheit ausgesprochen. Entsprechend der ausgezeichneten Beschaffenheit der Sinnesorgane hat der Choleriker ein scharfes und umfassendes Wahrnehmungsvermögen, und die Empfindungen sind lebhaft, bestimmt und tief; die Phantasie ist lebhaft und kühn, das Gefühl heiß, die Affekte stürmisch, die Leidenschaften glühend. Die Sprache ist kräftig, ausdrucksvoll und lebendig, die Stimme kräftig und von Wohllaut.

2. **Geistiger Typus.** Was Cato in seiner körperlichen Konstitution an Vorzügen und Eigenart besitzt, das ist nicht ohne Anteil der Seele. Denn ist diese die wesenhafte Gestalterin des Menschen, dann ist sie es eben, welche den Leib und seine Organe zu dem auswirkt, was und wie diese beiden sind. Demgemäß dürfen wir von dem leiblichen Typus auf den geistigen schließen.

---

[1] Vgl. Köhler a. a. O. S. 53.

Vor allem sind unserem Cato die Bedingungen der intellektuellen (geistigen) Erkenntnis gegeben — ein scharfes, präzises und umfassendes Wahrnehmungsvermögen. Übersehen ist nicht seine Art, und geringe Anhaltspunkte reichen aus, um das Wesen einer Sache zu erfassen: „Ein Blick, und der genügt.“ Seine Phantasie ist lebhaft und schwemmt ihm viel Material an; aber aus deren Schlacken schöpft er das Gold der intellektuellen oder ideellen Erkenntnis. Sein Gedächtnis läßt ihn selten im Stich, weil es mit dem Wesen der Sache zusammenhängt; es ist reich, treu und leicht erregbar, und die Assoziationen sind mannigfaltig verknüpft. Die geistigen Gesichtspunkte, unter denen er alles erfaßt, halfen ihm über alle Schwierigkeiten hinweg. Er klebt nicht am schalen Zeuge der Sinnesvorstellungen. Er nimmt alles an, aber nicht so, wie es ihm gegeben wird; es muß seiner Art entsprechen; dann aber ist es auch ganz sein eigen.

Bald findet er sich in dem Widerstreit zwischen dem Seinsollenden und Nichtseinsollenden. Und in diesen setzt er seine Persönlichkeit ein. Er erwärmt sich für alles Hohe und Erhabene, Vernünftige und Notwendige. Kein Wunder, wenn diese Begeisterung oder der geistige Kraftaufwand am Leibe zehrt wie die Flamme am Dochte. Hieraus erklärt sich das quantitative und qualitative Nahrungsbedürfnis, sowie die oft beobachtete Neigung dieser Temperamente zur Hagerkeit. Seiner Erkenntnis folgt die Liebe, und diese entzündet das Feuer, welches auf dem Grunde seines Herzens (als Liebe oder Haß) lodert und die Affekte (Erregungen) stürmisch und die Leidenschaften glühend macht. Diese Glut seines Innern ist es, welche diese Gebilde verzehrt und andere schafft.

Cato ist auf Prinzipien (leitende und durchschlagende Gesichtspunkte), sowie auf Grundsätze eingeschworen, und diese bringt er zu unwiderstehlicher Geltung. Sein Feld ist die Welt in ihren verschiedenartigsten Einrichtungen und Verhältnissen. In welche der letzteren er auch eintreten möge, er erweist sich darin als umsichtig, sicher und entschieden; er geht keck und zuversichtlich ans Werk, traut sich alles zu und bedauert nichts mehr als die Beschränkung seines Wirkungskreises, der die Entfaltung seiner Kräfte und Fähigkeiten nicht

zuläßt. Darum geht er gern über seinen Wirkungskreis hinaus, greift überall tätig ein, sei es, daß er die Fäden am fremden Webstuhl zerreißt oder sie knüpft. Sein Denkbetrieb steht nie stille, immer ist er mit Plänen beschäftigt, welche auf die Erweiterung seiner Verhältnisse, sowie Erhöhung und Wertschätzung seiner Person abzielen. In der Verfolgung seines Zieles ist er beharrlich, ganz gleichgültig, welches es sein möge. Stößt er auf Widerspruch und Widerstand, dann erwacht in ihm der Löwe; er zürnt und grollt leicht; muß er nachgeben, dann rumort sein Groll wie ein abziehendes Gewitter.

Sind dies einerseits großartige Vorzüge, welche unseren Cato zum Repräsentanten seines Geschlechts machen, so verbergen sich in seiner Natur Gefahren, welche ihm verhängnisvoll werden können. Denn der Mensch ist nicht nur ein intellektuelles Wesen, welches die Wahrheit sucht, sondern auch ein sittliches, welches das Gute erstrebt, das sein Glück und Heil ihm verbürgt. Und hierin kommt es darauf an, welchem Glücksstern Cato folgt, d. h. welche sittliche Basis er einhält. Höhe und Abgrund liegen seiner Natur gleich nahe; im Saulus schlummert der Paulus, und umgekehrt. In dieser Hinsicht liegt der Vergleich mit der Lokomotive nahe. Cato kann viele nach sich bestimmen, wenn er die Bahn (das Geleise) der Natur einhält, aber auch ebenso viele dem Verderben weihen, wenn er unter überhitztem Kessel fährt und auf ein falsches Geleise (unsittliche Basis) gerät.

Hierin hängt alles von seiner Erziehung und Bildung ab, sowohl die weiteren Licht- und Schattenseiten seines Wesens, als auch die Vorzüge und Mängel seines Charakters. Die ersteren sind denn auch voll und ganz in Anschlag zu bringen, wenn man sich ein rechtes Bild von dem cholerischen Temperament machen will.

Denn „in der sittlich gebildeten Persönlichkeit", sagt K. Werner, „wird nirgends die rohe Natürlichkeit hervortreten, sondern allwärts die veredelte, in einem höheren seelenhaften Elemente geklärte Natürlichkeit sich darstellen, in welchem die unedlen Züge und die Einseitigkeiten der ungebildeten Natürlichkeit verwischt und diese über sich selbst hinausgehoben und im allgemeinen Wesen der edlen

Menschlichkeit mit sich selber vermittelt erscheint. Das unbewachte und ungezügelte Sichgehenlassen der angeborenen Naturart ist der Stand sittlicher Unbildung und Roheit, und die verschiedenen Arten und Klassen von Temperamentsfehlern erschöpfen die Mannigfaltigkeit der Formen, unter welchen sich die der sittlichen Zucht entledigte rohe Natürlichkeit des Menschen darstellt und in den fortgeschrittenen Graden ihrer Entartung das im Menschen entfesselte Tier als widerliche Verzerrung des Menschen zeigt."[1]

a) Der wohlerzogene und gebildete Choleriker auf sittlicher Basis.

Cato fügt sich bald in die kleineren und größeren Gemeinschaften, in welche er hineingeboren worden ist. Seinen Eltern und Ahnen gegenüber ist er sehr pietätvoll; er weiß, was er ihnen verdankt. In Kirche und Staat ist er der geborene Sachwalter; er ist aber nur auf dem vernünftigen Grunde beider möglich. Entfacht die Wahrheit seine intellektuelle Erkenntnis, so erzeugt die Liebe, mit welcher er sich einer Sache hingibt, in ihm diejenige Wärme der Überzeugung, welche unter seiner Hand alles belebt und mit welcher er offen, kühn und entschieden für Recht und Gerechtigkeit eintritt und Konflikte nicht scheut. In dem Siege der gerechten Sache sucht er seinen Ehrgeiz, wogegen er dort, wo absolute Unmöglichkeiten walten, sich grollend zurückzieht, um später wieder hervorzutreten. Nächst der Religion liebt er sein Volk, und das nationale Empfinden steht bei ihm nicht an letzter Stelle; er weiß, daß er seinem Volke pflichtig ist. Jedes Unrecht hinterläßt in seinem Herzen den Bodensatz der Bitterkeit. In kritischen Zeiten ist er der geborene Held. Wenn man Feuer in einer Sache haben will, und diese begründet ist, dann lege man sie in die Hand Catos; er greift durch. Im Geben ist er generös; Not und Elend seiner Mitmenschen greifen tief in sein Wesen ein. Irgend eine Leitung, wenn nicht gar Regierung, muß die Vorsehung ihm schon reserviert haben, sonst ist er unnütz auf der Welt.

---

[1] Spekulative Anthropologie. München 1870. S. 361.

Im Umgange mit Menschen ist er Meister; er weiß Formen und Anstand zu wahren; in Liebenswürdigkeit, Aufmerksamkeit, Zuvorkommenheit und Verbindlichkeit läßt er sich schwer übertreffen. Er kann aber auch zuweilen grob und derb werden, dann aber weiß er, mit wem und in welcher Sache er es zu tun hat. In Streit und Diskussionen ist er gefährlich; er trägt selber noch Holz herbei, um den Gegner auf dem Scheiterhaufen verbrennen zu lassen. Mit der Erfüllung seiner Pflichten nimmt er es sehr ernst; er sorgt im voraus, daß ihn kein Tadel seiner Vorgesetzten trifft. Ist er aber Vorgesetzter, dann haben seine Untergebenen nicht zu lachen. Trotz seines Groß- und Edelmutes kann er Beleidigungen und Kränkungen nicht vergessen; er läßt, ob früher oder später, seinen Widersacher seine Kraft und Überlegenheit fühlen. Auch ihm ist „Rache süß".

Anmerkung. Es ist selbstverständlich, daß Cato kein Heiliger ist. Er hat auch als solcher, wie wir ihn gezeichnet haben, seine Schattenseiten, und diese möge man ihm von dem folgenden Typus zuteilen, wenigstens die eine und die andere, dann dürfte sein Bild lebenswahr sein.

b) Der wohlerzogene und gebildete Choleriker auf einer wankenden sittlichen Basis.

Dieser kennt seine Umgebung und die Verhältnisse, welche ihn tragen, sehr wohl, aber auch sich selbst. Er ist nicht für die ersteren erschaffen, sondern umgekehrt, diese für ihn.

Sein Selbst ist der Konzentrationspunkt und Maßstab aller Dinge, er ist nicht nur individuell, sondern individualistisch, und dies ist der Stern des Verhängnisses, der über seinem Haupte schwebt. Die Selbstsucht macht ihn blind für die Unterscheidung dessen, was trägt und was getragen wird; er ist nur Träger. Mit dem Alten hat er wenig im Sinne, und auf Tradition gibt er nichts, es sei denn, daß sie ihm den Wagen (Amt) bietet, auf dem er seine Lebensfahrt macht. Was Recht und Gerechtigkeit ist, kommt darauf an, wie er sich dazu stellt. Er ist sein eigener sittlicher Gesetzgeber, so daß er auf Gewissen und Bedenken keinen großen Wert legt. Bewußt seiner Fähigkeiten, setzt er sich leichten Herzens über Schwierigkeiten und Hindernisse hinweg. Er ist mutig, aber auch verwegen. Ruhm, Ehre, Ansehen und Auszeichnung sind die Impulse zu seinen Unternehmungen

und Taten. Er hat Sinn für Kunst und Wissenschaft; er kennt deren Blätter sehr gut. Eins ist noch leer, und das ist für ihn bestimmt. Er weiß zu würdigen, was er leistet; er ist stolz. Er läßt nicht so bald jemand in seiner Sphäre aufkommen; er ist engherzig. Und damit nicht so bald etwas an seine Taten und Leistungen hinanreicht, legt er den kleinen Maßstab daran; er ist kleinlich. Sein Ehrgefühl hängt innig mit seiner Selbstsucht zusammen, und wird er in dem ersteren gekränkt, dann ist er der Tiger, welcher seine Gegner und Widersacher durch alle Sträucher verfolgt.

Im gesellschaftlichen Leben ist er voll Schlauheit; seine Absichten weiß er geschickt zu verbergen. Machthabern gegenüber, gegen welche er vorläufig nicht aufkommen kann, schmeichelt er, ist unterwürfig und gefällig; er weiß sie aber sich pflichtig zu machen. Fremde Ansichten und Gesinnungen findet er als selbstverständlich, wenn sie nur seinen Zwecken und Absichten dienen. In der Gesellschaft von feiner Bildung zeichnet er sich durch Eleganz, Anstand und vornehmes Auftreten aus. Seine Freundlichkeit und Verbindlichkeit ist aber rein subjektiv. Beliebtheit ist derjenige Schein, in dem er sich am besten gefällt. In wissenschaftlichen Kreisen debütiert er mit seinen Kenntnissen und weiß seine Ansicht mit Beredsamkeit und Konsequenz zur Geltung und Anerkennung zu bringen. Die Wahrheit ist bei ihm selbst hinterlegt. Er ist in sich selbst gerechtfertigt, wenn er das Übergewicht über andere erlangt; über seine Gegner und Widersacher setzt er sich hinweg; er behandelt sie übermütig und übergießt sie mit Spott und Hohn. In der Glätte der Bildung verbirgt sich oft Rauheit und Roheit des Herzens und Gemütes. Ruhe, Sanftmut, Freundlichkeit und Aufrichtigkeit verdecken das Feuer seiner Rücksichtslosigkeit und Nichtswürdigkeit. Arg treibt er es im Hause seiner Gattin, den Kindern und Untergebenen gegenüber. Hier ist er der absolute Machthaber. „Mein Wille geschehe und kein anderer;“ einen Widerspruch darf keiner wagen; Nachsicht mit der Schwachheit oder ungünstigen Umständen kennt er nicht. Menschen behandelt er wie Sachen, die sich nach seiner Laune fügen und biegen müssen. Ein Wort, ein Fehltritt — und die Donnerkeile sausen in der Form von Schimpf- und Fluchworten.

Hat sich der Sturm gelegt, dann bereut er sein ungestümes Gebaren; aber bei der nächsten Veranlassung speit der Vulkan neue versengende Feuergarben und Lava.

Wird dieser Choleriker vollends gewissenlos, dann durchbricht er die Schranken dessen, was das vielseitige Leben der Menschen regelt und ordnet, und löscht so die letzten Züge des Adelsbriefes seiner menschlichen Natur aus. Er fällt der Lüge, Heuchelei, Verstellung, Verleumdung, Tücke und Rachsucht anheim. Seine Pläne entwirft er im dunkeln und setzt an deren Ausführung sein Leben ein. Die Gluthitze seiner Leidenschaften verzehrt die letzten Regungen des Gewissens, und seine Lasterhaftigkeit erschöpft sich mit seinem letzten Atemzuge. Sein Sinnbild ist der Tiger oder der Geier, — wie man will.

In die Erklärung der letzten Phase des cholerischen Temperamentes setzt die „physiologische Psychologie" unserer Tage mit ihren „psychopathischen Minderwertigkeiten" vergeblich ein. Lassen wir sie uns von einem Dichter geben.

Des Rätsels Lösung
Fand ich wohl, doch ohne Hoffen:
Schwer, mit giftgetränktem Eisen,
Hat ein Unhold ihn getroffen.

Machtlos gegen Teufelstücke
Sind die Säfte frommer Kräuter:
Ungestüm in allen Pulsen
Gärt und rast ein böser Eiter;

Fauler Brodem zischt und siedet
Fieberheiß durch alle Adern;
All das Spiel der heitern Kräfte
Ward empört zu wildem Hadern.

Hilflos ist die Kunst, und ratlos
Muß ich ihn verderben sehen;
Trauernd sag' ich: eine Blume
Wird der dunkle Schnitter mähen.

Weber, Dreizehnlinden. S. 200.

c) Der Choleriker aus der Mitte des Volkes.

In seiner Physiognomie liegt Ernst und Grobheit ausgesprochen; in seinem Betragen ist er unmanierlich und hat wenig einnehmendes Wesen; aber er strotzt von Körperkraft.

Das Denken ist nicht seine starke Seite; Geistesbildung geht ihm meistens ab; nur mit Mühe gelingt es ihm, sich über gewöhnliche mechanische Beschäftigungen zu erheben. Hat er sich einige Kenntnisse „beim Militär“ erworben, dann müssen diese für sein Leben ausreichen. Durch vorlautes Wesen, Poltern und Grobheiten wissen solche Leute sich zuweilen auf einem angesehenen Standpunkte zu erhalten; aber nur zu leicht wird die verborgene Geistesarmut offenbar. Als solche darf man sie nicht nur unter den Arbeitern und Handwerkern suchen, — sie gehen viel weiter hinauf und reichen weit ins Bürgertum hinein, ja, in die oberen Gesellschaftsklassen. Wenn es nicht nach ihrem Vorteil geht, setzen sie sich über alle sie beengenden Schranken hinweg. Schonung, Nachsicht und Milde darf man bei ihnen schwerlich voraussetzen, es sei denn, daß man sich ihnen zu eigen gibt und ihnen besänftigenden Wind zufächelt. Ihr Zorn ist bald erregt und stürmisch entfacht. Bei ihnen wird alles zur Gewohnheit; ihr Leben ist einförmig; jede Abweichung vom Gewohnten wird ihnen lästig, weil es ihre geistigen Kräfte in Anspruch nimmt. Sie loben die Abhandlungen in den Zeitschriften, zumal ihrer Bekannten, aber sie lesen dieselben nicht; es beschleicht sie der Neid, weil sie leistungsunfähig sind. Ihr Stolz gegen die Mitmenschen äußert sich weniger durch Verachtung als durch Hinwegsetzen über die Vorzüge anderer; diese Choleriker sind nicht so streitsüchtig wie die energischen, auch nicht so hungrig nach Ehrenbezeigungen, obwohl ihnen recht warm ums Herz wird, wenn sie mit dem Herrn Doktor und Apotheker an demselben Tisch sitzen. Sie besitzen nicht die nötige Schlauheit, um sich die Wege zu Gönnern zu ebnen; im übrigen wissen sie durch den Schein der Rechtlichkeit und Geradheit Eindruck zu machen und sich zu empfehlen und dadurch Vertrauen zu erwerben. In Tagen der Heimsuchung rechne man nicht auf ihr Mitgefühl und ihre Teilnahme; diese beschränkt sich auf Worte. In solchen Fällen sind sie wohl „bekümmert“, aber nur um ihrer selbst willen, wie sie wohl in ähnlichen Fällen mit heiler Haut davonkommen.

Dies ist ungefähr das Bild des „gebildeten“ Cholerikers. Wo nun die Bildung gänzlich fehlt, dort setzt die cholerische

Faust ein. „Ach was, das verstehst du nicht." Versuche bricht er durch, indem er hastig zugreift und sagt: „Das wird so gemacht," wobei er riskiert, daß sein Versuch eine Explosion zur Folge hat und er sich die Finger verbrennt. Seine Kenntnis der Möglichkeiten überholt diejenige der Unmöglichkeiten. In seiner ungeschlachtesten Art rennt der Choleriker mit dem Kopfe durch die Wand. Im Verhältnis zu anderen Menschen, zumal im Dienstverhältnis, ist er eigensinnig, ungehorsam, halsstarrig, jähzornig, roh, grausam, unausstehlich. Weiß man ihn aber zu „nehmen", dann ist er ein gesuchter Arbeiter, Handwerker, Aufseher und Diener. Er geht frisch ans Werk und führt es aus, so gut er kann.

Aus dem bisher Gesagten ist ersichtlich, daß in der Natur des Cholerikers das Holz gegeben ist, aus dem große Männer gemacht werden: Gelehrte, Künstler, Parlamentarier, Redner, Philosophen, Minister, Ordensmänner, Freiheitshelden, — mit einem Worte: diejenigen Faktoren, welche der Kultur, Wissenschaft, Literatur und dem sozialen Leben, wie es sich in Staat und Kirche in den verschiedensten Hinsichten auswirkt, Richtung und Inhalt geben, aber auch die Kräfte der Gegenströmung, wie sie sich in der Parteiung, im Zwiespalt, im Abfall und im Umsturz geltend machen. Die Choleriker sind mit dem Zeichen des Wohles in der Führung, aber auch mit dem Zeichen des Wehes in der Verführung oder Irreleitung vieler signiert. In Sachwaltung des von Natur aus Feststehenden sind sie Fixsterne, im Abfall von dem Ewigen und Unabänderlichen sind sie Sternschnuppen, während sie in Zersetzung der sittlichen Ordnung Irrlichter sind.

§ 10. **Das cholerische Weib.**

Das Weib ist, wenngleich geschwätziger als der Mann, so doch u. a. auch in seinem Temperamente schwerer zu erkennen und zu beurteilen als der Mann. Besonders schwer ist die Bestimmung des Wesens und des Temperamentes bei den Mädchen (Jungfrauen). Sie affektieren viel und wissen sich in ihren Eigenarten, Mängeln und Fehlern zu verbergen. Sind sie aber einmal „unter der Haube", dann treten sie mehr und unzweideutiger aus sich selber heraus. Gleichwohl kann

auch das Mädchen (Fräulein) in seinem Wesen und Temperament dem einigermaßen zuverlässigen Blick des Mannes nicht entgehen.

Das cholerische Fräulein strotzt von körperlicher Kraft; über sein Äußeres ist der ganze Vigor von Fülle und Blüte ausgegossen, ohne Neigung zur Überfülle. Die Gesichtszüge sind scharf, der Blick entschieden, die Sprache markant, die Stimme von Wohlklang und Fülle. Das Auftreten ist kraftvoll. „Das cholerische Temperament beim Weibe," sagt Ulrici, „wird, wo es bei diesem zu voller Entschiedenheit und Energie gelangt, nicht nur die schönsten und liebenswürdigsten Seiten der weiblichen Natur, die Zartheit, die Anmut und Sanftmut, die Innigkeit und Sinnigkeit, das harmlose Insichruhen und hingebende Sichanschmiegen, die Empfänglichkeit und Teilnahme für alles Menschliche, Große und Kleine, Gute und Schlimme, unterdrücken, sondern die Erregbarkeit des Strebens und Begehrens und der den Willen sollizitierenden Gemütsbewegungen, die im cholerischen Temperament liegt, wird, verknüpft mit der weiblichen Abhängigkeit von den äußeren Eindrücken, mit dem Mangel an Produktionskraft des Gedankens wie an Festigkeit und Ausdauer des Willens, statt zu einer energischen Wirksamkeit nur zu einem unsteten Streben und Ringen, zu einem raschen leidenschaftlichen Zufahren und somit mehr zu einem Begehen einzelner Taten als zu einem Handeln im höheren Sinne des Wortes führen."[1] — In geistiger Beziehung ist es von scharfer Auffassung, mit der sich eine viel innigere und wärmere Empfindung verbindet als sonst bei jungen Leuten. Dies merkt man schon auf der Schulbank. Das cholerische Mädchen erkennt man am besten im Vortrage eines Gedichtes oder eines Liedes. Es legt in diese alles hinein, was es an Erkenntnis und Herzens-, sowie Gemütswärme in sich vereinigt. Wenn ein Dichter oder Komponist wissen will, was sein Gedicht nach Inhalt und Melodie wert ist, dann bediene er sich eines cholerischen Mediums. Unter dessen Glut schmelzen und schwinden alle Mängel dahin. Der Grund liegt darin, daß das Weib tiefer empfindet und viel

[1] Leib und Seele. Leipzig 1866. S. 417.

leichter etwas nachempfinden kann als der Mann. In unseren Tagen fürchten die cholerischen Damen nicht, in die Bildungskonkurrenz mit den Männern zu treten.

„Sie neigen sicher," sagt Hellwig, „wenn nicht ganz, so doch halb zu den Ansichten jener Damen, welche die Frauenwelt zu emanzipieren suchen und auf die Universitäten und deren Bildung und Grade einen mächtigen Anspruch erheben. Wir gehen gewiß nicht irre, wenn wir die Mehrzahl der weiblichen Universitätsbesucher und der weiblichen Ärzte in Amerika ohne weiteres für Choleriker halten. So viel ist gewiß, daß sich alle weiblichen Vereine, die sich in jüngster Zeit zur Emanzipation der Frauen namentlich in England und Amerika so zahlreich gebildet haben, zum weitaus größten Teile aus cholerischen Naturen rekrutieren."[1]

Offenbarer wird das Weib als Frau im Verhältnis zu Mann und Kindern. In dem ausgeprägtesten cholerischen Temperament ist diese die Zuchtmeisterin beider. Frau Diotima hatte zehn Kinder; sie regierte und kommandierte diese nur mit dem Blick. Luise! Und Luise wußte, was sie tun oder unterlassen mußte. Fritz, ihr achtzehnjähriger Sohn, hatte sich im Freudentaumel einmal vergessen und blieb über die „Polizeistunde" hinaus außerhalb des Hauses. Da gab es bei der Mutter kein Fackeln. Derweil er vielleicht in der Gesellschaft seiner Kameraden scherzte und lachte, war seine Mutter im heiligsten Ernst geschäftig. Sie suchte nämlich seine Sachen zusammen, band sie und wartete. Da — pochte Fritz an die Tür. Frau Diotima machte auf, warf die Sachen vor die Tür, sagte ihm, er dürfe ihr nie wieder unter die Augen kommen, und warf die Türe ins Schloß. Fritz wußte, woran er war. Er nahm sein Bündel, bat die Nachbarschaft um Nachtlager, und tags darauf meldete er sich zum Militär als Freiwilliger. Er wurde ein tüchtiger Soldat und hat es bis zum Inspektor gebracht. Seine Mutter hat er wohl begraben, sonst aber nie wiedergesehen. Das war ein exzessives Handeln und erklärt sich als solches nur aus dem cholerischen Temperamente der Mutter.

Wo Mann und Frau als Choleriker sich in der Ehe

[1] Hellwig a. a. O. S. 26.

zusammenfinden, da gibt es, besonders wenn die Einkommensverhältnisse eng und kurz bemessen sind, viel Donner und Blitz, welch letzterer sich in Schimpf- und Fluchworten entladet. In der Zeit der Liebe waren beide Perlen, in der Ehe erkennen sie sich als Kieselsteine; vorher waren sie Rosen, hinterher sind sie Dornsträucher; ihrer gegenseitigen heißen Liebe folgen kalte Herzen; dem Edelsinn folgt Eigensinn und Trotz, der in Haß übergeht und sich noch am Grabe regt. Ehelicher Zwist und Unfriede, Ehescheidungen und die sogenannten Familiendramen erklären sich zumeist aus den cholerischen Naturen der Eheleute.[1]

Die Amazone ist ein Unwesen, vor dem man sich wohl in acht nehmen möge. Ob in größeren oder kleineren Verhältnissen, sie muß von allem wissen; ihr Wille und Einfluß macht sich geltend in den Maßnahmen und Anordnungen des Königs, des Generals, des Direktors und Aufsehers. Sie überwacht die Zigarren und den Tabak des Mannes, sein Gehen und Kommen, und was ihre Worte nicht zu sagen vermögen, das ergänzen die Blicke. Aufs peinlichste ist sie auf die Ehre des Hauses bedacht; sie kauft nur gegen bar und die beste Ware. Es ist für sie ein Hochgefühl, wenn sie Scheine und Goldstücke wechseln lassen kann. Sie hat ein warmes Herz für die Armen, hat gern Besuch im Hause; ist dieser weg, dann mustert sie ihr Heim, sich fragend: „Was haben die Fremden gesehen, worüber könnten sie wohl sprechen?“ Im Schmerz ist sie eine Heldin, im Haß eine Furie, in der Wut eine Hyäne. Der Erklärungsgrund ist derselbe wie beim Manne: lebhafte und kühne Phantasie, heißes Gefühl, stürmische Affekte und glühende Leidenschaftlichkeit. Nur sind diese beim Weibe unberechenbarer, weil die intellektuelle Macht beim Weibe engere Schranken hat.

---

[1] Es waren cholerische Naturen, die sich folgendermaßen in der Zeitung auseinandersetzten. Ein gewisser Peter K. erließ in einer Zeitung die folgende Warnung: »Ich warne hiermit jedermann, meiner mir schon neunzehnmal davongelaufenen Frau etwas zu leihen oder zu borgen, da ich keine Zahlung für dieselbe leiste.« Er erhielt in derselben Zeitung von seiner besseren Hälfte folgende Antwort: »Auf den Namen des verlogenen Alkoholikers Peter K. kann ich weder leihen noch borgen, da derselbe bloß haften kann für zwei oder drei Protokolle in der Woche und zum Teil für den nötigen Schnaps. Seine Weinschulden wurden mit Mühe bezahlt, und auf seine 45 Gerichtsstrafen gewährt niemand Kredit. Dies zu seiner Beruhigung.«

§ 11. Die Welt- und Lebensanschauung des Cholerikers.

Wenn das Temperament die jeweilige Grundstimmung eines Menschen ist, so ist von vornherein anzunehmen, daß diese nicht sich selbst stimmt. Der Grund der Stimmung muß nachzuweisen sein. Wir haben diese Frage bereits im allgemeinen erörtert. Hier wollen wir das cholerische Temperament in seinem Konzentrationspunkt, der Welt- und Lebensansicht, betrachten.

Der Choleriker Cato ist ein Mann des Wirkens und Schaffens. Dazu braucht er Material und die nötigen Gesichtspunkte, nach denen er wirkt und schafft. Das Material findet er in den Verhältnissen, wie sie sich ihm darbieten. Woher kommen aber die Ideen (Gesichtspunkte) seines Schaffens? Entweder entnimmt er diese aus der Natur der Sache, oder aber er schöpft sie aus seinem Kopfe.

Lehnt er sich an die Natur an und weiß er die in dieser liegenden Ideen zu finden und in allem die Naturgemäßheit einzuhalten, dann haben wir einen realistischen Choleriker. Mißachtet er aber die Ideen der Natur, bricht er diese durch, um alles nach seinem Kopfe zu messen und zu gestalten, dann haben wir einen idealistischen Choleriker im modernen (schlechten) Sinne des Wortes. Der erstere baut Staaten und ihre Institutionen, der letztere reißt sie nieder. Der idealistische Choleriker will auch realistisch sein, mit dem Vorgeben, er halte sich nur und allein an das Reale (Wirkliche), unbekümmert um ungreifbare Dinge, die jenseits von Gut und Böse liegen. Aber man lasse sich nicht täuschen. Der Sämann sät, und ein anderer gibt den Regen und das Gedeihen. In der realistischen Weltanschauung ist wohl der Idealismus miteinbegriffen, nicht aber in der idealistischen Weltanschauung der Realismus. Der realistische Choleriker schafft als Staatsmann Lebensverhältnisse für Zeit und Ewigkeit, der idealistische läßt es beim Leben und Sterben bewenden. Er stampft mit seinem Heere von „Pferdekräften" die Saaten nieder, um sie unter Aufwand von Machtmitteln des Staates und der Wissenschaft nach seinem Sinne (Kopfe) erstehen zu lassen. Der realistische Choleriker ist als Staatsmann auf das Erbe

seines Nachfolgers bedacht, daß der es empfange, weiter verwalte und mehre, der idealistische Choleriker dagegen, als eigener Maßstab aller Dinge, läßt alles in seiner Person aufgehen, und sei es die Dynastie.

Brauche nur ein Wort zu sprechen, —
Und des Thrones Pfeiler brechen.
Und dem Herrscher ins Gesicht
Braust der Aufruhr donnertönig . . .
Doch das Wort, ich sprech es nicht:
Ich begnadige den König!

O. Blumenthal.

Diese realistischen und idealistischen Choleriker stehen sich in allen Kämpfen gegenüber, sei es in den Parlamenten oder in den Vereinen, alles übrige ist Heeresfolge. Die letzten Ausläufer der idealistischen Welt- und Lebensansicht sind der Nihilismus und Anarchismus, also die Sphären, aus denen die cholerischen Verbrecher der Neuzeit hervortreten und Schrecken verbreiten.

§ 12. Choleriker aus dem Leben.

Wenn es sich darum handelt, historische Choleriker zu nennen, so kann man nicht so leicht in Verlegenheit geraten. Sind sie es doch zumeist, welche an der Gestaltung des öffentlichen Lebens und seiner Einrichtungen einen hervorragenden Anteil nehmen. Die Kriege und Zeitenwetter und Unwetter müssen zumeist auf ihr Konto geschrieben werden.

Der erste Choleriker ist ohne Zweifel Kain, der Brudermörder, gewesen. Weitere Choleriker waren Tubalkain, Esau, Cham, Moses, der, entrüstet über die Mißhandlung seines Stammesgenossen, den Ägypter erschlug und es mit den Hirten aufnahm, welche die Töchter Jethros am Brunnen belästigten; ferner Pharao, Kore, Dathan und Abiron, Samson, Goliath, Achab und Jezabel, Nabuchodonosor und sein Feldherr Holofernes, welch letzterer „von heftiger Wut und großem Grimme entbrannte“;[1] Assuerus, die Makkabäer. Aus dem Neuen Testamente: Herodes und Herodias; Johannes der Täufer; die Pharisäer und Sadduzäer; der verlorene Sohn; der „reiche

---

[1] Jud. 5, 2.

Mann"; der ausgesprochenste Typus eines Cholerikers ist der Apostel Paulus; Judas, der Verräter. Choleriker aus der Welt- und Literaturgeschichte sind: Darius, Leonidas, Themistokles; Alexander der Große; Cäsar und Brutus; Cicero und Catilina; Julian der Abtrünnige; Karl der Große; Wallenstein, Buttler und Deveroux; Geßler, Wilhelm Tell und Andreas Hofer; Napoleon I., Maria Theresia und Elisabeth von England; O'Connell und Jos. von Görres; Dante und Wolfram von Eschenbach; Kosciuszko, Sobieski, Radetzki, Eugen von Savoyen, Wrangel, Blücher, die „Freiheitshelden" Preußens.

Zu dieser Liste von Namen wollen wir einige Belege geben.

1. Der Athener Alcibiades. In diesem Manne hat sich die Natur in seltenem Maße als vollkräftig erwiesen. Denn alle seine Biographen sagen einmütig, daß ihn weder im Tugend- noch im Lasterleben jemand übertroffen habe. Durch seine imposante Erscheinung überragte er alle seine Altersgenossen, wußte sich in alle Dinge hineinzufinden (ad omnes res aptus) und war in allem wohlberaten. Als Redner zeichnete er sich durch eine so einnehmende Sprache und Stimme aus, daß ihm niemand zu widerstehen vermochte. Von Hause aus reich, war er ebenso zuvorkommend und freigebig, als prunkliebend, sei es im Auftreten außerhalb des Hauses, sei es innerhalb desselben inmitten der Tafelgenüsse; überdies war er leutselig, liebenswürdig und wußte immer den jeweiligen Umständen schlauesterweise Rechnung zu tragen (und die entsprechenden Vorteile daraus zu ziehen). Je nach Umständen war er tätig und wirksam und scheute hierin keine Beschwerden. Zog er sich aber zur Erholung zurück und forderte nichts seine geistige Anstrengung heraus, so verfiel er in Schwelgerei, Zügellosigkeit, Unersättlichkeit (im Genusse des Lasters) und jegliche Maßlosigkeit, so daß man allgemein den Mann anstaunte, der in seiner Person so weit auseinandergehende Differenzen aufwies und unheimliche Zwietracht der Natur. Man hoffte darum nicht nur alles von ihm, sondern man fürchtete ihn anderseits ebensosehr, weil er ebensoviel Heil stiften als Unheil anrichten konnte.[1]

---

[1] Corn. Nep. VII. 1. 3.

2. Cäsar († 44 v. Chr.). Was diesen als Choleriker kennzeichnet, das ist: 1. Sein Vertrauen zu sich selbst. „Fürchte dich nicht," sagte er zu dem Fährmann, „du fährst den Cäsar und sein Glück." 2. Die Ablehnung jeden Mittelmaßes: „Aut Caesar aut nihil: Entweder Cäsar oder nichts." 3. Seine Möglichkeit und Bestimmung: „Ich will lieber in einem Alpendorfe der Erste sein als in Rom der Zweite." Diesen Zug seines Wesens erkannte Sulla sehr gut; darum ächtete er ihn, begnadigte ihn aber auf die Fürsprache der Optimaten. Seine Überzeugung von der Gefährlichkeit Cäsars gab Sulla doch nicht preis. „Ihr wißt nicht," sagte er zu den Optimaten, „was ihr tut; in ihm (Cäsar) steckt mehr als ein Marius, und die Optimaten mögen sich vor dem schlecht gegürteten Manne hüten!"

Cäsar wurde römischer Machthaber. Und welchen Maßstab legte er als solcher an seine Umgebung an?

> Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein,
> Mit glatten Köpfen, und die nachts gut schlafen,
> Der Cassius dort hat einen hohlen Blick;
> Er denkt zu viel: **die Leute sind gefährlich.**

So läßt Shakespeare den Cäsar zu Antonius sprechen.[1] Die tiefen Augen oder der tiefe Blick scheinen hiernach vielsagend zu sein. „Dieser Bruder hat tiefe Augen," sagte Pollich, der Wittenberger Universitäts-Rektor, inbezug auf Luther, „er wird wundersame Phantasien haben."[2]

3. In Dante († 1321) war jeder Strich, Zoll und Stich cholerisch. „Er ist kühn, aber durch die Pflicht gezügelt; nicht ohne Stolz, aber offen und ohne jede Verstellung; zornig, im Hasse des Bösen unversöhnlich, aber Feind jeder niedrigen Rache. Sein Verstand ist scharf, seine Rede sinnig und bündig, fern von jeder Heuchelei; er belächelt die menschlichen Torheiten, aber beweint die Strafen, die ihnen folgen. Er achtet jede Autorität, ist voll Ehrfurcht gegen die Kirche, entschuldigt sich wegen seiner allzu kühnen Rede, die jedoch nur das allgemeine Beste bezweckt; er haßt die Schmeichelei, aber er bewundert die Standhaftigkeit im Leiden, selbst an den Ver-

---

[1] Jul. Cäsar, 1. Aufz. 2. Sz.
[2] Bei Janssen, Gesch. d. dtsch. Volkes. II⁹. S. 74.

dammten. Er hat von Gott herrliche Geistesgaben empfangen, ist unermüdlich in den Studien, ausdauernd und beharrlich in dem, was er einmal unternommen, schätzt Reichtümer gering, ist aber ruhmbegierig, bekennt jedoch seine Fehler. Ja, er verachtet die Laune des Zufalls und macht sich auf widrige Schicksale gefaßt. Er liebt es, Menschen und Dinge kennen zu lernen, aber die alten Freunde sind ihm die teuersten. Er liebt die Wahrheit über alles, mehr als seinen liebsten Freund. Er sucht überall das Große und Edle in der Menschheit auf und beugt sich vor ihm; er ist bescheiden, ja, er fürchtet nichts so sehr als den Tadel edler Männer. In Stimme, Blick und allen Bewegungen liebt er Würde und Haltung. Mit unaustilgbarer Liebe liebt er seine Vaterstadt, mit treuer Liebe ist er den Freunden verbunden, bleibt ewig dankbar seinen Wohltätern. Ein frommer katholischer Christ, gedenkt er stets des Todes, ist eifrig im Gebete, Verehrer der hl. Lucia und der allerseligsten Jungfrau.“ [1]

4. Wolfram von Eschenbach. P. Michael gibt von diesem eine Charakteristik, die zum Hintergrunde das cholerische Temperament hat. „Wolfram von Eschenbach war eine durch und durch individuelle Erscheinung, eine von den vielen, die das Mittelalter hervorgebracht hat: reich veranlagt, mit offenem Auge für alles, was ihn umgab, von hohem Interesse für die Grundfragen des menschlichen Lebens, von einer ungemein fruchtbaren Phantasie, die ihm packende, nicht selten absonderliche Bilder lieferte, ausgestattet mit klarem Verstande, von meist mildem Urteil und feinem psychologischen Takt, eine eigenwillige, knorrige Gestalt, die gern ihre eigenen Wege wandelte, auch dort, wo sie in den Fußstapfen anderer zu gehen schien, bei alledem ein fröhliches Gemüt, sprudelnd von Humor und Schalkhaftigkeit, die er selbst als eine alte Unart an sich rügte, kein Heiliger, aber doch ein liebenswürdiger, religiöser Mensch, obwohl er die praktische Anwendung der Religion auf sich selbst nicht immer durchzuführen wußte.“ [2]

---

[1] Bei Hettinger, Die Göttl. Kom. des Dante Alighieri. Freiburg 1889. S. 44.

[2] Gesch. des dtsch. Volkes. IV. S. 19.

5. Wilhelm Tell.

Nein! Vor dem aufgesteckten Hut,
Du Mörderangesicht!
Bückt sich kein Mann voll Heldenmut,
Bückt Wilhelm Tell sich nicht.

Knirsch immer, du Tyrannenzahn!
Wer frei ist, bleibet frei;
Und wenn er sonst nichts haben kann,
Hat er doch Mut und Treu'.

J. K. Lavater († 1801).

6. Karl XII. († 1718) ist als Choleriker der personifizierte Eigensinn und Trotzkopf auf dem Throne. „Schon als Kind stritt dieser mit seiner Großmutter, daß sein blauer Rock eigentlich schwarz sei, und rannte gegen die Tür, die ihm seine Großmutter öffnen sollte, aber nicht öffnen wollte, so lange mit dem Kopfe, bis daß er entkräftet zusammenbrach. Als er einst zu Pferde war und durch ein niedriges Tor zu reiten hatte, wollte er sich nicht bücken, wohl aber versuchte er, das Pferd dazu zu bewegen, sich zu beugen. Eine Löwenhaut und eine ungeschlachte Keule von Bronze liegen auf seinem Marmorsarge, um ihn zu charakterisieren.[1]

7. Napoleon I. († 1821). Die Kadettenanstalt des Adels zu Paris (1784) stellte dem jungen Bonaparte folgendes Zeugnis aus: „Korse von Geburt und Charakter; ein eigener junger Mensch; eifrig im Studium, die Arbeit dem Vergnügen vorziehend; ein Freund ernster Lektüre; den exakten Wissenschaften ergeben, weniger den anderen Fächern; stark in der Mathematik und ein guter Geograph; verschlossen, die Einsamkeit suchend, seltsam, geringschätzig, den Egoismus und den Eigensinn bis zum Übermaß treibend, schweigsam, kalt, lakonisch, hart in Antworten und schwierig im Umgange, von großer Eigenliebe, ehrgeizig, eifersüchtig und voll Hoffnungen."

Als Konsul und Kaiser hat er die seiner Natur innewohnenden Attribute nicht verleugnet.

Nach der ersten Konsularsitzung äußerte Sieyès: „Jetzt haben wir einen Herrn; er weiß alles, kann alles, will alles." In zwei Worten konzentrierte sich das ganze Wesen

---

[1] Hellwig, Die vier Temperamente. Paderborn, Esser. S. 29.

Napoleons, in den Worten: „Ich“ und „mein“. Das „Ich“ öffnete dem Talent die Bahn und lehrte die Wege zu Ehre, Ruhm und Reichtum, darin verbarg (und verbirgt sich allzeit) der Lug und Trug, der die stärksten Balken des Glückes krachen läßt. „Meine Geliebte ist die Macht;“ „ich habe nur eine Leidenschaft, eine Geliebte, Frankreich.“ In diesen Worten liegt Wahrheit und Lüge, und Napoleon gestand selber, daß ihm schon in seiner Kindheit sein Oheim vorausgesagt habe, er werde die Welt beherrschen, weil er ein Gewohnheitslügner sei. „Er betrachtete sich,“ wie Metternich von ihm sagte, „als ein in der Welt einzig dastehendes Wesen, das geschaffen sei, sie zu beherrschen und alle Geister nach seinem Belieben zu lenken.“ Unter seinen Fußtritten erbebte die Welt, knirschten die Völker voll Ingrimm über den Allgewaltigen, und dennoch, wie viele warfen sich nicht vor diesem in den Staub, „wie viele Brutusse gingen nicht betteln, wie viele stolze Republikaner machten sich nicht klein, um zu dem mächtigen Manne zu gelangen, der sie anstellen konnte.“ „Der Thron ist ein Mann,“ so fuhr er die Senatsabgeordneten beim Neujahrsempfang an, „und dieser Mann bin ich, mit meinem Willen, meinem Charakter, meinem Ruhme. Ich kann Frankreich retten, und nicht Sie. Frankreich bedarf meiner mehr als ich seiner. Ich darf stolz sein, denn ich habe Großes getan; ich darf stolz sein trotz meiner Unfälle, denn ich weiß sie mit Mut zu tragen. Dieser Stolz in der Seele hat mich auf den ersten Thron der Welt erhoben. Sie wollten mich mit Kot bewerfen, aber ich bin einer von den Menschen, die man tötet, nicht entehrt . . . Den Frieden will auch ich; aber er muß sich mit der Ehre der Nation vertragen. In drei Monaten sind die Feinde aus Frankreich, oder ich bin tot.“ „Ein Heros,“ sagt Widmann, „dessen Taten die Welt erschütterten, dem Europa ein Maulwurfshaufen, die Menschheit eine Reihe von Nullen war, läßt sich nicht mit wenigen Strichen richtig skizzieren.“ So viel steht aber fest: Napoleon war ein Choleriker von selten ausgesprochener Art. „Vor dem Auge des ‚kleinen Tigers‘ zuckte jeder zusammen; herrisch, verletzend, rauh, ja gemein war sein Wort, wie seine Leidenschaft glühend, sein Zorn maßlos, seine Willkür fürchterlich; man war gegen ihn willen- und

machtlos, wie von einem geheimen Banne umfangen. Menschheit, Gewissensbedenken, Tugenden, Völkerrecht, alles galt dem Despoten nichts, wenn sein „Ich“ in Frage kam. Seine Arbeitskraft war ungeheuer; daher verlangte er Ungeheures von allen, denen er befahl; ein anderes gab's nicht. Sein Urteil, auch in Dingen, die ihm fern lagen, war bewundernswert, klar und zutreffend, riesenhaft sein Gedächtnis für Tatsachen, Örtlichkeiten, Personen, und schier unglaublich seine Vertrautheit mit den Kräften und der „Lage“ seiner ganzen Land- und Seemacht bis in die kleinsten Einzelheiten, so daß er z. B. aus dem Kopfe die Zahl der Kanonen eines Ortes in der ihm übergebenen Liste berichtigte. Dieselbe eingehende Kenntnis besaß er in fast allen Zweigen der Zivilverwaltung. So wußte er nicht nur die Staatsmaschine in Bewegung zu setzen, zu regeln und zu leiten, wie keiner, sondern auch die Menschen zu gehorsamen Rädern, Schrauben, Stützen, Nägeln, Werkzeugen auszunutzen, wie kein anderer Herrscher, ein Menschenkenner und Menschenverächter ersten Ranges.“ [1]

Kein Wunder, wenn Talleyrand geäußert haben soll: „Dieser Teufelsmensch täuscht uns in jeder Hinsicht, selbst seine Leidenschaften entgehen uns, denn er versteht es, sie zu erheucheln, obgleich sie wirklich vorhanden sind.“ [2]

8. Was für ein Feuer auf dem Herzensherde des alten Görres († 1848) brannte, das ersehen wir aus dem Ziele, das er sich steckte: „Ewiger Krieg allen Spitzbuben; die Hand dem tugendhaften Manne;“ [3] sowie aus seiner Devise: „Ich stimme überall für die frische, grüne Wahrheit ohne alle Furcht.“ Kampf und Streit war sein Element; darum wird er mit Recht der „rheinische Sturmvogel“ genannt.

In dem Gedichte „Vier Namen“ gedenkt Rückert seiner in folgender Weise.

Der dritte Nam' an dieser Statt,
Das ist der begeisterte Görres,
Der auch ein Blatt beschrieben hat,
Ein grünendes, kein dörres;

---

[1] Widmann, Illustr. Weltgesch. München 1906. IV. Bd. S. 201.
[2] Daselbst S. 139.
[3] Bei Galland, Jos. von Görres. Freiburg 1876. S. 53.

Darauf mit dem Merkuriusstab
Er hoch und tiefe Deutung gab,
Der Himmelszeichendeuter.

9. Ernst Moritz Arndt († 1860). „Mit seinem „Geist der Zeit“ (Bd. 1. 1806) warf er allen Schurken und Käuzen, welche das Licht mit Nacht umhüllen“, den Fehdehandschuh hin. Er schilt die Literaten, das Volk nicht aus dem Todesschlaf geweckt zu haben, die Philosophen, das tatsächliche Leben nicht zu verstehen, die Theologen, die Tempel Gottes nicht mehr füllen zu können, weil sie Lüge und Wahrheit verschmelzen; den Historikern wirft er vor, die Geschichte, die große Lehrerin der Menschheit, zu einem leeren Märchen gemacht zu haben. Den Fürsten wirft Arndt vor, daß sie immer nur an sich, nie an das Volk gedacht, den Edelleuten, die Fürsten in der Stunde der Gefahr verlassen, des Volkes Schmach und Elend nicht geteilt zu haben.“ (G. Kühne.) Wie groß muß der Feuerherd des Herzens gewesen sein, dessen Flammen so weit reichen und in fremde Herzen so tief hineinleuchten konnten!

10. Berlioz († 1869). Der „Figaro“ veröffentlichte seiner Zeit aus dem Manuskript des elften Bandes von Emile Olliviers „Geschichte des zweiten Kaiserreichs“ eine auf persönlichen Erinnerungen beruhende Charakteristik der beiden großen musikalischen Antipoden Rossini und Berlioz, der wir folgendes entnehmen: „Rossini hat niemals Berlioz gehaßt; Berlioz dagegen hat in gewissen Augenblicken einen furchtbaren Haß gegen Rossini genährt, so daß er sogar bedauerte, die Theater, in denen seines Gegners Werke gespielt wurden, nicht in die Luft sprengen zu können . . . Das war ein Vulkan, der fortwährend siedete, selbst wenn er kein Feuer spie. Über seine ausdrucksvollen und feinen Züge, die den Stolz eines einsamen Adlers verrieten, glitt immer der tragische Abglanz einer Seele, die von einem nie erlöschenden Feuer verzehrt wird. Seine dichten Haare schienen emporzustreben mit einer trotzigen, gegen den Himmel geschleuderten Verachtung. Er hat in einem beständigen Rausch gelebt; er begann mit einem Kampf gegen seinen Vater, der seinem in ihm lebenden Beruf Widerstand leistete, indem er ihn hungern ließ. Seine Liebesaffären, ebenso leidenschaftlich wie schnell verfliegend, aber auch im Wechsel

die gleiche Siedehitze bewahrend, waren Martyrien ebenso für die, die sie einflößten, wie für ihn, der sie empfand. Die Musik war die einzige Geliebte, die unter seiner Veränderlichkeit zu leiden gehabt hat. Er sagte: „Die Musik ist wie ein Jüngling von 22 Jahren, der noch eine ungeheure Zukunft vor sich hat; die anderen Künste sind erschöpft und alt." Er war voll Geist, aber sein Geist kannte nicht das Lachen, nur den Sarkasmus; er sagte mit Wut selbst: „Ich liebe dich." Ich bin ihm oft begegnet; besonders intim verkehrte er bei Joseph d'Ortigne, bei dem sich so viele bedeutende Leute trafen. Er gab sich hier ganz frei und erging sich in Reden der Bewunderung über Vergil und Shakespeare; er entfaltete dann eine erstaunliche Beredsamkeit. Besonders Shakespeare erregte ihn tief. Das Werk der beiden Musiker ist nicht weniger verschieden als ihre Persönlichkeiten. Rossini ist der Gott der Melodie und der Sohn Mozarts. Auch Berlioz hat der menschlichen Stimme ihren Schrei, ihre Tränen und Erregungen abgelauscht. Aber wenn auch seine Melodie erregt, sie erheitert nicht. Sie deklamiert mehr, als daß sie singt. Er hat Dido weinen lassen, aber er hat nicht Rossinis Lachen erfinden können . . ."[1]

11. Karl Marx († 1883 in London) war ein Choleriker. Das ersehen wir aus dem Urteil des unlängst verstorbenen Karl Schurz, welcher ersteren 1848 in Cöln persönlich kennen lernte. Er sagt in seinen Reminiscences of a long life, die in dem Mc. Clures „Magazine" unlängst erschienen sind, über Marx folgendes:

„Er konnte nicht viel älter als 30 Jahre zu jener Zeit sein, aber er war schon anerkannt als das Haupt der fortgeschrittenen sozialistischen Schule. Der etwas schwer gebaute Mann mit seiner breiten Stirn, seinem kohlschwarzen Haar und Bart und seinen dunklen, glühenden Augen zog sofort die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Er erfreute sich des Rufs, viel gelernt zu haben, und da ich sehr wenig von seinen sozialistischen Entdeckungen und Theorien kannte, so war ich um so gespannter darauf, Worte der Weisheit von den Lippen eines so berühmten Mannes zu vernehmen. In dieser Erwartung wurde ich aber

[1] Mitgeteilt vom Echo der Gegenwart. Aachen 1905.

eigenartig enttäuscht. Marx' Äußerungen waren in der Tat bedeutungsvoll, logisch und klar, aber ich habe nie einen Menschen gesehen, dessen Benehmen so anstößig und unerträglich war wie seins. Keiner Meinung, die auch nur im geringsten von seiner eigenen abwich, schenkte er die Ehre, sie auch nur in herablassender Weise zu beachten. Jeden, der ihm widersprach, behandelte er mit der ausgesprochensten Verachtung; jedes Argument, das ihm nicht paßte, beantwortete er entweder mit beißendem Spott über die unergründliche Ignoranz, die sich darin offenbare, oder mit abscheulichen Verdächtigungen der Motive dessen, der es vorbrachte. Ich erinnere mich aufs deutlichste der schneidenden Herabsetzung, mit der er das Wort bourgeois belegte; und als bourgeois, d. i. als bedauernswertes Opfer der korrumpierendsten, geistigen und moralischen Bestrebungen, denunzierte er jeden, der es wagte, seinen Ansichten zu widersprechen."

12. Sarah Bernhardt, die Schauspielerin. Adolphe Brisson entwirft in der „N. Fr. Pr." von ihr ein Bild, in dem sie nicht im geringsten ihr cholerisches Temperament verleugnet.

„Trotz des Alters ist sie geblieben, wie sie in der Zeit ihrer Jugend war: stürmisch, wirbelnd, durstig nach Tätigkeit, keine geistige und körperliche Ermattung kennend. Man fragt sich, wie sie mit dieser täglichen Aufgabe fertig wird. Sie entwickelt eine Art Koketterie darin, diese Arbeit noch zu erschweren, zu komplizieren, Beschäftigungen zu übernehmen, die sie ihren Mitarbeitern überlassen könnte. Aber sie will die Welt durch ihre wunderbare Tätigkeit in Erstaunen setzen. Sie will das „Überweib", ja der „Übermensch" sein. Sie setzt ihren Stolz darein, die charakteristischen Züge beider Geschlechter in sich zu vereinigen: Mut und Intelligenz eines Mannes, gepaart mit der Empfindlichkeit, Reizbarkeit und Intuition des Weibes."

13. Wie wichtig es ist, das cholerische Feuer im eigenen Hause wohlzuhüten, anderseits wie gefährlich es dem letzteren werden kann, wenn man es ins feindliche Land und Lager wirft oder abdrängt, das lehrt uns das Beispiel des alten Bonneval.

Er war ein tapferer Kriegsmann, aber ein heißblütiger Herr, dabei ein Skeptiker par excellence, kurz: ein Original. Er entstammt einer der ältesten und vornehmsten französischen

Grafenfamilien, war 1675 zu Paris geboren, hatte mit Tourville in der Flotte und unter Catinat und Vendôme im Heere gedient. Allein der Brausekopf konnte sich mit Chamillard, dem Kriegsminister, nicht vertragen; alle Maßnahmen dieses glänzenden Billardspielers irritierten ihn, und eines schönen Tages nahm er sein Schwert und sein Roß, zog nach Österreich, nahm dort Dienste und kämpfte wie ein Löwe gegen die Franzosen. Eine glänzende Karriere lag vor ihm. Allein sein heftiges Temperament spielte ihm zum zweitenmal einen Streich, er geriet mit dem Prinzen Eugen in Streit, nahm abermals Schwert und Roß und zog ins Türkenland. Dort erhielt er ein Kommando im türkischen Heer, und bald ernannte ihn der Sultan Achmed zum Pascha. Er kämpfte nun gegen die Österreicher, so wacker wie er vordem gegen die Franzosen gekämpft hatte und starb sorgenlos in seinem Adoptivheimatlande.[1]

14. Ein selten ausgesprochener Choleriker war jener Quartiermeister der Spahis im Kabylenkriege, der die Wette einging, mit voller Ausrüstung in das Lager der Kabylen zu gehen, eine Woche dort zu bleiben, um dann ins französische Lager zurückzukehren, ohne vors Kriegsgericht gestellt zu werden. Die Wette wurde angenommen, er ließ sich von den Kabylen gefangen nehmen und gab vor, eine Mission an ihren Führer zu haben. Man führte ihn in das Zelt des Scheik, und sofort begann der waghalsige Franzose in fließendem Arabisch: „Höre mich an, o treuer Anhänger des Propheten: meinen Genossen habe ich gesagt, daß die Anhänger des Propheten das Gastrecht heilig halten, daß sie so großmütig sind und so edel, daß selbst ich, dein Feind, nichts zu fürchten hätte, wenn du mich aufnimmst. Ich komme nicht als Spion, ich komme als Gast. Wenn ich mich täusche, lasse mich töten. Wenn ich mich nicht täusche, hilf mir die Wette gewinnen!" Der Scheik war überrascht, dann lächelte er und sagte: „Du bist mutig, lasse dich nieder. Denn du bist mein Gast."

Nach acht Tagen, als der Scheik ihn entließ, fragte dieser: „Was werden deine Scheike sagen?" „Sie werden mich wahrscheinlich erschießen lassen." Und er schenkte dem Scheidenden

[1] Echo der Gegenwart. Aachen 1907. Nr. 158.

einen Araberhengst und ein kostbares Gewehr. Im Lager empfingen ihn die Kameraden mit ernsten Mienen. Er meldet sich beim Oberst. „Du bist's, mein Junge? Das Kriegsgericht harrt schon deiner.“ „Herr Oberst, ich bin kein Deserteur. Ich habe eine Patrouille geritten, man hat mich gefangen, ich bin entkommen, ich habe sogar Trophäen mitgebracht.“ „Trophäen?“ „Sie werden es sehen, Herr Oberst, wenn Sie das Zelt verlassen.“ „Ah . . . welch ein herrlicher Hengst.“ „Es ist der Ihre, Herr Oberst.“ „Und dieses Gewehr?“ „Ich bitte um die Erlaubnis, es zu verkaufen.“ „Na, es ist gut; aber mache nicht noch einmal solche Streiche . . .“[1]

§ 13. **Choleriker aus Webers Dreizehnlinden.**

Weber entwirft in seiner Dichtung Porträts mit markanten Zügen, aus denen man ohne Mühe auch die Temperamente erkennen kann. Dies geschieht besonders in der „Mette“, wo er die Patres und Brüder der Reihe nach in die Kirche eintreten läßt und unter anderem auch ihre Temperamente kennzeichnet.

Erstlich schritt herein der greise
Abt Warin, voll Kraft und Würde,
Stumpf und stark; die Last der Jahre
Beugt' ihn und des Amtes Bürde.

Ekberts Sohn, des Sachsenherzogs,
Frankenfürst vom Mutterblute,
Unter die Ardennenwölfe
Sprang er früh mit keckem Mute;

In der Kämpfe dichte Knäuel
Sprang er kühn in zwanzig Schlachten;
Ronzeval im heißen Spanien
Lehrt' ihn Zeit und Welt verachten.

Ronzeval! Die Heiden tobten,
Flammen sprühte Durindane,
Olifant zerbarst im Dröhnen,
Dennoch sank die Kreuzesfahne.

Und der Abt, in manchem Traume
Ächzt' er noch in Kampfeswettern,
Hört' er seines jungen Kämpen
Letztes Jauchzen, letztes Schmettern.

---

[1] Echo der Gegenwart. Aachen 1907. Nr. 158 III.

Durch die Heldenseele rauschte
Jetzt des Rolandsliedes Weise
Wild und schmerzlich: »Vanitatum
Vanitas!« erseufzt' er leise. —

Markward drauf, der Pater Prior,
Echtes Reis vom Stamm der Sachsen,
Lichtes Haars mit blauen Augen,
Schulterbreit und hoch gewachsen.

Von der Lippe weich und üppig
Floß sein Bart in langen Locken,
Oft beim Grübeln durch die Finger
Glitten ihm die goldnen Flocken.

Wo der Weser blaue Fluten
Durch das Felsentor sich bahnen
Ihren Weg ins weite Flachland,
Lag der Freihof seiner Ahnen.

Wortgewandt und zungenfertig,
Lernt' er aller Männer Rede;
Scharf und schneidig zu gebrauchen
Wußt' er sie in mancher Fehde.

Lust am Kampf im deutschen Herzen,
Deutsches Blut in jeder Ader,
Mit Romanen, Welschen, Wenden
Stritt er oft in hartem Hader.

Aber schroffern Widersachern
Schrieb er gern im Jugenddrange
Seiner Meinung rote Runen
Mit dem Schwert auf Brust und Wange.

Stiller war sein Mut geworden;
Nur wenn unversehens einer
Jenes Tags bei Verden dachte,
Jenes Bluttags, schwarz wie keiner,

Fuhr er auf, die Augen blitzten,
Glüh vom Sachsentrotz, dem alten;
Doch er konnte starken Willens
Seinen Zorn im Zügel halten,

Denn er dient' in Mannentreue
Seinem Herzog, Gottes Sohne,
Der da führt das Kreuz im Banner
Und die blut'ge Dornenkrone.

Sein Gemüt bewegten heute
Trübe, traurige Gedanken:
Die des Heilands Lehre brachten,
Arges bringen einst die Franken.

Denn er sah im Geist: vom Westen
Droht Gewalttat, Raub und Fälschung
Deutsches Rechts und deutscher Sitte
Überflutende Verwelschung.

Fern, noch fern! — Zum Hochaltare
Hub er fromm die Seherblicke:
»Herr der Welt, in Gnaden füge
Meines Vaterlands Geschicke!«

Vierte Abhandlung.

§ 14.

II. Der Melancholiker (Pomponius).

In den Tiefen ist Weisheit und Reichtum, welche den Geist des Menschen erfüllen und sättigen und ihm einen unerschütterlichen Rückhalt in der glückseligen Ewigkeit geben. In den Tiefen ist aber auch Finsternis, Nacht und Grauen, welche, ihre Schatten in das Gemüt des Menschen werfend, den Geist desselben verdüstern, sein Herz blutend machen und ihn mit Unglückseligkeit erfüllen.

Der Melancholiker ist ein Problem inmitten seiner Probleme. Wer ihm gerecht werden will, möge alle psychologischen Musen anrufen, auf daß sie ihm helfen, die Feder zu führen.

1. Leiblicher Typus.

Vorbemerkung. Das melancholische Temperament scheint geradezu verrufen zu sein. In leiblicher Hinsicht zeichnet man in ihm gern den Schwindsuchtskandidaten und in geistiger den trübsinnigen und vergrämten Grübler und Grillenfänger, an dem man keine Freude hat und sich daher bald von ihm wegwendet. Das stimmt nicht und scheint sich nur aus

dem Umstande zu erklären, daß dem Durchschnittsmenschen und seinem Urteil mehr der Mann der Tatkraft als derjenige des Sinnens und Denkens zu imponieren scheint.

Hellwig meint, »in den meisten Fällen wird man wohl voraussetzen dürfen, daß bei auffallend melancholischen Temperamenten irgend ein innerer körperlicher Fehler, eine mehr oder weniger große Störung im animalischen Lebensprozesse die Grundursache der temperamentellen Erscheinungen bildet, eine Störung, die deshalb noch nicht als Krankheit zu behandeln ist und mit der Lebensdauer des Menschen absolut nichts zu tun hat«. (Die vier Temp. bei Erw. S. 38.) — Ich glaube nicht, daß man dies selbst unter der gedachten Voraussetzung und Einschränkung sagen kann. Wenn die Trappe schwerfälliger im Fluge ist als andere Vögel, so darf man daraus nicht schließen, sie sei flügellahm, vielmehr ist ihre Natur und Schwerfälligkeit zu berücksichtigen und diese zu erklären. Auch von der Trauerweide (Salix Babylonica) müßte man annehmen, daß in ihren Ästen »Würmer« stecken und die Ursache sind, daß die Äste sich zur Wurzel neigen und diese zu betrachten scheinen, statt in den sonnigen Raum emporzustreben. Dies wird man nicht so ohne weiteres sagen dürfen. Also ist auch in der Erklärung des melancholischen Temperamentes Vorsicht geboten. Den Schatten (von Krankheit oder der krankhaften Anlage [Disposition]), an den Hellwig denkt, kann sowohl der Choleriker als auch der Sanguiniker und Phlegmatiker in seinem Wesen tragen. Und wenn an der Meinung Hellwigs etwas Wahres ist, dann liegt die Erklärung hierfür tiefer als »im animalischen Lebensprozesse«.

Wollen wir hier versuchen, der Natur des Melancholikers gerecht zu werden.

Somatischer und physiologisch-psychischer Gesichtspunkt. Pomponius gehört in leiblicher Hinsicht nicht zu den robusten und stämmigen Naturen. Er ist von verhältnismäßig schmächtiger Körperkonstitution; seine Größe geht meistens weit über das Mittelmaß hinaus. Der Kopf ist groß, das Vorderhaupt sehr stark entwickelt; die Stirne ist hoch und sehr gewölbt. Nase, Mund- bezw. Lippenbildung und Kinnform geben dem Gesichte ein trotziges, oft kummervolles Aussehen. Die Farbe des Gesichtes ist meist blaß, fahl, bräunlich, oft gelblich, selten gerötet. Im übrigen spricht sich in seinem Gesichte Ruhe, Ernst, sowie ein verborgenes und zurückhaltendes Wesen aus. Der Blick ist offen und frei, sanft und klar, wenn auch zuweilen matt und gesenkt. Dies macht, daß man dem Melancholiker eine gewisse Teilnahms- und Interesselosigkeit ansieht, so daß man (bei dem einen oder anderen) leicht vermuten könnte, er sei leidend. Doch auf unsere Frage, wie es gehe, antwortet

er wahr, es gehe gut. In der Haltung des Körpers liegt Würde, aber nichts Imponierendes. Die Körperbewegungen sind zwar langsam und etwas gleichförmig, aber bedächtig und gemessen, man kann nicht sagen: träge. Die Handlungsweise ist einfach (nicht affektiert), aber sicher, sie entbehrt nicht des nötigen Nachdrucks.

Die Sinne sind scharf, das Gedächtnis treu und lückenlos, die Phantasie leicht empfänglich und kräftig in der Konturenbildung; das Denken ist tief, weitausholend und weitreichend, doch leicht dem Eindrucke erliegend. Was auf den Melancholiker Eindruck macht, das zieht ihn stark in Mitleidenschaft.

2. **Geistiger Typus.** Wie sollen wir nun das **geistige** Wesen des Pomponius ausdeuten? „Stille Wasser haben tiefe Gründe." Ist dieses Sprichwort ganz und gar auf den Melancholiker gemünzt, dann dürfte es schwer sein, seinem Wesen beizukommen. Wollen wir es doch versuchen. Ohne Zweifel hatte Weber das Porträt des Melancholikers vor sich, als er schrieb:

Und der Menschengeist, der ernste,
Mag in Sinnen und in Denken,
Träumen, Hoffen und Erinnern
Winterlang sich gern versenken. — (195)

Menschenbrust, wohl bist du tiefer
Als des Berges tiefste Schlünde;
Menschenherz, wohl rätselhafter
Bist du als die Meerabgründe.

Und Gedanken, lichte, dunkle,
Rastlos wie die Wasserwelle,
Gehn bis mitten in den Himmel,
Gehn bis mitten in die Hölle. — (197)

In diesen Worten ist das Wesen des Melancholikers recht tief gefaßt. Doch halten wir uns an das Zunächstliegende, d. h. an das, was der Melancholiker an Anhaltspunkten selber bietet.

Führen wir unseren Pomponius in die Gesellschaft ein. Frisch und wohlgemut tritt er ein, drückt seinen Freunden und Bekannten recht kräftig die Hand und weiß sich Fremden gegenüber bald ins rechte Verhältnis zu bringen. Als gebildeter

Mann kann er sehr liebenswürdig sein und so manchen für sich einnehmen. Im ersten Gesprächstreffen ist er ganz Auge und Ohr; er sucht gern „Auge in Auge Anker“ zu werfen, und was seine Mitteilsamkeit betrifft, so ist er nicht zurückhaltend, wenn auch nicht geschwätzig.

Aber er fällt bald ab, das ist ein Fehler seines Temperamentes, besonders wenn er merkt, daß der Interessenkreis der Anwesenden mit dem seinigen sich kreuzt und er in ihren Herzen und Gemütern keinen empfänglichen Boden findet. Dann wird er einsilbig, gibt sich der Zerstreuung hin und schweigt zuletzt. Ab und zu lacht er noch, nickt Beifall und ist in seiner Zustimmung nicht sparsam. Doch in diesem Punkte ist er (ontologisch) unwahr. Seine Gegenwart und Aufmerksamkeit dokumentiert er nur scheinbar, in Wirklichkeit ist er von der Gesellschaft weitab entfernt. Dies merkt man denn auch recht bald. „Wie gefällig?“ „Verzeihung, mein Herr, ich habe Sie nicht recht verstanden.“ Dem aufmerksamen Beobachter kann es nicht entgehen, daß Pomponius ein gedrücktes Wesen verrät, zuweilen alle Energie eingebüßt zu haben scheint, fast abnormal in sich gekehrt erscheint, als drückten ihn Schuhe und Schulden. Er vergißt sein Glas und seine Zigarre, und beim Kartenspiel fragt er oft: „Was ist doch Trumpf?“ So manche verlorene Partie ist auf sein Konto zu setzen.

Diese Umstände sind für ihn Grund genug, die Gesellschaft, wenn auch nicht zu meiden, so sie doch nicht zu suchen. Er gefällt sich in der Rolle des in den Höhen schwebenden oder in den Tiefen weilenden Adlers. Scherz, Heiterkeit, Mutwille und eine oberflächliche Unterhaltung sind ihm eine arge Last. In der Gesellschaft gibt er nicht den „Ton“ an. Er ist darin recht friedlich; wo er „nein“ sagen müßte, sagt er „ja“, nur um keinen Streit zu inszenieren; er regt sich auch nicht auf, wenn man seine Ansicht oder Meinung nicht teilt; es erscheint ihm dies selbstverständlich oder aber belanglos. Dies sind aber auch ausreichende Gründe, um seine Gegenwart in der Gesellschaft als belanglos zu erachten. Einer munteren und ausgelassenen Gesellschaft ist er umsomehr im Wege, als man in ihm einen scharfen Beobachter, Kritiker und Richter

sieht. Doch ist er in diesem Punkte nicht gefährlich; denn entweder erachtet er alles für viel zu nebensächlich, oder er ist viel zu mundfaul, um sich an Bagatellen aufzuhalten. In seinem Kopfe und Herzen haben nur Dinge von Würde und Wichtigkeit Platz. Und diese bewahrt er meistens für sich, oder er weiß, wem er etwas mitteilen darf oder nicht. In dieser Hinsicht ist er verschwiegen und geheimnisvoll, in der Freundschaft liebevoll und treu. Das Andenken an diejenigen, welche der Melancholiker in sein Herz geschlossen hatte, gibt seinem Geiste Nahrung, selbst wenn er sie persönlich nicht gekannt, sondern ihnen Hochachtung, Liebe und Verehrung par distance entgegenbrachte.

Der Melancholiker ist kein Ordens- und Ehrenjäger, wiewohl es ihm wehetut, wenn man seinem inneren Werte, der oft sehr verborgen ist, keine Anerkennung widerfahren läßt. In aller und jeder Beziehung tritt er gern selbst hinter Minderwertige oder Leistungsunfähige zurück; er sucht Deckung hinter diesen, um nur nicht auf den Sockel erhoben zu werden. Mit seinen edelsten Handlungen bleibt er im stillen. Werden diese sowie seine Fähigkeiten verkannt, so bemüht er sich nicht einmal, den falschen Verdacht zu entfernen. Der Melancholiker hat keine oder nur wenige Freunde, weil er die Menschen nicht nach dem äußeren, sondern nach dem inneren Wesen derselben einschätzt. So kann es denn kommen, daß er immer „Einspänner“ bleibt; er ist der einsame Sperling auf dem Dache; auch ist er mit Vorliebe Solospaziergänger. Ersatz und Ausgleich für alles das, was andere Menschenkinder in der Gesellschaft suchen und finden, bietet ihm der Genuß des Sinnens und Denkens.

Und der Menschengeist, der ernste,
Mag in Sinnen und in Denken,
Träumen, Hoffen und Erinnern
Winterlang sich gern versenken.

Andere Menschenkinder denken auch, aber der Melancholiker denkt tiefer, länger und nachhaltiger. Dieses sein Vertiefen hat der Dichter treffend spezifiziert. Der gelehrte Melancholiker geht in allem dem Prinzipiellen nach, den Ein- und Ausgängen der Welt und des Lebens, mit einem Worte: den

Problemen; der gebildete lebt von Erinnerungen und Vorstellungen, während der gewöhnliche sich in Träumen ergeht. Ist der Geist des Melancholikers seinen Problemen und Denkinhalten nicht gewachsen, dann verfällt er ins Brüten, in eine dunkle Phase, die sich erst aufhellen muß, damit er seiner selbst mächtig wird.

Fügen wir nunmehr noch einige kleinere Züge aus dem Wesen des Melancholikers seinem Bilde hinzu.

Er hat ein schlechtes Personengedächtnis. An Leuten, die ihm vorgestellt wurden und die er pflichtmäßig zu grüßen hat, geht er vorüber, oder er hat die größte Mühe, sie wiederzuerkennen. Den Schirm unter seinem Arm tragend, fragt er sich, ob er denselben nicht vergessen habe. In Städten und auf Reisen ist er schlecht orientiert; das Reisen ist für ihn kein Vergnügen; er verpaßt Züge und steigt in falsche ein und ist meist von der Furcht geplagt, sein Gepäck liegen zu lassen. Er ist ein guter Kostgänger; denn er hat Wichtigeres zu denken als an Speisen zu mäkeln. Beim Geldwechseln und Einkaufen ist keiner so leicht „ums Ohr zu hauen" wie er. Die Modemacher können an ihm am wenigsten verdienen. Auf den „Leibesplunder" gibt er nicht viel; doch fügt er sich dem Zwange, wenn auch ungern. Von dem Historiker Böhmer z. B. schreibt Janssen, sein Biograph: „Er hielt strenge auf den ‚alten Gebrauch', so daß er einmal einem Schneider eine neue Weste, die etwas kürzer ausgefallen war, als ‚der Vater seine Weste zu tragen pflegte', mit den Worten zurückgab: ‚Nicht Sie, mein Herr, haben für meine Mode zu sorgen, die mache ich mir selbst'."[1]

Die Ehen der Melancholiker sind nicht recht glücklich; denn entweder vernachlässigen sie ihre Gatten, indem sie sich ganz ihren Berufspflichten oder dem Genusse, den sie im Denken finden, hingeben, oder sie werden beschwerlich durch ihre Schwermut und Grübelei, oder sie entziehen den Ihrigen, wenn sie in Geiz verfallen, das Notwendige. Die Ehe melancholischer Eheleute weist nur wenige sonnige Tage auf. Bei keinem Temperamente greift Entfremdung und Gleichgültigkeit so leicht Platz als beim melancholischen.

[1] Janssen, Joh. Frdr. Böhmer. Freiburg 1869. S. 351.

§ 15. Anthropologische Erklärung des melancholischen Temperamentes.

Nunmehr wollen wir der Erklärung näher treten. „Wie gefällig?“ „Was haben Sie doch gesagt?“ Was bedeutet dieses Fragen? Ist es Unaufmerksamkeit, Gleichgültigkeit, Vergeßlichkeit oder gar Nachlässigkeit? Es ist Unaufmerksamkeit, und doch Aufmerksamkeit; es ist Gleichgültigkeit, und doch intensives Interesse; es ist Vergeßlichkeit, und doch lebhafte Erinnerung. Nur eins ist ziemlich ausgeschlossen, — sträfliche Nachlässigkeit. Wie denn? so fragt man. Der Melancholiker ist nämlich ein Zweiwelten- und Dreizeitenwesen. Und hiermit ist er in seinem tiefsten Grunde erfaßt. Es scheint, als sei er soeben aus der Ewigkeit gekommen, als bewege er sich noch in deren Sphären, so daß die Vorgänge um ihn herum nicht den hinreichenden Eindruck auf ihn machen, um augenblicklich erfaßt zu werden und um sich in die augenblicklichen Vorgänge hineinzufinden. Ist es schwer, zwei Herren gleichzeitig zu dienen, dann ist es auch verständlich, wenn beim Melancholiker die sinnlichen und übersinnlichen Konzeptionen vielfach auseinanderfallen, weil die Wesenheiten, Ziele und Zwecke in seinem Geiste zu weit auseinanderliegen und sich oft nicht finden können. Sein Standort in dem Allgemeinen, in den Wesenheiten oder Wesenlosigkeiten und in der zeitlichen Ferne läßt ihn die Vorgänge um ihn herum nur wie ein flüchtiges Anwehen erachten. In dieser Hinsicht kann man den Melancholiker mit einem Künstler vergleichen, der in seinem von allem Straßenlärm abgelegenen Atelier in seine Entwürfe und Modelle vertieft ist, das Schellen und Pochen an die Türen und Fenster (die Sinne) überhört und erst ausdrücklich und bestimmt darauf aufmerksam gemacht werden muß, daß jemand da sei und ihn sprechen wolle. Eben daher erklärt sich seine scheinbare Unaufmerksamkeit und Interesselosigkeit. Sie ist scheinbar; denn in Wirklichkeit geht Pomponius ganz anderen Dingen nach, und in dieser Hinsicht ist der Gedankenlose voller Gedanken, der Interesselose vollen Interesses, und während er von allem abzusehen scheint, ist sein Geist auf Dinge hingeheftet, die ihn ganz und gar in Anspruch nehmen. Natürlich

ist es auch nicht ausgeschlossen, daß er gar nichts denkt, vielmehr ins Leere stiert, aus seiner Energielosigkeit nicht herauskommen kann und sein Gemüt in Wesenlosigkeiten zerschmelzen und zerfließen läßt. Dann eben ist er vom Geiste der Ohnmacht geplagt. In dieser Hinsicht gleicht er, wie Fortlage sagt, „einem emporstrebenden Ballon, dessen Seile, welche ihn an den Boden ketten, zu schwach sind und alle Augenblicke zu reißen drohen“.[1]

Hiermit ist aber das Wesen des melancholischen Temperamentes nicht erschöpft. Wollen wir unsere weitere Erklärung an den Gegensatz zwischen dem Choleriker und Melancholiker knüpfen.

Das Wesen des Cholerikers liegt in der Perspektive, d. h. im Vorblick auf das Vorliegende und das Ziel; dasjenige des Melancholikers liegt in der Retrospektive, d. h. im Rück- und Einblick in das begrifflich Allgemeine, von dem die Dinge samt und sonders wie von einem Hintergrunde getragen sind und sich von diesem abheben. Dieser Hintergrund des Seins ist die Stärke und Schwäche des Melancholikers, die Schwäche des bürgerlichen kleinen Mannes, die Stärke des Gelehrten, dessen Beruf es ist, den Dingen auf den tiefsten Grund zu gehen. Während also der Choleriker das Eisen im Feuer des Augenblicks schmiedet und aufs Schaffen und auf Entscheidungen bedacht ist und auf diese hindrängt, kommt der Melancholiker aus seiner Betrachtung und Erwägung nur schwer heraus, so daß das Eisen erkaltet.

Der Choleriker ist nach dem Ausdruck des Aristoteles der Berauschte; denn die Dinge in ihren Eindrücken wirken auf ihn wie der Wein. Hieraus erklärt sich seine stürmische Natur, er ist ein Stürmer. Anders der Melancholiker. Er ist nach dem Ausdruck desselben Aristoteles der Nüchterne. Die Dinge machen auf ihn wohl Eindruck, aber meist den begrifflich allgemeinen, so daß er sich von den Nebensächlichkeiten (Akzidenzen) nicht berücken, am allerwenigsten erdrücken läßt. Des Cholerikers Element ist das mehr absolute Wahre und Gute; dagegen nimmt der Melancholiker das Wahre auf

[1] Acht psychol. Vorträge. Jena 1869. S. 210.

dem Grunde des Guten und das Gute auf dem Grunde des Wahren. Der Standort des Melancholikers ist das begrifflich Allgemeine, d. h. die Wesenheiten der Dinge in ihrer Tiefe und Unabsehbarkeit nach ihren Zwecken und Zielen, von welch ersteren die vorübergehenden (wechselnden) Erscheinungen der Dinge sich abheben wie die vorüberziehenden Wolken am Firmament.

Dem Choleriker ist am wohlsten im Streit und Widerstreit, im Krieg und Lagerleben, sowie in leitender Stellung im Verwaltungsdienst, dagegen dem Melancholiker auf der Höhe der Stern- und Wissenswarten, wo es seine Wonne ist, die Blicke ins Unendliche über ihm und das Endliche unter ihm richten zu können.

> Er denket weise an das Ewig-Eine;
> Im Wandelbaren sinnet er der Wandlung.[1]

Und doch ist er nicht etwa von dunkeln Trieben und Instinkten geleitet.

> Er wandelt oft
> Auf dunkeln Pfaden, freut sich manches Strahls,
> Der unverhofft aus schwarzen Wolken bricht.
>
> Erwartet sehnend, aber mit Geduld,
> Das Morgenrot und weiß es, daß der Strahl
> Des blassen Mondes aus der Sonne quoll.
>
> Frdr. Leop. Graf zu Stolberg.

Hieraus erklärt sich des Melancholikers Hang zum Nachdenken, d. h. zum Nachgehen oder Suchen der Spuren Gottes in der Schöpfung, zum Sinnen und Erinnern. Daher auch seine scheinbare Unaufmerksamkeit, Vergeßlichkeit und Interesselosigkeit, eben daher auch sein gesenkter Blick und seine Zerstreutheit. Daraus erklärt sich weiter seine weniger robuste Körperkonstitution. Denn während diejenige des Cholerikers sich in den stürmischen Affekten verzehrt, verzehrt sich diejenige des Melancholikers in der stillen Späh- und Sehnsucht. Und doch bleibt ihre verschiedene physische Konstitution gewahrt. Der Choleriker ist der mehr stämmige und sehnige Typus, dagegen der Melancholiker der hagere und weniger muskulöse.

---

[1] Ed. Hlatky, Weltenmorgen. III, 45.

Der Grund ist leicht ersichtlich. Eisen wird stählern durch Eisen, d. h. unter Hammerschlägen. Diese erfährt der Choleriker in stärkerem Grade und Maße der Einwirkungen und Gegenwirkungen, während diese beim Melancholiker wenn auch nicht aufgehoben, so doch abgeschwächt sind. Unter dieser Rücksicht ist der Melancholiker der geistig Verweichlichte, während der Choleriker inmitten der Wetter und Unwetter, welche sein Tun und Lassen begleiten, abgehärtet und gestählt wird, sowohl in sinnlicher als auch in intellektueller Hinsicht.

Der Choleriker wird stürmisch von den Eindrücken erfaßt und von diesen vielfach zu dem gemacht, was er ist. Aber der berauschte Zustand ist gefährlich; er läßt die Möglichkeit der Unbeständigkeit, der Trübung, des Wankens und Schwankens offen, ja, die Möglichkeit des Abfalles, um das Joch der Wahrheit mit demjenigen des Irrtums zu vertauschen. (Paulus—Saulus.) Anders der Melancholiker. In seiner edelsten Art gleicht er dem Golde, das keinem Rosten unterworfen ist. Unterliegt er nicht den stürmischen Eindrücken, dann bleibt er als der Nüchterne vor dem Schwanken und Wanken bewahrt, welches dem Choleriker gefährlich werden kann. Der Grund hierfür liegt darin, daß der Melancholiker den Quell einer unendlichen Widerstandskraft gegen den Ansturm der Außenwelt in sich selber trägt.

Der Choleriker „ist vorzugsweise auffassender Nerv", schreibt Fortlage,[1] „der seine Fühlfäden in die Außenwelt streckt; seine Seele ist vorzugsweise in die Sinnesorgane herabgesunken, während die Seele des Melancholikers mehr isoliert über den empörten Wellen seines Blutes wie der Geist Gottes über den Fluten schwebt. Dieser Gegensatz bildet einen Unterschied in der psychischen Anlage. Die Seele findet sich im einen und anderen Falle gegen die Welt in eine andere Lage gerückt, im einen Falle mehr in die Welt und ihre Organe versenkt, im anderen mehr aus denselben emporgehoben und zur Selbsttätigkeit befreit, nach den Worten des Dichters":

> Die eine hält in derber Liebeslust
> Sich an die Welt, mit klammernden Organen;
> Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
> Zu den Gefilden hoher Ahnen. Goethe.

[1] A. a. O. S. 205.

Nunmehr holen wir zur letzten und tiefsten Erklärung des melancholischen Temperamentes aus.

Treffend sagt O. Brüssau: „Durch die Temperamentsausstattung ist jeder Mensch von Gott zu einem Original geschaffen, stellt jeder einzelne einen besonderen Gottesgedanken dar.“[1]

Ist dies richtig, dann ist es eine verfehlte Erklärung, den Grund des melancholischen Temperamentes in eine Störung des animalischen Lebensprozesses zu verlegen. Sonach müssen wir auch in dem Melancholiker ein Original anerkennen, welcher das vertieft, was der Sanguiniker verflacht, dort Ruhe schafft, wo der Choleriker den Sturm entfesselt, dort die Gesichtspunkte erweitert, wo sie sich bei diesem oder jenem zu verengen oder zu verkürzen drohen. Die Temperamente ergänzen sich also in ihren Vertretern und Inhabern wie die Naturen überhaupt, zumal sie die Bestimmung und das Ziel des Menschen nicht alterieren.

Wenn wir nun das Wesen des melancholischen Temperamentes zu tiefst fassen und erklären wollen, welche maßgebenden Gesichtspunkte sollen wir hier ins Vordertreffen führen? Der Schwere des Melancholikers entsprechend müssen sie schwer, seiner Tiefe entsprechend müssen sie tief sein.

Auf die Nerven und ihre Funktionen in Rezeption und Reaktion ist hierin nicht viel zu geben; sie haben in der physiologischen Erklärung wohl ihre Stelle und einige Bedeutung, doch diese bleibt immer eine sekundäre.

Welches sind nun die primären Faktoren in der Erklärung des melancholischen Temperamentes?

Wir haben oben gesagt, der Melancholiker gleiche einem Manne, der soeben aus der Ewigkeit gekommen sei. Es kann dies nur den Sinn haben, daß er in seiner Erschaffung als Geist vom Geiste, als Geschöpf von seinem Schöpfer komme und im tiefsten Grunde seiner Seele die Bestimmung der Rückkehr trage. Diese Bestimmung der Rückkehr trägt wohl jeder Mensch in seiner Brust; aber bei keinem lastet diese Schwere der Bestimmung so sehr auf dem

[1] Die Temperamente und das chr. Leben. Hamburg 1906. S. 36.

Bewußtsein wie bei dem Melancholiker. Als Geist vom Geiste, Licht vom Lichte wird er sich mehr und mehr der Materialität bewußt, — „des Erdenwesens schwerer Last“, die sich als Nebel und Schleier vor die Blicke seines Geistes lagert, jeden direkten Ein- und Ausblick versperrt und die Wege der Rückkehr nur schwer finden läßt.

Der Melancholiker ist die repräsentative Verkörperung der in den Tiefen des Sinnlichen und Übersinnlichen, des Natürlichen bewurzelten Menschennatur nach ihrer sinnlichen und intellektuellen Seite, also des Menschen, der, bewußt seines Einganges auf die Welt, nach den Ausgängen des Lebens und der Dinge späht und, in der Sehnsucht seines Herzens sich verzehrend, sowie im Wissensdurste seines Geistes schmachtend, das Vergängliche und Veränderliche auf dem Grunde des Unvergänglichen und Unveränderlichen betrachtet, um auf dem Grunde der beiden letzteren seine Bestimmung und Glückseligkeit auszuwirken und am Herzen desjenigen auszuruhen, von dem er ausgegangen ist, — Gottes.

Aus dem Geiste eines Melancholikers stammt der Hymnus, der uns unter dem Namen des Orpheus überliefert worden ist. Vernehmen wir ihn.

Auf den göttlichen Geist hin richte betrachtend das Auge,
Scheue des Denkers Müh' nicht und wandle die Wege der Tugend,
Dann wirst du bald erkennen, was längst die Weisen gesungen:
Einer ist er, vollkommen, von ihm ist alles geordnet.
Was er gemacht, das ist sein Reich, das er immer durchwandert,
Alles durchschauend, das Herz des Menschen so klar wie das Wasser.
Keiner ist außer ihm. Nur dann vermagst du die Dinge
Richtig zu schaun, wenn ihn du kennst. Drum richte das Auge
Hin auf die Welt, sie zeigt dir deutlich die Spur seiner Tritte
Und die göttliche Hand, die alles so mächtig geschaffen.
Ihn zwar sehe ich nicht, eine Schleierwolke verhüllt ihn,
Aber auf goldenem Thron dort oben herrscht er im Himmel,
Unter ihm ruht das Rund der Erde als Schemel der Füße;
Und das Gebirge erbebt bis zum Grund vor der Kraft seines Fingers:
Wie erst wird es der Welt ergehn, wenn im Zorne er aufsteht?
Also weilt er im Himmel und lenkt doch alles auf Erden,
Er der Anfang allein, der Mittelpunkt, er auch das Endziel.[1]

---

[1] Bei Weiß, Apol. des Christentums. Freiburg 1888. I². 281; vgl. Plato, Von den Gesetzen. IV. 716.

Was den Melancholiker in dieser Rücksicht mehr und stärker affiziert als andere Menschenkinder, das ist die Tiefe und Weite der Gottesgedanken, wie sie in den Dingen verkörpert sind und als solche ihn stark in Mitleidenschaft ziehen. Gleich stark? Keineswegs! Bei dem einen wird sich das Bewußtsein der Tiefe und Weite mehr, bei dem anderen weniger geltend machen. Was bei dem einen im Wissen sich konzentriert, das wird bei dem anderen in den dunkelsten Vorstellungen und Ahnungen auftreten. Der eine kann dabei himmelhoch jauchzen, der andere zu Tode betrübt sein.

§ 16. Unterscheidende Gesichtspunkte in der Erklärung.

Den Choleriker haben wir in seinem Wesen nach Erziehung, Bildung und der sittlichen Basis unterschieden. Diese Unterscheidung kommt beim Melancholiker erst in zweiter Linie in Betracht. In erster Linie haben wir diesen vor das Problem zu stellen, wie er die Materialität und Sinnlichkeit überwindet und in der Welt des Übersinnlichen und Übernatürlichen festen Fuß faßt, d. h.: Es fragt sich, ob er die **Durchgangspunkte** vom Sinnlichen zum Übersinnlichen, vom Natürlichen zum Übernatürlichen findet.

a) Findet er sie, dann ist er der Typus „derer, die da wissen“ und gewissermaßen im Ratschluß Gottes sitzen.

b) Findet er sie auf dem Wege des Wissens nicht, dann lebt und verzehrt er sich in stiller Glaubenssehnsucht, indem er mit dem Dichter spricht:

Gott, laß dein Heil uns schauen,
Auf nichts Vergänglich's trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein!

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott!

c) Oder aber: Er hängt zwischen dem Woher und Wohin, um in den tiefen und schwarzen Abgrund zu stürzen und, von den Wogen und Wellen der Irrtümer fortgerissen, ins „Unbewußte" getrieben zu werden.

Wir haben also hier drei Repräsentanten des melancholischen Temperamentes näher zu betrachten.

1. Der melancholische Typus „derer, die da wissen" und gewissermaßen im Ratschlusse Gottes sitzen.

> Fragen möcht' ich;
> Nur immer fragen! Seit ich mich entsinne,
> Ist Fragen meiner Seele Atemholen.
>
> Ed. Hlatky, Weltenmorgen. III. 26.

Alles und jedes Wissen fängt von unten an, d. h. bei den Dingen, um nach oben zu steigen, d. h. um die letzten und allerhöchsten Ursachen, Zwecke und Ziele zu erreichen, aus denen sich dann alles ganz von selbst erklärt. Auch für den Melancholiker gibt es hierin keinen anderen Weg, sagen wir: Ausweg. Aber das ist nun das Eigenartige dieses Temperamentes, daß der Melancholiker seinen Standort von vornherein ins Allerhöchste und Allertiefste zu verlegen sucht und sich eine Lage nebst Schwierigkeiten schafft, die seiner Physiognomie das nachdenkliche und kummervolle Wesen aufdrücken.

All die Probleme, die den Geist des Menschen angehen und die er sich selber stellen mag, sie ruhen beim Melancholiker keimartig auf dem tiefsten Grunde seiner Seele, und in dieser ihrer Keimhaftigkeit beschweren sie dieselbe. Dieses Harren nun und Sehnen nach ihrer Entwicklung und Ausreifung, — das ist es, was das Wesen des melancholischen Temperamentes ausmacht: der Melancholiker ist der Mann der geistigen Geburtswehen. Es erklärt sich dies ziemlich leicht, wenn wir die Worte Platons würdigen. „Wir müssen schauen auf der Seele Weisheitsstreben und müssen beachten, wonach sie trachtet, und was für Unterhaltungen sie sucht, als dem Göttlichen und Unsterblichen und Immerseienden verwandt, und wie sie sein würde, wenn sie ganz und gar folgen könnte, von diesem Antriebe aus der Meerestiefe (nämlich unserer das Geistige verdeckenden

und verdunkelnden Leiblichkeit und der Körperlichkeit der uns umgebenden Dinge), in der sie sich befindet, emporgehoben.[1] Diese Schwierigkeit, den Durchgangspunkt vom Sinnlichen zum Übersinnlichen zu finden, lag quälend auf der Seele des Dichters, als er seufzend schrieb:

Ach, zu des Geistes Flügel wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen. Goethe.

Diese Rücksicht war es, unter welcher wir den Melancholiker ein Zweiwelten- und Dreizeitenwesen nannten. Sein Denken und Sinnen, sowie Träumen, Hoffen und Erinnern läßt ihn als einen aus der ewigen Heimat in die Fremde Verbannten erscheinen. Und dieser ewig-heimatliche Zug und Drang seiner Seele ist es, der ihn schmerzlich sagen läßt:

Mich fesselt ein Verlangen,
Daß ich zu dieser Frist
Hinauf nicht kann gelangen,
Wo meine Heimat ist. Rückert.

In dem Melancholiker zeichnet man so gern den vereinsamten Grübler und Grillenfänger, den Sonderling und Solomenschen. Ja, er ist es, aber nicht in üblem Sinne. Er ist gern allein und geht seine eigenen Wege; er weiß warum.

Was dich andres quält und kümmert,
Einsamkeit ist Seelennahrung;
In der Stille kommt dem Geiste
Rechte Geistesoffenbarung.

Geisterstimmen zu vernehmen,
Mußt du in der Stille lauschen;
Lauter reden sie im Säuseln
Als in Sturm und Wetterrauschen. Weber.

Anderseits weiß er:

In des Lebens wirrem Treiben
Gilt als groß schon Kleingestalt'ges;
Doch die Öde nährt das Große
Und die Einsamkeit Gewalt'ges. Macke.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß der Melancholiker in Anbetracht der Unüberwindlichkeit der Durchgangspunkte ins Dreinstieren und Brüten verfällt und sein Gemüt in diesem

[1] De rep. X. 11.

Zustande zerschmilzt und zerfließt. Doch in seiner kräftigeren Natur sagt er mit dem Dichter:

> O, ich weiß, die angefachte
> Sehnsucht bleibt nicht ohne Qual,
> Der die Seele dürstend machte,
> Stillet ihren Durst einmal. Spitta.

Nach dem Volksglauben „trinkt" der Regenbogen mit seinen beiden Enden Wasser aus dem Ozean, um sich in seiner Schönheit zu sublimieren. In einem ähnlichen wenn nicht gleichen Verhältnis steht der Geist des Menschen zum Übersinnlichen und Übernatürlichen. Dies trifft mit Vorzug beim Melancholiker zu, der sich „des Erdenlebens schwerer Last" bewußt in der stillen und stummen Sehnsucht seines Geistes und Herzens aus dem Born des Übersinnlichen und Übernatürlichen „trinkt".

> Ist das Erdenlicht so schön,
> Allbelebend, stark und mild,
> Spiegelt sich aus lichtern Höh'n
> In dem unvollkommnen Bild
> Einer mächt'gern Sonne Schein:
> Welch ein Licht muß droben sein!
>
> Ist mein Geist nicht auch ein Strahl,
> Auch ein Licht vom Licht geboren,
> Aus der Wesen reicher Zahl
> Für das Reich des Lichts erkoren? Koethe.

Dies sind die Voraussetzungen, dies die Bedingungen, unter denen wir das Wesen des Melancholikers weiter erklären.

In seiner Auffassung als Zweiweltenwesen liegt keinem Temperamente die Unterscheidung des Zeitlichen und Ewigen, des Vergänglichen und Unvergänglichen, des Zufälligen und Notwendigen, des Zufälligen und Wesentlichen, des Vorübergehenden und Bleibenden, des Endlichen und Unendlichen näher als demjenigen des Melancholikers. Auf der Erde stehend wandelt er in den Sphären des Übersinnlichen, mit Menschen redend lauscht er auf das Wort des Logos, die Natur betrachtend ist er sich der Übernatur bewußt. Der Melancholiker als Typus „derer, die da wissen", ist ein schwerer Mann; lasten doch zwei Welten auf seiner Brust. Er kennt beide: die tragende Welt des Übersinnlichen und die getragene des Sinnlichen und Körperlichen. Er kennt ihre Ein- und Ausgänge, er kennt

aber auch die Durchgänge; er ist derjenige, den man im Reiche der Wissenschaften den Metaphysiker nennt.

Der Melancholiker trägt schwer an seiner Last, er atmet still und tief; hört und überhört, spricht eins und denkt das andere; daher kann er leiblich gegenwärtig, geistig aber abwesend sein.

Diese seine Stellung als Zweiweltenwesen gibt auch seiner Lebensansicht einen gewissen Zug und Anflug.

In des Lebens Mitte
Sind vom Tode wir umgeben:
Auf der Heid' ein Wolkenschatten
Fährt dahin das Menschenleben. Weber.

Das welke Blatt, welches die Herbststürme vor seine Füße wirbeln, es erfüllt seine Seele mit dem lebhaften Gefühl der Nichtigkeit dieses Lebens; allem, was er sieht, hat der Tod sein Zeichen aufgedrückt; das Land, über welches er wandelt, der Tod ist vor ihm darüber gewandelt, die Hand des Freundes, die er drückt, es ist nur Staub, dem er seine Hand reicht. Wie die Blätter vom Baume, so fallen die Menschen vom Baume des Lebens, und wir wandeln zwischen lauter Gräbern.

Der Rose Pracht hat ihren Tag,
Und dann nicht mehr.
Die Nachtigall schlägt ihren Schlag,
Und dann nicht mehr.
— — — — — — — — —
Ja, diese Welt, die ganze Welt —
Was trauerst du?
Die ganze Welt hat ihren Tag,
Und dann nicht mehr.[1]

Dies ist ungefähr die Seelenstimmung des Melancholikers. Fern von aller Sentimentalität, ist die Hinfälligkeit dieses Lebens für ihn nur der Sporn, um desto eifriger nach dem Unvergänglichen zu spähen und zu verlangen; das Vergängliche ist nur der Vorhang, hinter dem das Unvergängliche wohnt. Wir wissen schon, was das bedeutet. Der Melancholiker hat seinen Schwerpunkt nächst der Metaphysik in der Religion: er ist Großtheologe neben dem Großphilosophen. Seine Ausblicke und Einblicke sind mannigfaltig; aber so viele ihrer

---

[1] Hettinger, Timotheus. Freiburg 1897. S. 5. 6.

sein mögen, sie alle streben nach der „sonnenhaften Mitte". Aus dieser zieht und empfängt er seine Stärke; in ihr liegt seine Beseligung.

Großphilosoph und Großtheologe kann allerdings auch der Choleriker sein, aber im großen Unterschiede vom Melancholiker. In theologischer Hinsicht ist der Choleriker Kirchenbaumeister, sowie strenger Handhaber des Kirchenrechts und der Kirchendisziplin. Dagegen ist der Melancholiker mit Vorzug spekulativer Dogmatiker und Moraltheologe oder das, worin Dogmatik und Moraltheologie zusammenkommen, nämlich in der Mystik, und hiernach ist der Melancholiker mit Vorzug Mystiker. Der Choleriker wahrt die Ehre der Altäre, der Melancholiker umgibt sie mit tiefster Andacht; den ersteren verzehrt der Eifer, den letzteren die stille Sehnsucht und tiefe Frömmigkeit. Der erstere ist der geborene Kontroverstheologe, der jeglichen Kampf mit Irrlehrern aufnimmt und rücksichtslos durchführt; der letztere ist der geborene Ireniker, dessen Prinzip Liebe und Duldung ist. Der erstere schickt alle Sünder in den Tartarus oder wenigstens nach Kanossa, der letztere umfängt sie mit den Armen väterlicher Liebe. Der Choleriker missioniert mit Feuer und Schwert (Saulus!), der Melancholiker mit dem Kreuz und dem Evangeliar (Johannes!); der erstere zerstört die Götzenbilder der Heiden mit eigener Faust, der letztere läßt sie (nach erfolgter Belehrung und Bekehrung) von den Anbetern selbst zerstören; der erstere tauft mit Blut, der letztere mit Wasser.

Dieselben Unterschiede obwalten in der Philosophie.

Der Choleriker ist mehr realistischer Philosoph, der Melancholiker ein idealistischer im wahren Sinne des Wortes. Der erstere fängt von unten an, d. h. er geht in der Begründung des Wissens von den Dingen aus (was das einzig richtige ist), dagegen liegt keinem Temperamente die Versuchung, vom allerhöchsten und allerletzten auszugehen, so nahe, wie dem melancholischen. Jeder Philosoph weiß, daß wir hierbei an die Ontologisten denken, die sich neben den Thron Gottes stellen und dann sein Dasein beweisen. Der Choleriker als realistischer Philosoph siegelt alles Wissen mit Formen (d. h. er sucht das Gestaltende und Auswirkende), dagegen der

Melancholiker als Idealist mit Ideen (d. h. mit dem Belebenden, Leuchtenden, Erwärmenden). Der Melancholiker kennt den Feuerherd der himmlischen Lehre; der Choleriker holt sie herunter und entzündet damit die Herzen der Menschen. Als Großphilosoph und Großtheologe baut der Melancholiker Häuser (philosophische und theologische Systeme), in denen die Kleinphilosophen und Kleintheologen wohnen und sich gewissermaßen als Monde um den ersteren als einen der großen Planeten bewegen, — dagegen der Choleriker ist Haus- und Zuchtmeister in den Häusern. Sollte einer der großen Planeten als Symbol am besten dem melancholischen Temperamente entsprechen, dann ist uns sein verinnerlichtes Wesen verständlich; verständlich ist uns dann aber auch sein Tiefblick, seine stille Sehnsucht, sein tiefes Atemholen und sein oft kummervolles Herz.

Selber ein Problem in seinem Wesen, hat er das Problem der Durchgänge vom Sinnlichen zum Übersinnlichen und Übernatürlichen gelöst. Eingang und Ausgang seines Lebens war bei ihm wie Anfang und Ende verschlungen. Und so spricht er die Lösung alles dessen, was auf dem Grunde seiner Seele lag und sie beschwerte, in den Worten des Philosophen Boethius aus:

Gib meiner Seele, Vater, daß hinauf zum Thron
Sie deiner Herrlichkeit sich schwinge; laß in dir
Der Güte Urquell sie durchforschen, unverwandt
Ihr Auge schauen immerdar das reine Licht,
Das selbst du bist. Zerstreu die Nebel; heb hinweg
Des Erdenwesens schwere Last; es leuchte mir
Dein Glanz! Du bist die Klarheit, bist die selige Ruh'
Für alle, die dich ehren; dich zu schauen, ist
Des Geistes letztes Ziel: es ist der Ausgang ihm
Des Weges, ist ihm Leitstern, Führer, Markstein.[1]

Die Zieleserreichung des Pomponius ist verbürgt. Er findet in den Tiefen Weisheit und Reichtum, welche seinen Geist erfüllen, sättigen und seine Pulse zu dem schlagen lassen, von dem er ausgegangen ist, — Gott.

Hierzu können wir ihn mit des Dichters Worten nur beglückwünschen.

[1] Von dem Troste der Philosophie.

Wohl dem Tapfern,
Der gerungen nach Erkenntnis,
Und, ob hart geprüft, doch siegreich
Drang zu seines Heils Verständnis.

Wohl dem Waller,
Der bergan mit wundem Fuße
Schritt in Tränen, nicht des Schmerzes,
Nein, in Tränen bittrer Buße;

Der im Kampf mit rauhern Feinden,
Als mit Schwertern dräun, geworben,
Der bezwungen Gier und Gären
Und, bevor er starb, gestorben.

Weber, Dreizehnlinden. S. 313.

Von dem Wesen des melancholischen Temperamentärs, wie wir ihn soeben dargestellt haben, muß vergrämte Grübelei und Schwarzseherei direkt ausgeschlossen werden. Im Gegenteil, die Basis, auf welcher wir ihn aufgezeigt haben, läßt ihn des Lebens und seiner Güter im hohen Grade froh werden. Selbstverständlich ist diese Basis auch die Trägerin des Tugendlebens. Wer in der oben dargelegten Erkenntnis des Vergänglichen und Unvergänglichen fest gründet, in dessen Leben kann das Unkraut des Unsittlichen schlecht gedeihen, und wenn es wegen der allgemeinen Schwäche und Sündhaftigkeit des Menschen aufkommt, dann hat der soeben dargestellte Temperamentär Kraft genug, es auszurotten, um seine Würde zu wahren. Im einzelnen ist er gottergeben, fromm, verträglich und nachgiebig, menschenfreundlich, freigebig, geduldig. Er schweigt; kommt aber die Zeit, daß er die Güter, welche sein und seines Volkes Leben ausmachen, gefährdet sieht, dann tritt er auf voll Kraft, Wärme und Überzeugung und bringt viele Wasser in Bewegung. Der Ruhige und Stille kann dann stürmisch und unwiderstehlich werden; nichts hält seiner Gewalt stand. Auf Sand gebaute Häuser (Systeme der Philosophie!) bringt er ins Wanken und zum Sturz. Und das kann er, denn wir wissen, daß sein Haus des Glaubens und Wissens auf einem Felsen ruht.

Aristoteles hat von diesem Temperamente die größten Stücke gehalten. Jetzt dürften wir einigermaßen wissen — warum.

2. Der Melancholiker als Mann des Glaubens. Der Melancholiker findet philosophisch die Durchgangspunkte vom Sinnlichen zum Übersinnlichen nicht, weil die Wissenschaft weit ab von seinem Berufe liegt. Es ist dies der Mann des bürgerlichen Lebens, der seinen Halt und Rückhalt in der Religion hat.

Wohl ihm, wenn er in bessere Verhältnisse hineingeboren wurde; denn er ist nicht der Mann des Bauens, Gründens und Erwerbens. Die Tiefe und Unbestimmtheit seines Sinnens und Denkens läßt ihn sehr schwer Entschlüsse fassen. Aus seinem Zaudern und Zagen kommt er nur schwer heraus. Und wenn er etwas unternimmt, dann muß es glücken, sonst ist er übel daran. Seiner bemächtigt sich zu leicht Traurigkeit, Kummer, Verzagtheit und Niedergeschlagenheit. Er ist alsdann sehr gereizt und heftig. In solchen Stunden lasse man ihn ja in Ruhe. Jegliche Verletzung schlägt in seiner Seele tiefe Wunden; er ist unversöhnlich, bei geringer Bildung rachsüchtig. Anderseits weiß er sich ins Schicksal zu fügen. Im übrigen ist er verträglich. In seiner mehr gebildeten Art ist er Teilnehmer, Genosse, Mitempfinder aller Wesen; er liest gern Bücher und weiß deren Autoren zu wertschätzen.

Seine einzige Rettung ist die Religion. Ist er dagegen in dieser nicht tief genug gegründet, dann hadert er mit Gott und den Menschen, ist mißtrauisch und mißgünstig, voller Vorurteile und Einseitigkeiten. Als solchem ist ihm schwer beizukommen. —

Als Kaufmann ist er Essig, der keine Fliegen anzieht. Als Gerber läßt er das Wasser die Felle fortschwemmen. Als Apotheker verwechselt er Gifte mit Nichtgiften. Als Richter übersieht er die Paragraphen des Strafgesetzbuches, sowie die mildernden und erschwerenden Umstände. Als Wirt läßt er die Gäste ohne Bezahlung heimgehen. Als Fuhrmann vergißt und vernachlässigt er seine Pferde. Als Hirt verliert er die Ziegen und Schafe. Als Koch läßt er die Speisen anbrennen. Als Zeuge vor Gericht ist er sehr unzuverlässig. Als Berichterstatter in einer interessierten Sache dagegen ist er sehr getreu.

Und versucht er sich als mittelmäßig (wenn auch einigermaßen philosophisch) Gebildeter in der Schriftstellerei, so kommt er sehr schwer voran, weil die in seinem Geiste auftauchenden

Gesichtspunkte sich schieben, drängen und verdrängen und jede bestimmte Linienführung erschweren oder unmöglich machen. Der Gesichtspunkte tauchen in seinem Geiste so viele auf, daß die Sache seines Interesses sich formiert wie die Wolkengebilde am Himmel, — alle Augenblicke anders. Betritt er aber die Wege echter Bildung, dann ist es nicht ausgeschlossen, daß er zu einer gewissen Größe ausreift und wenn auch nur sekundärer Sachwalter der Verfassung des bürgerlichen, kirchlichen und staatlichen Lebens wird.

Schenken wir nunmehr noch dem dritten möglichen Typus des melancholischen Temperamentes unsere Aufmerksamkeit. Es ist

3. der Melancholiker, der zwischen dem Woher und Wohin hängen bleibt, um in den tiefen und schwarzen Abgrund zu stürzen.

> »Wehe den verzagten Herzen, die auf Gott nicht vertrauen und darum auch von ihm nicht beschirmt werden. Wehe denen, welche die Geduld verlieren, und welche die rechten Wege verlassen und auf böse Wege abbeugen.« (Ecclus. 2, 15. 16.)

Naturausstattung und Ziel dieses Melancholikers, — wollen wir ihn Theoginis nennen, — sind dieselben wie bei dem zuerst Dargestellten. Seine Erkenntnis reicht ebenso weit wie diejenige des ersteren. „Nur daß die Erdenschwere des Körpers und der Glieder und der verweslichen Teile ihn mehr niederzieht und die Stumpfheit verschuldet. Daher stammen Begierde und Furcht, Lust und Leid und der umdüsterte Blick, welcher nicht durch die Wolken dringt aus der Finsternis und ihrem Verließe.“ (Dante.) Ermüdet bleibt er auf halber Wegesstrecke stehen. In sich selbst versunken, sitzt er da, den schweren Kopf in die müde Hand gestützt. Sein Gesicht ist voll Kummer; tiefer Gram verzehrt seine Seele; er ist von seelischem Siechtum ergriffen; seine Seele ist zerrissen; die Wunden seines Herzens bluten; seine Blicke sind umflort; er wagt keinen Ausblick mehr; er weiß sich unheilbar; die Sonne seines Lebens ist erloschen; der Glaube an Gott und an sich selbst ist dahin. Da endlich tut der Stumme seinen Mund auf.

Tatlos schlepp' ich meine Tage!
O, ich habe Zeit zum Denken,
Zeit zum Sinnen und zum Suchen,
Zeit genug, mich selbst zu kränken.

Irren will ich durch die Lande,
Auf den Wassern will ich treiben;
Tödlich ist mir dieses Brüten,
Und hier kann ich nimmer bleiben.

Weber, Dreizehnlinden. S. 274, 275.

Theoginis stellt uns vor ein schweres Problem. Können wir es lösen? Es kann dies nur unter der Voraussetzung geschehen, daß wir Licht in sein Inneres hineinwerfen.

Wir sagten, er bleibe auf halber Wegesstrecke stehen; er ist ein müder Mann; seine Kräfte sind verbraucht. Er ist tatlos. Sein Denken ist nur mehr ein tödliches Brüten geworden. Irren will er und auf den Wassern treiben. Warum? Er hat Kraft, Steuer und Kompaß verloren.

Bisher haben wir die Melancholiker auf der intellektuellen Basis betrachtet; hier drängt sich uns eine zweite auf, — die sittliche. Ist er nämlich in intellektueller Hinsicht ausgestattet wie der erstere, nämlich der Mann „derer, die da wissen", so müssen wir hier auf Kräfte anderer Art rekurrieren, um Theoginis in seinem Wesen zu erklären.

Fürchten muß ich, fast mit Grauen,
Daß im Leib des Qualverzehrten
Einer hause der Verwiesnen,
Die sich gegen Gott empörten.

Weber, Dreizehnlinden. S. 178.

Der Seligkeit steht gegenüber die Unglückseligkeit, dem Leben der Tod, dem Lichte die Finsternis. Der Mensch hat nicht die Richtung zu seinem Ziele wie ein abgeschossener Pfeil, nein, er ist auf seine Willensfreiheit gestellt, das höchste Gut in Gott oder im Austoben seiner Gelüste zu suchen, die in seinem Innern entbrennen und dieses zu einem Vulkan gestalten, in dem die edlen Metalle verbrennen und als Lava sich in die Kräfte des Geistes ergießen und diese verheeren. Kein Wunder, wenn Theoginis nicht die Durchgangspunkte vom Sinnlichen zum Übersinnlichen und Übernatürlichen findet. Der flügellahme Vogel erhebt sich nicht hoch von der Erde; er bleibt an dieser haften, um Beute der Hunde und Füchse zu werden.

Nun dürften wir einigermaßen wissen, warum Theoginis ein müder Mann ist und tatlos und brütend sein Leben verbringt und ohne Kompaß und ohne Steuer auf den Wassern des Lebens treibt. In die Kräfte seines Geistes dürfen wir kein Vertrauen mehr setzen. Möge er selber sein Inneres aussprechen und eine Probe für die Weise seiner Erkenntnis geben.

Ich schaue durch die steinern harten Rinden
Der Menschenhäuser und der Menschenherzen
Und schau' in beiden Lug und Trug und Elend.

Und Fratzenbilder nur und tiefe Schatten
Seh' ich auf dieser Erde und weiß nicht,
Ist sie ein Tollhaus oder Krankenhaus. Heine.

Natürlich. Wie der Spiegel, so das Bild. In dem Riß seiner Seele reflektiert sich der Riß, den er durch die Welt gehend erkennt, der ihn zur Skepsis stimmt und zur Verzweiflung treibt.

Die geistesumnachtete Seele kennt keinen Einblick, keinen Rück- und Ausblick; Finsternis verhüllt den Lebenseingang und den Ausgang desselben. Darum haben wir eben gesagt: Theoginis bleibt zwischen dem Woher und Wohin hängen.

Woher bin ich? Wer sagt, wozu ich leb' allhier?
Wie soll ich das verstehn, ich stumpfer als das Tier?
Erst war ich nicht, ich ward, werd' wieder, was ich war,
Ein Nichts, und so wie ich die ganze Menschenschar:
Drum reicht mir her den Wein, den Bringer rechter Lust,
Der ist der wahre Trost der sorgenschweren Brust.

Wird das Ziel des Lebens ausgelöscht, dann ist auch der Zweck desselben vereitelt.

Nimmer geboren zu sein, ist sterblichen Menschen das beste,
Nimmer des Sonnenlichts blendende Strahlen zu schaun;
Ward man aber geboren, dann rasch zu den Toren des Hades
Einzugehen, von des Grabs stattlichem Hügel bedeckt.

So läßt Sophokles unseren Theoginis in seinem Oedipus sprechen.

Die weitere Folge ist das taedium vitae, der Lebensekel. Aus dem Leben der Tiere, das wissen wir, hat Äsop so manche Lehre geschöpft, in dasjenige der Menschen hat er sich nicht hineingefunden. Darum singt er:

O Leben voll tausend Sorgen,
Wie gerne entränne ich dir,
Wär' ich nur vorm Tode geborgen!

So aber ist schrecklich mir,
Das Leben geduldig zu tragen,
Und schrecklich auch, ihm zu entsagen.

So jeglicher Kräfte bar, welche den Menschen über sich selbst erheben, fällt derselbe der Macht der Finsternis anheim, welche auf ihm lastet und ihn schwer zu Boden drückt. Sein Inneres ist ein stürmisches Meer geworden, auf dessen Grunde einst Perlen ruhten, ein wallender, kochender Vulkan, der in sich selber tost und tobt; sein blutendes und zerrissenes Herz schlägt die letzten Pulse; mit dem Schlage des letzten erglüht der letzte Funke des Bewußtseins und der Abhängigkeit des Geschöpfes von seinem Schöpfer; aber im letzten Aufblick verzerren sich seine Züge zur Grimasse; er besiegelt selber sein Schicksal.

Fluch dem Gott, dem blinden, dem tauben,
Zu dem wir vergeblich gebetet im Glauben,
Auf den wir vergeblich gehofft und geharrt,
Er hat uns gefoppt, er hat uns genarrt. Heine.

Dieu me pardonnera, c'est son métier: Gott wird mir vergeben; das ist seine Art, sagt derselbe sterbende Heine.

Jedes Temperament ist der Sünde, des Falles fähig; keines aber zieht den Menschen so tief herab wie das melancholische, wenn der Temperamentär die Kardinal- oder Angelpunkte der Welt und des Lebens nicht findet, oder aber sie mißachtet, erschüttert und die Kräfte seines Geistes in sich selbst verzehrt hat.

Nunmehr müssen wir diesen letzteren Temperamentär noch im besonderen betrachten, d. h. in seiner Wertschätzung der Güter und ihrer Benutzung. Er findet die Durchgangspunkte zum Übersinnlichen und Ewigen nicht; er bleibt an der Erde haften; er ist Materialist. Sinnlicher Genuß und irdischer Besitz sind seine Güter mit Vorzug. Die Freude, welche ihm der Besitz gewährt, drängt auf Vermehrung desselben. Hieraus erklärt sich seine Kargheit, sein Geiz; Mitleid und Mitempfinden des Leides und Elendes kennt er nicht; hat er doch am eigenen

zu tragen. Die Ergänzung des Materiellen durch das Immaterielle geht ihm aber ab, so daß er sich trotz seines Besitzes arm und leer zeigt. Die Folge ist Mißmut, Niedergeschlagenheit, Neid und Mißgunst. Die Erde und das kalte Metall haben sein Herz kalt gemacht. Hingabe, Aufopferung kennt er nicht; er kennt keine höheren Güter, für die er sich erwärmen könnte. Überzeugung und Entschiedenheit sind Begriffe, die abgehen. Das ist erklärlich; denn diese haben in der Sphäre ihr Wurzelwerk, zu welcher er nicht durchgedrungen ist oder sie verächtlich abgewiesen hat. In seinem Innern verzehrt er sich, aber nicht von Einsicht und Sehnsucht, sondern von Mißtrauen und Zweifelsucht.

Typische Vertreter dieser Abart des melancholischen Temperamentes sind Alexander von Humboldt und Arthur Schopenhauer. Der erstere, der „Fürst der Bildung", fühlte sich in Potsdam wie in einer „Buddhistischen kalten Hölle". Er spricht von den „Verwirrnissen seines öden Lebens" und beklagt den „Kontakt mit der Menschheit" und daß „Traurigkeit und Unfrieden mit der Welt" in ihm zugenommen haben.[1]

Aus dem Privatleben Schopenhauers erfahren wir: „Entstand in der Nacht Lärm, so fuhr er vom Bette auf und griff nach Degen und Pistolen, die er beständig geladen hatte. Seine Wertsachen hielt er dergestalt versteckt, daß trotz der lateinischen Anweisung, die sein Testament dazu gab, einzelnes nur mit Mühe zu finden war. Um sich vor Dieben zu schützen, wählte er täuschende Aufschriften und verwahrte seine Wertpapiere, in denen er trotz Philosophie und Weltverachtung eifrig spekulierte, als arcana medica, die Zinsabschnitte besonders in alten Briefen und Notenheften, und sein Gold unter dem Tintenfaß im Schreibpult. Nie vertraute er sich dem Schermesser eines Barbiers an. Die Spitzen und Köpfe seiner Tabakspfeifen nahm er nach jedesmaligem Gebrauche unter Verschluß. In Vertragsverhältnissen fürchtete er in der Regel betrogen zu werden und dachte mit Chamfort: „Der Weisheit Anfang sei die Furcht vor Menschen." Fünf Sechstel der

[1] Vgl. Joh. Janssen, Zeit- und Lebensbilder. Freiburg 1879. S. 83.

Menschen hielt er für „Schurken oder Narren und Dummköpfe", vor denen man sich in der Welt hüten müsse.[1]

Im Bewußtsein der Bestimmung des Menschen und seiner Fähigkeiten, sowie der Vereitelung beider sagt Vergil:

> Feurig ist jenen Samen (Seelen) die Kraft, und himmlisch der Ursprung,
> Inwieweit sie nicht durch schändliche Leiber gehemmt sind
> Und durch die irdischen Glieder und sterbliche Hülle entkräftet.
> Deshalb fürchten, begehren sie, trauern, frohlocken und schauen
> Auf nicht zum Himmel, in Dunkel und finsterem Kerker verschlossen.
>
> Aeneid. VI. 730.

Im melancholischen Temperamente ist nächst dem Pessimismus die Sentimentalität, Hypochondrie, Misanthropie und die Melancholie als Krankheit begründet. Läge es gar zu nahe, auch diese hier zu behandeln, so wollen wir doch vorläufig hiervon absehen.

§ 17. **Der Typus eines melancholischen Weibes.**

Bevor wir Melancholiker aus dem Leben vorführen, wollen wir hier den Typus eines melancholischen Weibes aufstellen; es ist ein Urtypus, nicht ideal entworfen, sondern aus dem Leben genommen, aber so rein, so unverfälscht, daß, wer mit dem Begriff des melancholischen Temperamentes nur schwer fertig werden konnte, ihn hier verleiblicht findet. Es ist Karolina Huberta Knur, Dr. med. (geb. 1866, gest. 1905), ein außerordentliches Gestirn des weiblichen Geschlechtes, das in unseren Tagen kaum seinesgleichen haben dürfte.

1. Schon ihr Bild überrascht und leitet irre, als hätte man die Züge eines vollkommen ausgebildeten Mannes vor sich, während es diejenigen eines edlen Weibes sind. Der Kopf ist außerordentlich groß, Gesicht und Stirn sehr stark entwickelt; die letztere sehr breit und hoch. Die Augen sind groß und klar, der Blick voll Ruhe und Ernst, beherrschend und entschieden; in den Mundwinkeln liegt der Ernst, welcher der ganzen Physiognomie einen imponierenden Ausdruck verleiht.

2. Was die geistige Befähigung des Frl. Doktor betrifft, so berichtet Ignota,[2] daß das Kind schon früh eine außer-

[1] Vgl. Janssen a. a. O. S. 231.

[2] Die Christliche Frau. Zeitschr. für höh. weibl. Bildg. u. chr. Frauentätigkeit in Familie u. Ges. Freiburg i. Br. 1906. Heft 8.

ordentliche Begabung zeigte, indem es z. B., in den Besitz einer Fibel gelangt, am Ende der ersten Schulwoche, in einem Zimmerwinkel sitzend, die Wörter fließend herunterlas. An Eindrücken von Land und Leuten fehlte es nicht, da ihr Vater hier- und dahin versetzt wurde. In allen Schulen war Karoline Huberta allen Mitschülerinnen im Lernen voraus, bei allen beliebt wegen ihres Wahrheitssinnes, liebevoller Hilfsbereitschaft und munterer Einfälle. Der verstorbene Reg.- und Schulrat Dr. Kellner stellte ihre Fähigkeiten folgendermaßen fest: Verstand klar, Gedächtnis treu, Wissensdrang lebhaft, Sprachtalente hervorragend, überdies stark in Willenskraft und Charakterfestigkeit. K. H. Knur wurde zunächst Lehrerin, dann Ärztin.

3. Nunmehr können wir ihrem Temperamente näher treten. Hierüber ließe sich weniger sagen, wenn sie sich in ihren Gedichten nicht näher ausgesprochen hätte.[1]

Zunächst ist bezeichnend, daß ein kleines Kind dem Zuge seines Herzens oder Geistes folgend auf eigene Faust hinter Sinn und Bedeutung der Schriftzeichen zu gelangen sucht und tatsächlich gelangt. Dieser Zug, vom Zeichen zum Bezeichneten, vom Schein zum Sein vorzudringen, spricht für einen außerordentlichen spekulativen Sinn und Geist. Dieser reicht weiter, als die Sinne folgen können. Dies zeigte sie in der Schwesternschule Ste-Chrétienne in Saargemünd, wo sie den Lehrern und Lehrerinnen, obwohl tadellos im Betragen, manchmal dadurch zum „Schreckenskinde“ (enfant terrible) wurde, daß sie die Neigung und Befähigung hatte, gesellschaftliche Unwahrheiten und andere Schwächen bloßzustellen. Die ihre Sinne ansprechende äußere und sichtbare Welt, sowie die übersinnliche ihres weit vorausgreifenden Geistes schienen sich schon auf der Schulbank weit aufgeschlossen zu haben. „Eines Tages sitzt sie gelangweilt in der Klasse, den Kopf in die Hand stützend. ‚Ma chère enfant, avez-vous mal à la tête?‘ (‚Mein liebes Kind, hast du Kopfschmerzen?‘) fragt die junge Schwester. ‚Oh non, j'ai mal à l'esprit,‘ (‚O nein, ich habe Seelenschmerzen‘) antwortete

---

[1] Gedichte von K. H. Knur. Mainz, Kirchheim & Co., 1903. 221 S.

Karoline.“ Wofür zeugt dieser Zug? Für Nichtbefriedigung ihres Geistes durch den Schein, sowie für die Schwierigkeit ihres geistigen Vordringens zum letzten, höchsten und tiefsten Sein. Dieser Seelenschmerz, diese Sehnsucht nach intuitiver (direkt anschaulicher) Erkenntnis der übersinnlichen und übernatürlichen Dinge ist es, der das Wesen des Melancholikers ausmacht und ihn als solchen charakterisiert, während wir Menschen nur eine indirekte, nämlich durch die Sinne vermittelte Erkenntnis von den übersinnlichen Dingen haben. Es ist also ein überwiegender Zug vom Menschlichen zum Göttlichen, vom Sterblichen zum Unsterblichen, vom Natürlichen zum Übernatürlichen, welcher im Wesen des Melancholikers liegt und sich zuweilen zu Seelenschmerz und Seelenpein steigern kann. Deswegen ist dies keine Krankheit, weder eine prädisponierte leibliche, noch eine geistige, — es ist eine Eigenart der Natur des Menschen in seinem besseren Teile.

Und dieser normale Zug ist es, welcher das Wesen der K. H. Knur in seltener Stärke durchzieht und ihrer Weiblichkeit die Tiefe und den Ernst aufdrückt, der sie zum Urtypus des melancholischen Temperamentes des weiblichen Geschlechtes macht.

4. Welches sind nun die einzelnen Züge dieser melancholischen Temperamentärin?

Außerordentlich begabt, machte sie auch außerordentliche Fortschritte, so daß sie ihre Genossinnen weit hinter sich ließ.

Die andern gingen jeder seinen Weg,
Es war zu steil und schmal für sie mein Weg.

So wurde sie „Eingängerin“ (Einspännerin) „im besten und edelsten Sinne“ des Wortes.

Sie weiß sich aber als solche zu trösten.

Geh nur einsam, geh nur einsam,
Froh, daß keiner dich erreiche,
Daß der Freundschaft Grün verdorre
Und der Liebe Rat verbleiche.

Menschenlob und Menschenehre,
Wolken, die im Wind verwehen!
Einen Gang, den letzten, schwersten,
Muß der Waller einsam gehen. (S. 53.)

Schon in der frühesten Jugend fühlte sie sich von der ernsten Macht des Lebens gepackt, deren Wucht sie des Verständnisses und Genusses der jugendlichen Freuden fast beraubt.

Schweiget!
Redet nicht von frohem Spiel,
Redet nicht von Scherz und Tanz,
Nicht von hellem Festesglanz,
Nicht von goldnem Freudenziel. —
Jeder Tag zur Nacht sich neiget. —

Schweiget!
Es hat mich der Ernst des Lebens berührt,
Es hat mich der Schmerz zur Hochzeit geführt
Und sich als Gebieter gezeiget. (S. 11.)

„Es hat mich der Schmerz zur Hochzeit geführt." Litt denn, so müssen wir fragen, Karoline Huberta etwa an Weltschmerz, war sie eine Pessimistin? Alles, nur nicht das! Ausdrücklich wehrt sie den Gram ab, „es lohnt sich nicht der Müh', noch länger finster grübelnd nachzudenken: Es ist ein Gott, Er wird dein Schicksal lenken".[1] Sie ist keine Pessimistin, sie versenkt sich nicht in das Reich der Finsternis.

Laß von jenen trüben Wassern,
Die noch keines Durst gestillt.
Siehst du nicht die ew'gen Hügel,
Wo der Born des Friedens quillt? (S. 96.)

Es ist wahr, daß der Ernst des Lebens sie früh, zu früh gepackt hat, — den Lebensekel und Lebensüberdruß kennt sie nicht. Im Gegenteil, sie kennt die Schönheit und Fülle der Erde, welche Gegenstand der Freude und des Genusses sind.

So arm ist unsre Erde nicht,
Daß ihr nicht blieb ein Gottesgrüßen.
Das alte Kreuz, es stehet noch,
Ihm leg dein Haupt zu Füßen. (S. 161.)

Es blühn auf Erden Blumen noch,
Zertritt sie rauhen Fußes nicht;
Es stehn am Himmel Sterne noch,
Verhülle nicht dein Angesicht;

---

[1] Ged. S. 15.

Und Kinderaugen gibt es noch,
So wunderhell, so rein und licht,
Drei Gottesgrüße sind es, Freund,
Vergiß es nicht, vergiß es nicht. (S. 139.)

Der Grundzug ihres Wesens ist wie derjenige eines jeden melancholischen Temperamentärs, — Heimweh.

So wie den Vogel der Wandertrieb
Ergreift nach einem besseren Lande,
So steht in mir die Sehnsucht auf
Nach meiner Heimat Strande. (S. 207.)

Nach einem Vater dürstet mich,
Der mir gewähre Trost und Segen,
Und dem die müde, heiße Stirn
Ich in die Hände könnte legen. (S. 191.)

Um dieses primäre Prinzip ihres Sehnens und Singens dreht sich ihr ganzes Streben, das sich in ihrem Herzen verinnerlicht und zum Teil qualvoll auftritt.

Ein Feuer mir in der Seele glüht,
Entfachet von starker Hand;
Und wären sie mein, die Wasser all,
Sie stilleten nicht seinen Brand.

Es wirft seine Qual auf jeglichen Tag,
Als wollt' es im Tode erst schwinden;
O könnt' ich es bringen hin zum Altar,
O wüßte den Weg ich zu finden. (S. 185.)

Die Motive dieser Sehnsucht, des verzehrenden Feuers, des unablässigen Dringens und Drängens, — sie sind alt und kehren in verschiedenen Variationen wieder. Wir wollen nur erinnern an das Augustinische Wort: Inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te: „Unruhig ist unser Herz, bis es ruhet in dir.“ Den letzten und tiefsten Grund hat Dante ausgesprochen: „Es ist Naturtrieb, der uns zum höchsten treibt, von Höh' zu Höhe,“ hier: Naturtrieb des Geistes, dessen flammenden Triebe zu dem hinstreben, von dem sie ausgegangen sind. Dieser Trieb und Drang ist jedem Menschenwesen eigen, auf keinem aber lastet er so schwer, oft so qualvoll wie auf dem melancholischen Temperamentär. Dies erfuhr in selten hohem Maße Kar. Knur.

Es ward ein Stachel meinem Geist,
Ein Stachel, der ihn drängt und treibet,
Ihn oft zerwühlet und zerreißt,
So daß er unstät bleibt.

Zum höchsten Ziele spornt er an,
Die höchsten Güter zu gewinnen;
Ich wähne mich auf rechter Bahn:
Er heißt mich neu beginnen. (S. 177.)

Hier führt sie den Güterbegriff ein, nämlich den Gegenstand (Objekt) ihres Sehnens und Seufzens, indem sie dem Augustinischen Inquietum Ausdruck in ihrer Sprache gibt.

Ich suchte Dich, so früh mein Geist erwachte,
So früh mein Herz in Lieb' und Sehnsucht schlug,
O Weisheit, die vor aller Zeit mich dachte,
O Stärke, die vor aller Zeit mich trug!

Ich suche Dich, so lang' mein Denken währet;
So lang' mein Hoffen währet, ew'ger Gott!
So lange, bis mein Leib zu Asche kehret.
Ich bleibe treu Dir, Herr, bis in den Tod. (S. 30.)

Diesem ihrem Suchen entsprach das Finden: Donec requiescat in te.

Ein letztes Bangen, letztes Fleh'n,
Ein letztes »Hilf« und »Rette« —
Und herrlich seh' ich vor mir steh'n
Die alte Pilgerstätte.

Was Bitt'res all empfunden ich,
Zerfließt in Dankesworten.
Vor meinem Blick es öffnet sich
Wie Paradiesespforten.

Wo schwand sie mir, die schwere Last,
Die meinen Schritt gelenket? —
O Christuskind! Wer dich umfaßt,
Der hat sein Leid versenket. (S. 157.)

§ 18. **Melancholiker aus dem Leben.**

Aus der Heiligen Schrift dürften folgende Melancholiker zu nennen sein.

1. Abel; 2. Noe, der Prediger und Tröster in Mühen und Beschwerden;[1] 3. Jakob, der einfache Mann (vir simplex),

[1] I. Mos. 5, 29.

der in den Zelten wohnte;[1] 4. Joseph, das Medium der Offenbarungen Gottes;[2] 5. Booz, der herzlichen Anteil an Ruths Schicksal nimmt;[3] 6. Saul, den ein böser Geist vom Herrn plagte;[4] 7. David, der Psalmensänger; 8. Salomon, der Weise (in seinen Sprüchen); 9. Tobias, der Selbstlose, der nichts Kindisches in seiner Handlungsweise zeigte;[5] 10. Judith, die Witwe, „welche sich im oberen Teile ihres Hauses ein abgesondertes Gemach eingerichtet hatte, in dem sie mit ihren Mägden abgeschlossen wohnte". Sie sagt: „Wir wollen uns nicht rächen für das, was wir leiden, sondern wollen denken und glauben, daß diese Strafen geringer sind als unsere Sünden." „Holofernes verwunderte sich über ihre Weisheit, und einer sprach zu dem anderen: „Dieser Frau ist keine auf Erden gleich an Gestalt und Schönheit und Weisheit der Rede."[6]

11. Job, in dem man alle Probleme des melancholischen Temperamentes vereinigt findet, und in dem sie alle gelöst sind. Er ist voll beispiellosen Gottvertrauens; doch dieses muß dem Schmerze weichen; sein Geist umdüstert sich; vor seine Blicke lagert sich Finsternis; er zählt seine ruhelosen Monde und seine kummervollen Nächte. Er steht auf und ist mit Schmerzen erfüllt, bis die Finsternis wiederkehrt; sein Auge wird nie wieder das Glück schauen. In der Drangsal seines Geistes will er reden und klagen in der Bitterkeit seiner Seele. „Ich habe die Hoffnung aufgegeben, nicht will ich fernerhin mehr leben" (7, 1—16). Seine Reden sind wie ein gewaltiger Sturm; er klagt, geboren zu sein. Da erscheint Gott, um den Widerstreit zu schlichten, und zeigt, daß seine Weisheit in seinen Werken unergründlich sei. Job bekennt, daß er unachtsam gesprochen habe, wird von Gott seinen Freunden vorgezogen und für seine Tugend belohnt.

12. Alle Propheten müssen zu den Melancholikern gezählt werden.

13. Der Verfasser des Predigers oder Ecclesiastes (Salomon) ist Melancholiker. „O Eitelkeit über Eitelkeit, und alles ist eitel." Alle Tage des Menschen sind voll Schmerzen

---

[1] I. Mos. 25, 27. [2] 37, 2. [3] Ruth 2, 11.
[4] I. Kön. 16, 14. [5] Tob. 1, 3. 4.
[6] Jud. 8, 4. 5. 26. 27; 11, 18. 19.

und Gram; selbst in der Nacht hat sein Herz keine Ruhe. Auch in der Erforschung der Klugheit und Lehre, des Irrtums und der Torheit ist Mühe und Geistesplage (Eccles. 1, 1. 2).

14. Dasselbe gilt von Jesus Sirach, dem Verfasser des Ecclesiasticus. Aus dem Neuen Testament: 15. Joseph, der Nährvater Jesu; 16. Simeon und 17. Anna; 18. der barmherzige Samaritan; 19. Maria, die Schwester der Martha; 20. der arme Lazarus; 21. der Zöllner; 22. der Kämmerer der Königin Kandace; von den Aposteln: 23. Johannes. Aus der Kirchengeschichte gehören hierher: die Gnostiker, Chiliasten, Eremiten, Mystiker und Pietisten, im besonderen: der hl. Augustinus; Franziskus von Assisi; der hl. Bernhard usw.

Aus der Geschichte der Philosophie, sowie derjenigen der Literatur sind als Melancholiker zu nennen:

24. Archimedes („Zertritt mir meine Zirkel nicht!"); 25. Pythagoras; 26. Sokrates, Platon und Aristoteles;[1] Cicero, Seneca und Mark Aurel.

27. Thomas von Aquin († 1274), der „stumme Ochse von Sizilien", wie man ihn im Unverständnis seines Wesens nannte. Aber von ihm gilt: „Rechte Einsicht hält ihr Wort bis zur rechten Zeit zurück, alsdann verkünden viele Lippen die Klugheit derselben" (Eccles. 1, 30). Er ist der hohe und erhabene Lehrer geworden, weil er sich in die Tiefen der Gottheit, sowie der Natur der Welt und des Lebens versenkt hat. — 28. Von Anselm von Canterbury († 1109) gilt dasselbe. In seinem ontologischen Gottesbeweise konnte er sich nur als Melancholiker der edelsten Art versuchen. 29. Auch die Theosophen, selbst den „halbverrückten Schuster von Görlitz", Jakob Böhme († 1624), muß man unter die Melancholiker einreihen.

Nennen wir hier zwei Melancholiker edelster Art aus der Neuzeit: Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, sowie Johann Friedrich Böhmer, welche in dem Historiker Janssen einen hervorragenden und liebevollen Biographen gefunden haben. Der melancholische Zug in ihrer Natur ist unverkennbar.

---

[1] Vgl. das Bild des Weisen bei Willmann, Geschichte des Idealismus. Braunschweig 1894—97. I. 513.

30. Stolberg. Er spricht seine Natur aus, wenn er sich in einer seiner Aufzeichnungen äußert: „Dem sinnenden, empfindenden Menschen tönt seltener oder öfter, leiser oder lauter, heller oder dumpfer mancherlei Anklang: Anklang aus der offen liegenden, doch geheimnisvollen, in ihren Schönheiten so erhabenen, einfältigen, wundervollen, aus Wundern hervorgehenden, Wunder bereitenden Natur, Anklang aus den Menschen um ihn her, Anklang aus Werken der Menschen, Anklang aus eigener Erinnerung und leiser Wahrnehmungen, hehr und leise, fernher, wie von Harmonien der Sphären, Anklang großer Ahnung. Je reiner er selbst, desto reiner der Anklang, den er vernimmt. Er verwahrlose derer keinen, wolle aber nicht auf Noten setzen, was ihm auf solche Weise tönt. In den Schwingungen dieser Laute regen sich Kräfte der unsichtbaren Welt, sie bringen Blütenstaub vom Jenseits her in die empfängliche Seele. Diese ahnet sie, sehnet sich, ängstet sich, fühlt namenlose Wonne und gebieret geistige Produkte."[1] „Kein Glück der Erde ist sehr großer Freude wert, kein Leid der Erde sehr großen Schmerzes, wir leben den Augenblick und das uferlose Meer der Ewigkeit ist vor uns."[2]

31. Böhmer. Schon als Student der Rechte bittet er Gott, er möge ihn davor bewahren, daß er mit Lindenmeyer sage:

Die Flur, die mich so oft erfreut,
Schien ernster mir und älter,
Der Kopf war voll Gelehrsamkeit,
Doch ach, das Herz war kälter.

Was er befürchtete, trat ein. „An der erlernten Jurisprudenz", schreibt er, „hatte ich keine Freude, und die Wege, die man gehen mußte, um in meiner Vaterstadt (Frankfurt a. M.) nach der veränderten Verfassung sich geltend zu machen, waren nicht die meinigen ... Der Mangel an Selbstvertrauen, eine Folge meiner Erziehung,[3] den ich auf der Universität, gestärkt durch den Zuspruch lieber Freunde und den Rat meines verehrten Lehrers Sartorius, weniger empfunden hatte, trat jetzt

[1] Bei Janssen, Frdr. L. Graf zu Stolberg. Freiburg 1882. S. 275.
[2] Daselbst S. 32.
[3] Auf diese kommen wir noch zurück.

in einem mir schrecklichen Grade hervor, und ich hatte bisweilen das Gefühl, ein mißratener Mensch zu sein. Ohne Beruf, ohne Geistesgenossen, ohne Waffenbrüderschaft verbrachte ich, in rastloser Vielgeschäftigkeit mich innerlich abarbeitend, ein zersplittertes trauriges Leben, dessen größtes Übel in meiner inneren Haltlosigkeit inbezug auf die höchsten Lebensfragen, die in meiner Einsamkeit mit voller Kraft wieder an mich herantraten, bestand."[1]

Melancholische Temperamentäre waren die Professoren Franz Hettinger in Würzburg († 1890), Herm. Schell, daselbst († 1906), der große Historiker Janssen († 1891), sowie die Pädagogen Overberg und Lorenz Kellner; letzterer ausgesprochenermaßen.

Streifen wir in etwa die Geschichte der Poeten und Literaten. Als Melancholiker dürften sich erweisen:

32. Pierre Corneille († 1684). „Leidenschaften, die anderen Leuten so viel zu schaffen machen, brachten ihn nie aus dem seelischen Gleichgewichte. In seinem Äußeren ließ er sich etwas gehen, so daß man ihn nach seinem Aussehen eher für einen Handwerksmann als für einen Dichter gehalten hätte. Entgegen der (Natur-)Anlage seiner Landsleute war er schwerfällig in der Unterhaltung und für die galante Konversation der Salons wenig geeignet. Dagegen zeigte sich (in ihm) wieder der echte Literat (Melancholiker) in der fast sträflichen Gleichgültigkeit gegen Geldsachen, die ihn nie zu Wohlstand oder einem behaglichen Leben kommen ließ." Schließlich zog er sich ganz zurück und starb dürftig, ja fast verlassen in Paris."[2]

33. Philalethes (König Johann von Sachsen, 1801—1873), der Scholastiker auf dem Throne und Übersetzer, sowie Kommentator der Göttlichen Komödie von Dante.

Und nun kommen wir zu den Melancholikern aus neuerer Zeit, welche in die Tiefen blickend sich in ihren Herzen vollends verfinsterten und zwischen dem Woher und Wohin hängen blieben.

---

[1] Janssen, Joh. Frdr. Böhmer. Freiburg 1869. S. 40.
[2] Lit. Beilage zur Köln. Volksztg. 1906. Nr. 22.

34. Lord George Byron († 1824). „Ein zweiter Prometheus — zerfleischt ihm ohne Unterlaß der Geier des Weltschmerzes die arme Brust. Der große Märtyrer der Poesie hascht beständig nach den goldenen Äpfeln des Glückes, und immer entweichen sie seinen Händen. Ein stürmisches Meer, auf dessen Grund Ungeheuer und kostbare Perlen zugleich ruhen — ein wallender, kochender Vulkan — ein zerrissenes, blutendes Herz — irrt der Dichter friede- und freudeleer durchs Leben, das jammervolle Dasein verwünschend."

Die Freuden zähle deiner Stunden,
Die Tage zähle, frei von Pein,
Und wisse, was du auch gefunden,
Es ist doch besser nicht zu sein.

Doch gehört Byron zu den einigen Wenigen, deren „unglückliches Leben der Abendschimmer einer purpurnen Versöhnung verklärte. Die Liebe zu Frau und Kind erwachte wieder, und was noch mehr ist, der erstorbene Glaube und die Hoffnung. Wenige Tage vor seinem Ende sprach er mit seinem Freunde Parry mit großer Ruhe über den Tod und fügte bei: Nicht mein, sondern Gottes Wille geschehe!" „Das ewige Leben", setzte er hinzu, „der Gedanke der Auferstehung — ist eine große Wonne. Über den Punkt, Gott sei Dank, ist mir wohl und leicht. Niemand als Gott kann diese großen Geheimnisse lösen: auf ihn stelle ich meine Zuversicht."[1]

Gehen wir die deutschen Dichter und Denker durch.

35. Schopenhauer und Ed. v. Hartmann waren ausgesprochene Melancholiker. Auch die Pantheisten gehören in die Rubrik der letzteren. „Das Leben jedes einzelnen ist," sagt Schopenhauer, „wenn man es im ganzen und allgemeinen übersieht und nur die bedeutsamsten Züge heraushebt, eigentlich immer ein Trauerspiel; aber im einzelnen durchgegangen (d. h. im Genusse der Welt und des Lebens, so fügen wir hinzu), hat es den Charakter des Lustspiels.[2] Denn das Treiben und die Plage des Tages, die rastlose Neckerei des Augenblicks,

---

[1] Vgl. E. L. Fischer, Über den Pessimismus. Frankfurt a. M. 1880. S. 39.
[2] Hier liegt das vor, was wir Zerfall des Allgemeinen und Besonderen nennen.

das Wünschen und Fürchten der Woche, die Unfälle jeder Stunde, mittelst des stets auf Schabernack bedachten Zufalls, sind lauter Komödienszenen. Aber die nie erfüllten Wünsche, das vereitelte Streben, die vom Schicksal unbarmherzig zertretenen Hoffnungen, die unzähligen Irrtümer des ganzen Lebens, mit dem steigenden Leiden und Tode am Schlusse, geben immer ein Trauerspiel."[1] „Unser Zustand ist also ein so elender, daß gänzliches Nichtsein ihm entschieden vorzuziehen wäre."[2] Diesen Daseins-Katzenjammer kann nur ein Melancholiker haben, der von der Basis der Sittlichkeit abgewichen. Und was konnte Ed. v. Hartmanns Leben für einen Inhalt haben, der den Frühling in den Nordpol verlegte, wo die Sonne wohl scheint, aber nicht wärmt!

36. Karl Immermann († 1840 als Landgerichtsrat in Düsseldorf), „der Apostel der modernen Weltmüdigkeit", war ein Melancholiker gotteslästerlichster Art.

> Du endlich, lieber Gott, gehörst
> Zu denen auch, die mich verletzet,
> Hast, ohne mich zu fragen erst,
> Mich auf den Sündenball gesetzet;
> Doch wie du dich an mir vermessen,
> Es sei vergeben dir, vergessen.

37. Heinr. Heine und 38. Nik. Lenau waren Melancholiker schwerster Art. Von dem ersteren haben wir bereits Beweisstücke dafür gebracht. Hier noch ein solches zu seinem Lebensschiffbruch.

> Der Kahn zerbrach in eitle Trümmer,
> Die Freunde waren schlechte Schwimmer,
> Sie gingen unter im Vaterland;
> Mich warf der Sturm an den Seinestrand.
>
> Ich hab' ein neues Schiff bestiegen,
> Mit neuen Genossen; es wogen und wiegen
> Die fremden Fluten mich hin und her —
> Wie fern die Heimat! mein Herz wie schwer!

[1] Nämlich den Fall in den tiefen und schwarzen Abgrund des »Unbewußten«.
[2] Bei Fischer a. a. O. S. 42. Schopenhauers Buch »Die Welt als Wille und Vorstellung« nennt Jean Paul eine »trost- und bodenlose Tiefe, vergleichbar dem melancholischen See in Norwegen, auf dem man in seinen finstern Ringmauern von steilen Felsen nie die Sonne, sondern in der Tiefe nur den gestirnten Taghimmel erblickt und über welchen kein Vogel und keine Woge zieht«.

Und das ist wieder ein Singen und Lachen —
Es pfeift der Wind, die Planken krachen —
Am Himmel erlischt der letzte Stern —
Wie schwer mein Herz! die Heimat wie fern!

Und Lenau „gleicht das Leben zerstiebenden Rauchwolken, die der große Unbekannte aus der Pfeife des Menschenschädels bläst und sie dann wegwirft, gleichviel, ob er Glück oder Unglück in die Luft geblasen".[1]

39. Von Friedrich Nietzsche, dem Christushasser, kein Wort; schau und geh vorüber. Dieser, sowie Lenau, endeten im Irrenhause. In diese Kategorie gehört auch 40. Heinrich von Kleist (erschoß sich 1811 am Wannsee bei Potsdam).

„Seit die Überzeugung, daß hienieden keine Wahrheit zu finden ist, vor meine Seele trat, habe ich kein Buch wieder angerührt. Ich bin untätig in meinem Zimmer umhergegangen, ich habe mich an das offene Fenster gesetzt, ich bin hinausgelaufen ins Freie, eine innerliche Unruhe trieb mich zuletzt in Tabagien und Kaffeehäuser, ich habe Schauspiele und Konzerte besucht, um mich zu zerstreuen, ich habe sogar, um mich zu betäuben, eine Torheit begangen; und dennoch war der einzige Gedanke, den meine Seele in diesem äußeren Tumulte mit glühender Angst bearbeitete, immer nur dieser: Dein einziges, dein höchstes Ziel ist gesunken!" — „Ach, alles ist dunkel in meiner Zukunft, ich weiß nicht, was ich wünschen und hoffen soll. . . . Schenke mir der Himmel ein grünes Haus, ich gäbe alle Reisen und alle Wissenschaften und allen Ehrgeiz auf immer auf. Denn nichts als Schmerzen gewährt mir dieses ewig bewegte Herz, das wie ein Planet unaufhörlich in seiner Bahn zur Rechten und zur Linken wankt, und von ganzer Seele sehne ich mich, wonach die ganze Schöpfung und alle immer langsamer und langsamer vollendete Weltkörper streben, nach Ruhe . . . Ich habe keinen anderen Wunsch als zu sterben. Denn das Leben hat doch immer nichts Erhabeneres als nur dieses, daß man es erhaben wegwerfen kann." — Er hat es getan.

41. Friedr. Hölderlin († 1843 nach fast vierzigjähriger Krankheit im Irrenhause). Bei ihm wurde die phantastische

[1] Fischer, Der Pessimismus. S. 40.

Anbetung der Alten und die überspannte Verachtung seines eigenen Volkes zur Geisteskrankheit. „Scheu und krampfhaft vor dem Leben zurückfliehend, flüchtete er in das schattenlose Reich eines idealen Traumlandes“ (Hettner). „In diesem törichten Wahne verzappelte er sich nach seinem eigenen Ausdrucke gleich einer Gans, die, mit platten Füßen im modernen Sumpfwasser stehend, ohnmächtig zum heitern griechischen Himmel emporfliegt.“[1]

„Der schmerzliche Zug einer leidenschaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück.“ Mit diesen Worten bezeichnet Goethe selbst die Seele seines Dramas; sie sind zugleich der Schlüssel zu dem geheimnisvollen wehmütigen Reiz, den Hölderlins Jugendgeschichte auf uns ausübt“ (Jul. Klaiber).

42. Ludwig Tieck († 1853). „Der Gegensatz des Scherzes und des Ernstes ist für mein Wesen durchaus notwendig. Bei der tiefen Schwermut, bei dem Trübsinn, der mich oft angefallen hat, ist er ein Glück für mich gewesen. Den Sinn für Scherz habe ich mir stets zu bewahren gewußt. Schon in meiner Jugend konnte man dieses doppelte Wesen nicht begreifen und hielt mich darum für närrisch.“ (Selbstbekenntnisse.) „Mein Leben ist leer und ohne Inhalt, alles ist leer und Lüge.“

43. L. Höltys († 1776) Wesen durchzieht „sanfte Wehmut“, und gerade aus der Ankämpfung gegen diese scheint sein Gedicht zu stammen: „Wer wollte sich mit Grillen plagen“, sowie das Gedicht „Lebenspflichten“ (2. Strophe: Heute hüpft im Frühlingstanz noch der frohe Knabe; morgen weht der Totenkranz schon auf seinem Grabe. 3. Wonne führt die junge Braut heute zum Altare; eh die Abendwolke taut, ruht sie auf der Bahre).

44. Friedrich Schiller ist Melancholiker. „Er selber sagt, er wisse nur so viel, daß er noch nie glücklich war, daß sein Gemüt verwüstet, sein Kopf verfinstert sei; was er eigentlich wolle, das wisse er nicht.“

---

[1] Vgl. Weiß, Apol. des Christentums. Freiburg 1888. I². S. 317.

45. Goethe. Die Melancholie als Element des dichterischen Genies hat Goethe selber gekannt, als er schrieb:

Meine Dichterglut war sehr gering,
Solang ich dem Guten entgegen ging;
Dagegen brannte sie lichterloh,
Wenn ich vor drohendem Übel floh.

Zart Gedicht, wie Regenbogen,
Wird nur auf dunklem Grund gezogen:
Drum behagt dem Dichtergenie
Das Element der Melancholie.

Und Kenner seiner Person aus öfterem Umgange bezeugen direkt, daß er ein Melancholiker war.

„Der Meister," schrieb Charlotte von Schiller über Goethe am 2. Juli 1814, „das fühlt man mit einer Art Schmerz, denkt von der Welt: ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt. Wenn man in der Welt den Glauben ans Gute und Große verliert, so ist er auch für uns nicht da. „Über sein Inneres", heißt es in einem Briefe vom April 1820, zieht sich „ein Flor, der ihm das Leben nicht im rosenfarbenen Licht erscheinen läßt".

Und was sagt denn Goethe selber? „Man hat mich immer für einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen; allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt; es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von neuem gehoben sein wollte . . . Ich habe keinen Glauben an die Welt und habe verzweifeln gelernt. Was ist denn überhaupt am Leben? Man macht alberne Streiche, beschäftigt sich mit niederträchtigem Zeug . . . ach, die Menschen sind gar zu albern, niederträchtig und methodisch absurd; man muß so lange leben als ich, um sie ganz verachten zu lernen!"[1]

Die Behebung des Steines, der schwer auf seiner Brust lastete, beschreibt er selber unter dem Titel „Genialisch Treiben":

So wälz' ich ohne Unterlaß
Wie Sankt Diogenes mein Faß,
Bald ist es Ernst, bald ist es Spaß,
Bald ist es Lieb', bald ist es Haß,

[1] Bei Janssen, Zeit- und Lebensbilder. Freiburg 1879. S. 143.

Bald ist es dies, bald ist es das,
Es ist ein Nichts und ist ein Was.
So wälz' ich ohne Unterlaß,
Wie Sankt Diogenes, mein Faß.

Und das Ergebnis? Er sagt es uns selber durch den Mund seines Faust:

Da steh' ich nun, ich armer Tor,
Und bin so klug als wie zuvor,
Und sehe, daß wir nichts wissen können,
Das will mir schier das Herz verbrennen.
. . . .
Es möchte kein Hund so länger leben.

Also blieb der „Olympier" zwischen dem Woher und Wohin hängen, in dessen Seele der tiefe und schwarze Abgrund die dunkelsten Schatten warf. Das Ende ist Glückseligkeit und Verdammnis zugleich. Diesen Richterspruch hat Goethe sich selber gesprochen.

Was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem Innern selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern.[1]

Hiernach war Goethe ein Melancholiker und zwar ein energisch-kalter.

Die Kämpfe, welche sich auf dem Seelengrunde der „Dichter und Denker" abspielten, müssen entsetzlich gewesen sein.

Die „klassischen" Blumen und Früchte heben sich von einem dunkeln Hintergrunde ab, und ihr Duft und Genuß kann keine gesunde Seelennahrung sein.

Der Freigeist, weil er nicht des Mondes Strahl
Mit seinem hohlen Brennglas fassen kann,
Erkennet seinen Sonnenursprung nicht,
Sucht, gleich dem Uhu, siebenfält'ge Nacht
Im düstern Graun der öden Felsenkluft
Und schreckt mit menschenfeindlichem Geschrei.

Fort, fort mit eurer Weisheit! Laßt mir lieber
Das, was ihr Torheit nennt in eitlem Stolz!
Lichtlos ist eure Glut, ein heißes Fieber,
Glutlos ist euer Licht, ein faules Holz.

Friedr. Leop. Graf zu Stolberg.[2]

[1] Faust. [2] Bei Janssen a. a. O. S. 37 u. 34.

Fügen wir nunmehr noch zwei Melancholiker aus dem Reiche der Tonkunst hinzu: Rob. Schumann und Rossini.

46. Schumann († 1856). Unruhe und Bangen ergriffen ihn, als er in einem Buche von der Existenz einer Irrenanstalt in Düsseldorf las. Er schien seinen schwermütigen Zustand sehr gut zu kennen, als er schrieb: „Ich muß mich sehr vor allen melancholischen Eindrücken in acht nehmen. Und leben wir Musiker, du weißt es ja, so oft auf sonnigen Höhen, so schneidet das Unglück der Wirklichkeit um so tiefer ein, wenn es sich so nackt vor die Augen stellt. Mir wenigstens geht es so mit meiner lebhaften Phantasie.“ In seiner geistigen Umnachtung stürzte er sich in den Rhein.

Jeder Temperamentär spricht sich am besten in seinem Werke aus. So auch Schumann u. a. in dem Gedichte Schillers „Sehnsucht“, das er in Musik gesetzt hat. „Aus dem kalten Nebeltale sehnen sich die Menschen nach jenen sonnigen Höhen, dem Reich der Ideale. Ganz ohne Begleitung hebt der Chor an. Auf den Nebenseptimenakkord, in dem das klagende „Ach“ erklingt, folgt ein Chorrezitativ von einer herrlichen Plastik der Deklamation. Zumeist unisono erhebt sich der Gesang zu immer heißeren Wünschen, bis er mit den Worten: „Zög' ich hin“ im hohen f ausklingt. Hier setzt das Orchester ein. Von fern her hören wir zunächst ein dunkles, harmonisches Klingen, das sich immer höher erhebt, um in plätschernden Harfen- und Violinfiguren wieder fallend das Hauptthema zu verkündigen. „Harmonien hör' ich klingen.“ In anmutigem Gegensatze, aller Schwere bar, zeigt sich uns das zweite Bild bei den Worten: „Und die leichten Winde bringen mir der Düfte Balsam zu.“ Aber erst bei „Goldne Früchte seh' ich glühen“ kommt das Hauptmotiv. Das Traumbild ist vor uns in seiner ganzen Schöne aufgetaucht, und unter dem Tremolo der Holzbläser bricht im Orchester strahlender Sonnenschein aus. — Im nächsten Abschnitt hören wir von ferne das Brausen des Stromes, der zwischen uns und dem Lande unserer Sehnsucht scheinbar unüberbrückbar tobt. Gellendes Hohnlachen erklingt aus den Trompeten des Orchesters, und in lautem Wehruf singt der Chor „Ach, mir wehrt des Stromes Toben“. Immer gewaltiger tobt die Flut. Da unterbricht weicher Harfenklang

das wilde Brausen, ein lockender Hornruf löst sich aus, die Hoffnung auf Erfüllung unserer Sehnsucht klingt durch. Phantasie wird uns Führerin in dem Kahne, um in das gelobte Land zu gelangen. In gewaltigem Harfenschlag und dem ganzen Pomp prächtigster Tonmassen preist der Komponist das nun erreichte Land der Ideale, unterstützt vom Chor."[1]

47. Rossini (1792—1869). „Rossini hatte in seinem schönen Gesichte eine olympische Ruhe, und die ihm so natürliche Pose seines Auftretens atmete fast Majestät. Er war das Gegenteil von dem, was man von ihm erzählt hat. Man hat ihn einen Egoisten genannt; er war gütig. Ich fragte ihn eines Tages: „Meister, was halten Sie von der neuen Musik?" Er antwortete mir: „Sie sind viel klüger als wir, aber wir, wir haben mehr mit dem da geschrieben," dabei zeigte er auf sein Herz. Man hat ihn einen Skeptiker genannt; er hat an alles geglaubt, was groß ist, an Gott, an das Vaterland. Es ist das Gefühl des Göttlichen, das man in seinem „Moses" findet, es ist das Empfinden des Vaterlandes, das in der feierlichen Szene der Verschwörung der „Vier Kantone" im „Tell" zittert. Er hat niemals viel von sich gesprochen; aber er hat doch mit einem Wort gesagt, was seine Melodien uns ohnedies schon lehren würden, „daß er sein ganzes Leben hindurch, obwohl schweigend, die Liebe zu seinem Vaterlande gehegt habe". Er war ein Faulenzer, hat man immer gesagt; kein Geist war jemals angestrengter tätig als er; auf alles aufmerksam, ebenso rasch fähig, eine Börsenspekulation zum guten Ende zu führen, als eine Opernpartitur. Nun hatte er es nicht nötig, beständig mit Anstrengung seine Erregung und seine Gedanken auf einem Amboß zu Werken zu schmieden; er arbeitete, indem er mit schönen Damen plauderte und die Wunder der Welt in sich aufnahm. Unter den fruchtbringenden Strahlen der italienischen Sonne, den Melodien eines unsichtbaren Orchesters nachlauschend, das fortwährend in ihm tönte, seine Seele dem Strom der Schönheit öffnend, den der Frühling des Lebens und der Natur in uns ergießt, so hat er geschaffen."[2]

---

[1] Echo der Gegenwart. Aachen 1906.

[2] Ollivier, Geschichte des zweiten Kaiserreiches. (Echo der Gegenwart. Aachen 1906.)

Alle Dinge haben ihre äußersten Punkte (Extreme, sagt man sonst) im besseren und schlechteren Sinne des Wortes. Man sagt alsdann: die Mitte sei das Rechte. So haben wir bisher Melancholiker kennen gelernt, welche gleichsam in die Ewigkeit getaucht, sich in der Zeitlichkeit schlecht zurechtfinden konnten, so daß sie, von einer gewissen Energielosigkeit gepackt, sich in der Sehnsucht ihres Herzens verzehrten; wir haben aber auch solche kennen gelernt, welche grinsend in den schwarzen Abgrund schauten, ihre Sache auf nichts gestellt und sich dem Nirwana überlassen haben.

Nunmehr wollen wir uns zunächst noch einen Melancholiker ansehen, der die Extreme vermieden und die gepriesene Mitte eingehalten hat, Es ist

48. Erasmus von Rotterdam († 1536). In leiblicher Hinsicht war er sehr fein gebaut und von zarter und schwächlicher Natur. Seine Kindheit war trübe. Ohne allen inneren Beruf trat er in den Augustinerorden ein und machte darin seine Studien. In diesen war er hervorragend. Die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse auf fast allen Gebieten damaligen Wissens war ungewöhnlich; die Rastlosigkeit und Vielseitigkeit seines Schaffens erregte Staunen; seine kunstvolle Beherrschung der lateinischen Sprache, die Beweglichkeit und Fruchtbarkeit seines Stils wurde nur von wenigen erreicht. Er war ein Mann von universalem Blick und schlagendem Wort. Ruhelos trat er in den Orden ein, ruhelos trat er aus und zog jahrzehntelang unbefriedigt in der Welt umher. Bald erklärte er, in England dauernd sich niederlassen zu wollen, bald in Frankreich, bald in Italien, bald in den Niederlanden, bald in Burgund; sogar Polen und Spanien kamen als die Länder zur Sprache, wo er seine Tage beschließen wollte.[1]

Was also zunächst den Erasmus als Melancholiker kennzeichnet, das ist seine Unstetigkeit und Ruhelosigkeit, um nicht zu sagen, seine Vaterlandslosigkeit. Er wird weniger von Sehnsucht, Sinnen und Denken in Mitleidenschaft gezogen, als von dem Bewußtsein gepeinigt, daß ein gewisses Etwas ihn nirgends leidet, so daß er die Ruhe sucht, sie aber nirgends findet.

---

[1] Vgl. Janssen, Gesch. d. dtsch. Volkes. II. S. 8.

Dies hatte darin seinen Grund, daß Erasmus mit sich selber nicht im klaren war. Als Melancholiker ist er wohl weiter erkennbar in seinem Hang und Drang nach Wissen. Doch es ist zu unterscheiden zwischen dem Wissen von Natur aus und demjenigen von Menschen. Das erstere, d. h. das spekulative Wissen, war nicht seine Stärke (er hatte keinen spekulativen Sinn), und geistige Tiefe besaß er nicht. Er war also nur ein Wissenssammler, der das zu wissen sucht, was andere vor ihm gewußt haben, m. a. W.: er war ein Buch- und Schriftgelehrter. Als solcher war er groß in der Ausgabe von lateinischen, sowie in Übersetzung von griechischen Klassikern, in Ausgaben und Übersetzungen von Kirchenvätern, der Bibel usw.

Dieser Umstand ließ ihn auf den zeitlichen Wellen schaukeln, da ihm kein Stern eines hohen Güterbegriffes leuchtete. So vermied er die Extreme, welche dem melancholischen Temperament nahe liegen, — die himmlische Höhe und die höllische Tiefe. Er beschränkte sich auf die Kritik des Überkommenen oder Vorhandenen oder von anderen Geleisteten, oder er ging von der Kritik zur Satire über, um das niedriger zu hängen, an dessen Erhöhung er keinen Teil hatte. Persönlich konnte er nicht vorangehen, dazu gebrach es ihm an Überzeugung, Begeisterung und Entschiedenheit. Er war und blieb der hintanhaltende Skeptiker, der selbst über die Hügel der Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten nicht hinwegkam. Hans Holbeins Porträt des Erasmus zeigt den Kritiker, Skeptiker und Satiriker in trefflicher Charakteristik. Sein berechnendes, ängstliches und furchtsames Wesen ist meisterhaft getroffen. Von Kühnheit, Feuer, Energie ist keine Spur in dieser Erscheinung. Erasmus war ein Melancholiker, aber von **kalter Natur**, und als solcher spricht er sich unzweideutig in seinem Grundsatz aus: „Ich sorge für meine Ruhe und halte mich, soviel es angeht, neutral.“[1] Nannte er sich doch selber einmal einen „Mercurius versatilis“, der sich zu winden und wenden versteht und sich in alle Lagen zu schicken weiß. Dieser seiner kaltmelancholischen Natur entspricht es, wenn er äußerlich den

---

[1] Janssen a. a. O. S. 12. 13.

Boden der Kirche nicht verlassen wollte, sie aber schmählich beschimpfte und verlästerte und ihr innerlich fremd und kalt gegenüber stand, ja, ihren Feinden giftige Pfeile zum Angriff lieferte.[1]

In einer seiner Abhandlungen führt er auch den Ausspruch an: „Am besten ist es, nicht geboren zu sein, das nächst beste, so schnell wie möglich aus dem Leben zu verschwinden." „Wer sollte nicht", so fügt er hinzu, „diesen Ausspruch mit dem vollsten Rechte billigen?"

49. Von gleichem Temperament wie Erasmus von Rotterdam war das kaustische Licht von Königsberg, — Immanuel Kant (1724—1804).

Meistens zählt man Kant zu den Phlegmatikern. Diese Temperamentsbestimmung ist eine entschieden falsche. Der Umstand, daß Kant in vierzig Jahren nicht sieben Stunden über seine Vaterstadt hinaus kam und nur zwei Wege kannte, denjenigen von der Studierstube zum Katheder, sowie denjenigen, der vom Katheder zum Studierzimmer führte, — dieser und der andere Umstand beweisen nicht sein Phlegma. Im Gegenteil, die Interesselosigkeit für äußere Dinge und Vorgänge in Stadt und Land, sowie die Gleichgültigkeit gegen die verräucherte Tapete seines Zimmers spricht viel mehr für das melancholische Temperament. Der Phlegmatiker Kant wäre aus Bequemlichkeit und Beschwerlichkeit nicht über die Ringmauern von Königsberg hinausgekommen, dagegen der Melancholiker Kant konzentrierte seinen Geist ganz und gar auf seine Thesen und Antithesen, auf seine Maximen, sowie seinen kategorischen Imperativ, — auf Dinge also, die dem Phlegmatiker so bekömmlich sind wie dem Pudel sauere Gurken. Überdies sehen wir uns nur Kants Bildnis von Döbler an. Darin ist jedes andere Temperament verkörpert, nur nicht das phlegmatische.

Was sagt uns denn sein Bildnis?

Kant war ein verhältnismäßig schmaler Mann; das sieht man vor allem seinen Händen an. Diese sind lang, und die Knöchel treten so deutlich hervor, daß man sie fast zählen kann. Das ist nicht die Hand eines Phlegmatikers, auch nicht

[1] Vgl. Widmann, Illustr. Weltgesch. München 1905. III. S. 69.

diejenige des Cholerikers. Den Gliedmaßen entsprechend muß sein Körper schmal gewesen sein. Und was sagt nun die Kopf- und Gesichtsbildung? Das Vorderhaupt ist stark entwickelt, die Stirne sehr gewölbt, breit und hoch. Die Nase ist lang, schmal und fällt gegen den Mund ab. Die Mundbildung besagt wenig; Energie und Verbissenheit liegt nicht darin. Hauptsache sind die Augen. Was sagen denn diese? Der Blick ist ruhig, aber ohne Feuer und Flamme; es spricht sich aus ihnen das aus, was Kant als Philosoph war: der Skeptiker und zersetzende Kritiker.

Was wir dem Bilde abgesehen haben, das bestätigt uns ein Kenner der Person Kants, Reichardt, der in der Urania 1812 von ihm folgendes Bild entwirft: „Kant war ein an Leib und Seele (!) ganz trockener Mann . . . Eine hohe, heitere Stirn, feine Nase und helle, klare Augen zeichneten sein Gesicht vorteilhaft aus. Aber der untere Teil desselben war dagegen auch der vollkommenste Ausdruck grober Sinnlichkeit, die sich bei ihm besonders im Essen und Trinken übermäßig zeigte.“[1]

Herz und Hand gehören gewöhnlich zusammen. Wenn es nun wahr ist, daß eine Hand, wie sie Kants Bildnis zeigt, meistens kalt ist, dann können wir auf große Herzenswärme bei ihm nicht schließen. Der Skeptiker gehört immer zu den kalten Naturen. Denn wofür soll er sich begeistern und erwärmen, wenn er alles für ungewiß erklärt? Diese prüfende Nüchternheit und kalte Kritik spricht sich auch in Kants Bildnis aus. Feuer und Flamme sind im Blick verdrängt durch kalte Überlegung und Zurückhaltung. Demgemäß kann Kant kein Stürmer gewesen sein. Was ihm an Energie mangelte, das ersetzte seine Ausdauer. Er war sich seiner Leistungsfähigkeit bewußt. Zwar sagte er nicht: Wer ist wie ich? Aber seine Vorreden und Prolegomena bringen sein Selbstbewußtsein reichlich zum Ausdruck. Infolge seiner Herzens- und Gemütskälte konnte er schlecht Genosse in Lust und Leid sein. Seine Lehre war ihm alles. Er hat, so sagt er selber, „das Schwerste geleistet, was jemals zum Behuf der Metaphysik unternommen werden konnte“. Wollte er doch nichts mehr und weniger als

[1] Bei Pesch, Die moderne Wissenschaft. Freiburg 1876. S. 41[1].

der philosophische Kopernikus sein. Rücksicht und Nachempfinden kannte er nicht. Wer sich über die Dunkelheit seiner Lehre beklagte, den nannte er blödsinnig, wogegen er diejenigen, welche an seinen kritischen Grundsätzen zu mäkeln wagten, kurzweg mit „pecus“ (Vieh) bezeichnete.

Kant war hiernach ein Melancholiker und zwar kalter Natur, so daß alles unter dem Einflusse seines Denkens erstarrte und den Leichengeruch der Verwesung verbreitete. Zur Kennzeichnung seiner Philosophie müßte man neue Begriffe erfinden, wie etwa „zerdenken“ oder „entzweidenken“. Ein normalphilosophischer Standpunkt war es nicht, den er als kalter Melancholiker eingenommen. Das fühlte schon Schiller heraus. „Die pathologische Seite,“ so schreibt er, „die Kant am Menschen immer herauskehrt, und die bei einer Pathologie vielleicht am Platze sein mag, verfolgt einen fast in allem, was er schreibt, und sie ist's, die seiner praktischen Philosophie ein so grämliches Ansehen gibt.“ Kants Philosophie stand eben unter dem Einflusse eines Lichtes, das wohl leuchtete, aber nicht erwärmte. Das kam daher, daß Kant das Problem seines Lebens, Denkens und Wissens in die Sphäre verlegte, welche des Elementes ermangelte, welches das Wesen des Menschen zu tiefst erfaßt und temperiert, — der Religion in ihren natürlichen und übernatürlichen Faktoren. Diese hat er seinem Wesen entsprechend temperiert, und wenn wir die Wirkungen mit dem Maßstabe der Ursachen messen (oder auch umgekehrt), dann können wir von der Kälte seines Systems auf die Kälte seines Gemütes schließen. Kant war hiernach ein kalter Melancholiker.

§ 19. Melancholiker aus Webers Dreizehnlinden.

Herlbert, der bleiche Denker,
Folgt' ihm (Pater Prior) nach mit sachten Schritten;
Wo die Mosel rauscht, da standen
Seines Heimatsdorfes Hütten.

In der gallischen Corbeja
Saß der Jüngling viele Jahre,
Harrend, daß das Nieerforschte
Weiser Mund ihm offenbare;

Die Gesetze, die der großen,
Die der kleinen Welt gebieten,
Bis er sich beschränkt' und senkte
In den Geist des Stagiriten (Aristoteles).

Jetzt erwog er das Problema,
Ob der Tugend milde Flamme
Aus Belehrung und Erfahrung
Oder aus dem Herzen stamme. (44.)

Pater Bernhard war der sechste,
Stammend aus den Bruktrerföhren,
Wo die Menschen Holzschuh' tragen
Und von schwarzem Brot sich nähren;

Blasse, blonde, stille Menschen,
Träumerische, ahnungsreiche;
Nächtlich flattern Geisterschemen
Durch die Heid' um Moor und Teiche.

Von des Vaters Strohdachkotten
Schied der Knab' und suchte Ruhe;
Hathumar, der milde Bischof,
Gab ihm Trost und Lederschuhe.

Tankmar hieß der fromme Priester,
Der dem Eifervollen wehrte;
Auch in stiller Klosterzelle
Fehlt' ihm, was sein Herz begehrte.

Nach des Himmels goldnen Häusern
Weint er jetzt, wie spät und frühe,
Seufzend: »Wer doch Taubenflügel
Der gefangnen Seele liehe.« (47.)

Unvergleichlich ist das Bild der „**greisen Drude**", in welcher das melancholische Temperament nach seinem Wesen aufs klarste ausgesprochen erscheint.

Einsam mit dem treuen Hunde,
Einsam mit den alten Göttern,
Die zu ihr in Vogelstimmen
Sprachen und in Sturmeswettern.

An der Quelle vor der Grotte
Saß sie regungslos gekauert,
Wie ein graues Steingebilde
Über einem Grabe trauert.

Von der Achsel hing ein dunkles
Ottervließ zur Hüfte nieder,
Ein Gewand von weißer Wolle
Hüllte faltenreich die Glieder.

Träumend saß sie; in der Linken
Lag die Stirne, ernst und edel,
Tief gefurcht; die Rechte ruhte
Auf des Hundes breitem Schädel.

Sinnend saß sie, eine Norne,
Eine von den finstern Frauen,
Die den Born des Wissens schöpfen
Und den Gang der Zeiten schauen.

Schweiften zu entflohnen Tagen
Rückwärts eilend die Gedanken,
Beßrer Zeit, eh' welsche Rosse
Aus den Sachsenbächen tranken?

Was die Seele ihr bewegte,
War's der Gegenwart Bedrängnis?
Lag vor ihren Seherblicken
Drohend künftiges Verhängnis? (104.)

Unstreitig nehmen die Choleriker und Melancholiker im Leben eines jeden Volkes den hervorragendsten Teil in Gestaltung seiner Geschicke, seines Wohles und Wehes; sie geben dem Staats- und Wirtschaftsleben in all seinen reichen Beziehungen Form und Inhalt. Choleriker und Melancholiker ergänzen einander im Leben wie Klugheit und Weisheit. Darum sehen wir, daß Staatsmänner in Wissensnöten sich an die Lehrer des Rechtes, der Volkswirtschaftslehre usw. wenden und sie um Rat oder um Begründung einer Sache angehen. Es liegt dies darin begründet, daß einer den Degen in Ruhe und Frieden schmiedet und ein anderer ihn im Kampf und Gewühle schwingt.

Stehen diese beiden Temperamente im Vordergrunde des Volkslebens als Garde und schwere Artillerie, so bilden die Sanguiniker die leichte Kavallerie, während den Phlegmatikern die Rolle oder Aufgabe des Trains zufällt. Wir können auch so sagen: Die Melancholiker haben ihre Nester an den Universitäten, die Choleriker an den Spitzen der Verwaltung, die Sanguiniker (als Finken) in den Hecken und unter den

Dächern der Häuser, in denen die ersteren wohnen, während für die Phlegmatiker nur Hof und Herd übrig bleibt.

Dieser ihrer Bedeutung entsprechend hat der Choleriker und der Melancholiker seinen jeweiligen Raum in unserer Darstellung bekommen, der Choleriker einen großen, der Melancholiker fast den doppelten des ersteren.

Fünfte Abhandlung.

§ 20.

III. Der Sanguiniker (Afranius).

Des Menschen Sinn ist gerecht und gut, aber
seine Phantasie kann ein Dämon werden.

1. **Leiblicher Typus.** a) Somatischer Gesichtspunkt. Seinem Körper nach ist Afranius von mittlerer Größe, schlank, ebenmäßig in seinem Gliederbau und bei normaler Ernährung fleischig. Der Kopf ist schön rund, die Stirn gewölbt und heiter, das Hinterhaupt gut entwickelt. Die Augen sind groß, offen, glänzend, sehr beweglich; die Blicke lebhaft und munter. Nase und Mund sind schön geformt; der letztere zeigt etwas aufgeworfene, schön rosenrot gefärbte Lippen. Die Wangen sind voll und meistens lebhaft (blühend) rot, das Gesicht, wie überhaupt die ganze Gestalt, zeigt Gefälligkeit, oft Schönheit (Adonis). Der Hals ist mager und lang, die Schulter tragfähig; die Brust ist gewölbt, nach anderen Beobachtern schmal und zum hektischen Habitus geneigt. Der Gang ist leicht und rasch. In der Physiognomie ist Heiterkeit, Frohsinn, Lebendigkeit, Lebhaftigkeit, Unbefangenheit, Bestimmtheit einerseits und Unstetigkeit anderseits ausgesprochen. Der ganze äußere Habitus zeigt viel Beweglichkeit, Behendigkeit und Leben. Der sanguinische Temperamentär hat nichts Schwerfälliges in seinem Wesen; er ist leicht und flink.

b) Physiologischer Gesichtspunkt. Afranius liebt vorzüglich Fleischnahrung und zuckerhaltige Speisen; er ist kein starker Esser, aber er ißt oft. Das Blut ist nicht dick,

aber reichlich vorhanden und erhöht rot. Der Puls ist schnell, weich, leicht und veränderlich, die Wärme bedeutend. Der Atem ist schnell, leicht, nicht tief.

c) In physisch-psychischer Hinsicht zeichnet sich unser sanguinische Temperamentär durch sehr vorzügliche Sinne aus; er sieht und hört alles; nichts entgeht ihm. Darum sind seine Wahrnehmungen, Empfindungen und Gefühle sehr lebhaft, schnell erregt, aber um ebenso schnell in ihrer Funktion nachzulassen. Seine Phantasie ist lebhaft und geschäftig in der Schaffung von Vorstellungen; sie ist für alles empfänglich, so daß sich in ihr ein außerordentlicher Reichtum von Vorstellungen häuft. Das Gedächtnis ist umfassend und schnell erregbar, so daß der sanguinische Temperamentär sich leicht erinnert, dieses und jenes gesehen und gehört zu haben. Die Aufmerksamkeit ist unstet. Die erwachten Triebe, sowie die erregten Begierden und Neigungen sind zuweilen stürmisch; aber sie legen sich bald. Der Trieb zum Sprechen und Lachen ist der vorherrschende. Die Sprache ist sehr flott und überhastet sich förmlich; wo das Wort aufhört, dort setzt das Liedchen ein, und sei es nur das Gesumme seiner Melodie. Seine Rede hat lebhafte Gestikulationen zu Begleitern. Die Stimme hat einen Wohllaut und gehört nach ihrem Tone der höheren Lage an. Die sanguinischen Temperamentäre sind meistens Tenoristen.[1]

2. **Geistiger Typus.** Sanguiniker leitet sich her von sanguis, Blut; hiernach wäre der sanguinische Temperamentär ein Blutmensch; diese Bezeichnung hat einen üblen Sinn. Dieser letztere ist aber behoben, wenn wir berücksichtigen, daß sein Blut warm und leicht ist, und hiernach ist er der Warm- und Leichtblütige. Diese Bezeichnung tastet die Menschenwürde nicht an, im Gegenteil, sie leitet uns an, das Wesen des sanguinischen Temperamentes zu erklären. Leichtes Blut, — leichter Sinn; warmes Blut, — warmer Sinn. Dieser Gesichtspunkt hat auch seine rückwirkende Kraft auf den melancholischen Temperamentär: Schweres Blut, — schwerer Sinn und schweres Gemüt.

Hiernach liegt die Erklärung des sanguinischen Temperamentes ziemlich nahe. „Der Zustand des Blutes in dem san-

[1] Vgl. Köhler a. a. O. S. 32.

guinischen Temperamente hat äußerst schnelle, lebendig ergreifende, sehr schnell wieder verschwindende Wirkungen auf das Gehirn, welches in keinem ausgezeichneten Zustande sich befindet, zur Folge. Die Verrichtungen des Gehirns müssen sich den Einwirkungen des Blutes entsprechend verhalten; daher die aus ihnen hervorgehenden Produkte eine gleiche Beschaffenheit zeigen, so daß sie in ihrer Wirkung auf die Seele sehr lebhaft und schnell wieder verschwindend sind. Die Seele wird durch die Mannigfaltigkeit und Schnelligkeit der Einwirkungen verhindert, die Produkte (Vorstellungen) gehörig zu fixieren und sie zum Objekte eines gründlichen Nachdenkens zu machen. Sie kommt daher nur zur Wahrnehmung und durch diese zur Bildung der Vorstellungen und zu einem Auffassen des Äußerlichen und Oberflächlichen, worin die Sanguiniker einen bewunderungswürdigen Scharfblick und die größte Genauigkeit zeigen."[1]

Da nun anderseits der sanguinische Temperamentär auch Geist vom Geiste, Licht vom Lichte ist, so ist sein Sinn auf dieselben Ursachen, Zwecke und Ziele gerichtet wie derjenige der übrigen Menschenkinder. Er sieht und erkennt sie; seine lebhaften Sinne liefern ihm sehr zahlreiches Material der sinnlichen Erkenntnis, welches die Vorbedingung der geistigen ist; aber das Blut spielt ihm arg mit, indem es durch seine Leicht- und Dünnflüssigkeit, sowie schnellere Bewegung das wegschwemmt, was sich durch die Sinne kaum angesetzt hatte. So ungefähr erklärt sich das fluktuierende Wesen seiner inneren Sinne, sowie das sprunghafte der äußeren. Weiter erklärt sich hieraus der Umstand, daß alle Verrichtungen und Handlungen der sanguinischen Temperamentäre sehr schnell von statten gehen, daß sie eine umfassende Empfänglichkeit in den Empfindungsorganen besitzen, die viele Einwirkungen aufzunehmen vermag, und daß die entsprechenden Produkte schnell und lebhaft gebildet werden. Dadurch kommt eben das Blut in ein ausgedehntes Verhältnis zur atmosphärischen Luft; es wird oxydierter und leichter beweglich. Auch das Spezifische in der Empfänglichkeit für Nahrungsmittel ist hieraus leicht erklärlich. Denn durch die Schnelligkeit in den Vorgängen

[1] Köhler a. a. O. S. 54.

des leiblichen Lebens werden solche Stoffe bedingt, welche schnell ernährend sind; dies sind alle Eiweiß und Zucker enthaltenden Nahrungsmittel.[1] So erklärt sich eins aus dem anderen.

Beim melancholischen Temperamentär haben wir gesagt, sein Geist schwebe über den Wellen seines Blutes wie der Geist Gottes über den Wassern, — in Ruhe und Beschaulichkeit. Das ist auch bei dem Sanguiniker der Fall, — aber in Unruhe und Unbeständigkeit. Dies ist der beste Anhaltspunkt zur Erklärung seines spezifisch geistigen Lebens.

Der sanguinische Temperamentär besitzt von Haus aus die vorzüglichste geistige Ausstattung. Seine Wißbegier und Neugierde deuten diese genügend an. Sein Geist kann alles fassen; darum traut er sich alles zu; aber dem Schmetterlinge gleich, ist er ein schlechter Botaniker; er betrachtet und beschnüffelt nur die Blumen; die Blätter gehen ihn wenig, die Wurzeln garnichts an. Er kann eben seinen Geist nicht konzentrieren, dies läßt sein Blut nicht zu. Er hat darum wohl einen Begriff von diesem und jenem, aber nur einen mehr auf der Vorstellung als auf dem Denken beruhenden. Er bildet sich auch ein Urteil, aber nur ein oberflächliches, und mit seinen Schlüssen schießt er entweder über das Ziel hinaus oder er schießt daneben.

Alles und jegliches Wissen geht von der Materialität der Dinge aus, um über diese hinaus zum Übersinnlichen und Übernatürlichen vorzudringen. Das letztere spiegelt sich in dem ersteren ab, so daß die Dinge uns ansprechen, schön erscheinen und als solche uns anziehen. Und als solche sind sie das Element des sanguinischen Temperamentärs. Er ist von Natur aus ein Ästhetiker, der seinen Schwerpunkt in das sinnlich Schöne und in dessen Formen in Natur und Kunst verlegt. Er liebt alles Schöne und Gefällige, es bereitet ihm Genuß, er freut sich daran. Aber der Genuß sättigt, zumal der einseitige, und dieser Umstand treibt den sanguinischen Temperamentär von Genuß zu Genuß, von Begierde zu Begierde. Der Taumel liegt nicht weit von diesen. So erklärt

[1] Vgl. Köhler a. a. O. S. 33.

es sich, daß er nach den mannigfaltigsten Dingen hascht und selbst an den erbärmlichsten Dingen seine Freude findet; er ist unbeständig und flattert unermüdlich von einem Dinge zum andern. Er liebt den Wechsel in Freunden und Geliebten, in Gesellschaften und Büchern und seiner Beschäftigung. Der Sanguiniker versucht oder unternimmt viele Dinge; aber er führt sie selten zu Ende; seine Kräfte erlahmen bald. Er ist einer der Musiker, welche alle Instrumente spielen. Er faßt schnell Entschlüsse, aber er führt sie nicht durch. In seiner Willensmacht ist er eine Wetterfahne, die der leiseste Wind bewegt.

Das Gemüt des sanguinischen Temperamentärs ist warm und weich wie sein Blut und sein Pulsschlag. Kalte und schlaue Berechnung, sowie ein dem entsprechendes Verhalten gehen ihm ab. Er ist aufrichtig, teilnehmend in Freude und Schmerz und gefällig gegen seine Mitmenschen; er ist nicht anmaßend und stolz, kann nicht so bald beleidigen, verträgt Widerspruch und Zurechtweisung. Gerät er in Zorn, so geht dieser bald vorüber. Der Choleriker knurrt und murrt, der Sanguiniker reicht schnell die Hand zum Frieden. Er ist uneigennützig und selbstlos; wenn er hat, gibt er. Kaum ein Temperamentär ist so leicht um Hilfe anzugehen wie der sanguinische; er hilft, wo er kann. Er zerstreut aber lieber, als daß er sammelt. Keiner verjubelt seine Groschen so leicht wie dieser. Er leiht in der Not, fragt aber wenig nach Rückzahlung und Zinsen. Kein Wunder, wenn er in Verlegenheit und Bedrängnis gerät. Aber in diesem Punkte tröstet er sich; mehr als das Leben, so meint er, könne man ihm nicht nehmen. Er ist von Hause aus leichtsinnig.

Sein Wirkungskreis liegt dort, wo die Ästhetik in ihre Rechte tritt: in der Vollendung, im Schmuck und Ausputz. Will jemand wissen, wie sein Werk ausgefallen ist, der befrage nur einen Sanguiniker, und es ist gewiß „schön", „großartig", „prächtig", „unvergleichlich", „vollendet" wie kein anderes. Macht man ihn auf Mängel aufmerksam, dann „allerdings", „ach ja", „das tut aber nichts zur Sache". Unterzieht aber ein Widersacher des Meisters Werk einer Kritik, dann findet er keine Worte des Tadels und Abscheues, wie man bloß der-

gleichen machen und in die Welt schicken kann. Sein Lob und Tadel hat eben keine Basis, keinen Grund. Auf sein Urteil kann man sich also schwerlich verlassen; es kommt zu mühelos zustande.

Der sanguinische Temperamentär ist vollendeter Virtuose im Nachahmen, voll Anstelligkeit und Geschick. Bei weiterer Bildung dünkt er sich groß als feinspürender Kritiker ohne Illusion, als blasierter Ironiker und urbaner Spötter.[1] Als solcher ist er sehr darauf bedacht, ja nicht hinter dem Fortschritt zu bleiben. Die Wahrheit weist er nicht von sich; aber er muß gewiß sein, daß die Mehrzahl der „Gebildeten" sie angenommen haben. Er muß sicher sein, daß er sich nicht dem Spott aussetzt, wenn er ihr das Wort redet. Überall ist ihm der Schein der wesentliche Zweck und die Hälfte, wenn nicht drei Viertel, seines Glücks. Als Einspänner oder Solomensch ist der Sanguiniker einfach unmöglich. Hierin liegt es auch begründet, daß der sanguinische Temperamentär ein Modemensch ist, wenn nicht gar Modenarr. Eine Neuerung entgeht ihm ebensowenig wie die von ihm gezählten Sommersprossen auf den Gesichtern und die Knöpfe an den Gamaschen.

Als der von seiner Umgebung Gefesselte ist der sanguinische Temperamentär der feinste Beobachter der Sitte und des Herkommens; als solchem entgeht ihm nicht leicht ein Verstoß gegen das Zeremoniell und die Ordnung.[2]

Im gesellschaftlichen Leben ist der sanguinische Temperamentär einer der angenehmsten Menschen. Selber ohne Sorgenfalten auf der Stirn, weiß er sie anderen zu glätten. Witze, Späße und Kunststücke hat er immer „auf Lager". Keiner lacht, er aber lacht. Worüber? Über nichts! Und so bringt

---

[1] Fortlage a. a. O. S. 198.

[2] Fortlage, S. 197: »Die Chinesen werden uns vorzugsweise als solche Naturen geschildert. Friedliebend, nachahmerisch, anstellig, prosaisch, nüchtern und erwerbsam. Die Formen der äußeren Sitte sind bei ihnen aufs feinste ausgebildet. Die Feinheit des Betragens ist bis zur vollendeten Heuchelei zugespitzt. Der Chinese hat alle Naivität gründlich abgetan. Er ist ein durchaus reflektierter Mensch. Er wird nie sagen, was er denkt, immer aber, was sich zu sagen ziemt. Er ist nüchtern und beobachtend . . . Nichts entgeht ihm . . . Dabei versteht er die Wege und Schliche des Verkehrs und Handels, der Diplomatie, der Intrige wie kein anderer.«

er bald eine ganze Gesellschaft ins Lachen. In seinen Witzen kann er oft derbe sein; man verübelt es ihm nicht; man kennt ihn eben.

Man weiß aber auch, daß er gern „aufschneidet". „Er macht es, wie jener Junge, der eines Tages seinem Vater mit feuriger Heftigkeit zurief: „Vater, komm und sieh! Hundert Hunde sind vor der Tür!" Und als der Vater trocken meinte, hundert seien es gewiß nicht, rief der Kleine: „Aber fünfzig sind es gewiß!" Und was stellt sich zuletzt heraus? Daß des Hauses Pudel mit des Nachbars Spitz und Türk da waren und in althergebrachter Weise friedfertig in ihrer Art sich eine kleine Kurzweil zu verschaffen suchten und ihre gewohnten Turnübungen anstellten."[1]

Ein zurückgezogenes Leben liebt der Sanguiniker nicht. Er macht gern alles mit. Er besucht gern die Wirtshäuser und schließt sich hier oder da an, überall gern gesehen. Theater, Oper, öffentliche Aufzüge, Vorträge und Konzerte zählen ihn zu den regelmäßigen Besuchern. Kennt er sich doch in diesen am besten aus. Und in den Vereinen darf er natürlich nicht fehlen; am besten ist er im Gesang- und Turnverein aufgehoben. Theaterrollen und Couplets übernimmt er sehr gerne, und für Gassenhauer hat er das beste Gedächtnis.

§ 21. **Unterscheidende Gesichtspunkte in der weiteren Erklärung des sanguinischen Temperamentes.**

Wenden wir uns nunmehr dem sanguinischen Temperamentär in seinem Verhältnis zum Sittengesetze zu.

Nach der bisherigen Darstellung ist der Sanguiniker nicht das Holz, aus dem große Heilige oder Verbrecher werden. Was aber seine Glückseligkeit betrifft, so kommt es ganz darauf an, worin er seine höchsten Güter sucht und findet. An vorzüglichen Anlagen fehlt es ihm nicht. Als Mensch steht er wie jeder andere auf der Grenzscheide des Sinnlichen und Übersinnlichen und verlegt, so führten wir oben aus, seinen Schwerpunkt in das Schöne der Natur, der Kunst, sowie in

[1] Hellwig a. a. O. S. 18.

die Freuden und Annehmlichkeiten des Lebens. Ist dies sündhaft? Keineswegs! Denn des Menschen Sinn ist gerecht und gut; es kommt nur darauf an, wohin seine Phantasie ihn führt.

Sucht er das Schöne auf dem Grunde des Wahren, dann wird er auch sein Leben in Einklang mit dem Sittengesetze zu bringen wissen und sich auch mit der Erkenntnis im Glaubensleben abzufinden wissen; denn auch dieses ist reich an ästhetischen Gesichtspunkten, die selbst den Weltleuten Genuß gewähren oder Bewunderung ablocken. Ja, gerade sein leichter Sinn, und zumal edler Art, wird sich ohne Mühe in das Ästhetische des religiösen Lebens hineinfinden, so daß er sich ebenso Licht vom Lichte und Geist vom Geiste wissen wird wie jeder andere Temperamentär. Freilich, ein Mystiker, der in die Tiefen der Gottheit sich versenkt und die Ratschlüsse Gottes erforscht, wird er nie werden.

Trotzdem er es bei seinen vorzüglichen Anlagen weit bringen kann, so wird er doch als Gebildeter und selbst Gelehrter in den Häusern (Lehrsystemen) der philosophischen und theologischen Choleriker und Melancholiker wohnen, ja, die sanguinischen Gebildeten und Gelehrten können die Schwingen abgeben, auf denen die Choleriker und besonders die Melancholiker durch die Lande fliegen. Auch in dieser Hinsicht gleichen sie den Schmetterlingen, welche den Blütenstaub der Weisheit von Blume zu Blume, von Herz zu Herz tragen. Sein Gefühl für das Schöne auf dem Grunde des Guten und Wahren ist der wunderbare Mentor, welcher als Genius den Intellekt in seinen Begriffen und Urteilen oft ganz plötzlich und wie durch blitzartige Klarheit ihn zur rechten und soliden Erkenntnis führt. Diese seine intellektuelle Erkenntnis reflektiert sich auch in seinem sittlichen Bewußtsein, welches im Leben oft eine stärkere Macht ist als die intellektuelle Erkenntnis. Aber anderseits ist das Gefühl, dessen Herd das Herz ist, ein neckender Kobold, „welcher Irrlichter in der Wildnis aufjagt“ und ihnen in die Sümpfe folgt. Und dies ist die Gefahr, welcher der sanguinische Temperamentär ausgesetzt ist. Wen man in seinem Gemüte leicht stimmen kann, den kann man auch leicht umstimmen. In dieser Hinsicht ist er

unzuverlässig. Immer muß man bei ihm mit allen Möglichkeiten rechnen: mit seiner Anhänglichkeit und Begeisterung, Entschiedenheit und Bestimmtheit, aber auch mit seiner Unbeständigkeit, Halbheit und Unstetigkeit. „Der Halben aber," sagt der Apologet Weiß, „die sich mit der nächsten besten Mittelmäßigkeit begnügen, ist allüberall eine große, um nicht zu sagen die Mehrzahl. Und eben der Umstand, daß sie überall ihresgleichen in reicher Auswahl finden, bestärkt sie am meisten in ihrer Gleichgültigkeit. Da sie aber immerhin ein weniges, wenn auch stets Ungenügendes tun, so leben sie in der guten Meinung von sich und sind darum schwer zu ernstlicher Besserung zu führen. Ja, es kann wohl kommen, daß sie sich selber einreden, sie seien auf dem besten Wege, wo nicht gar am Ziele, indes sie auch kaum einen ernstlichen Versuch zur Erreichung desselben gemacht haben."[1] Und so taumelt er denn zur Seligkeit wie eine trunkene Mücke zum Licht. Auf ihn und sein Lebensproblem kann man das Wort der A. E. v. Droste-Hülshoff anwenden: „Auf einem Tropfen Menschlichkeit schwimmt mit dem letzten Atemzug die Seele lächelnd in die Ewigkeit."

Viel ernster ist ein **zweiter Typus** des sanguinischen Temperamentes zu nehmen. Es ist derjenige der „sein' Sach' auf nichts gestellt", der an der Oberfläche der sinnlichen Dinge hängen bleibt und in der Sinnlichkeit seines Denkens und sittlichen Empfindens aufgeht. Wenn in das intellektuelle und sittliche Bewußtsein kein Strahl des Übersinnlichen und Übernatürlichen fällt, sollte man meinen, daß es sich verfinstert; beim Sanguiniker dieser Art ist es nicht der Fall. Er kennt nur e i n e Jahreszeit des menschlichen Lebens, und das ist der Frühling. Diesen will er voll und ganz genießen.

Brüder, laßt uns lustig sein,
Weil der Frühling währet
Und der Jugend Sonnenschein
Unser Laub verkläret;
Grab und Bahre warten nicht;
Wer die Rosen jetzo bricht,
Dem ist der Kranz bescheret. Günther.

[1] Apologie. I². 1888. S. 723.

Der vorherrschende Geschmack und Genuß dieses Temperamentärs liegt im Vergnügen, in sittlichen Ausschweifungen, im Essen und Trinken, im Besuch von Theatern und Bällen, im Spiel, in Liebesexzessen, Selbstsucht, Mode- und Putzsucht, Koketterie, sowie im Wechsel all dieser Lüste, Gelüste und Vergnügungen. Den verführerischen Reizen unterliegend, setzt der Temperamentär dieser Art auf die Karte des Genusses und Vergnügens: Vermögen, Gesundheit, Ehre und Existenz. Das Raffinement desselben steigert sich mit erhöhter Bildung und Standeszugehörigkeit.

§ 22. **Sanguiniker aus dem Leben.**

Im allgemeinen kann man wohl sagen, daß es so viele Sanguiniker im Leben gibt als Bienen im Klee. Natürlich muß der Choleriker für den Anbau des letzteren seine energische Kraft und der Melancholiker seine Weisheit für die Bearbeitung des Bodens hergeben.

Zu den Sanguinikern können zunächst zwei Philosophen des Altertums gezählt werden, Demokrit († 460 v. Chr.), „der Lachende“, sowie Epikur († 270 v. Chr.), in dessen Schule ein stets heiterer und fröhlicher Ton herrschte. Aus der neueren Philosophie zählt man Leibniz († 1716) hinzu. Unter den Dichtern dürfte eine sehr große Anzahl sanguinisch sein, insbesondere unter den Romantikern, wie z. B. Jos. von Eichendorff. Zu den erotischen Sanguinikern dürfte Wieland zu zählen sein. Von den Aposteln kann man zunächst Petrus als einen Sanguiniker betrachten. Die Schauspieler sind natürlich hier nicht zu vergessen, ebensowenig viele „fahrende Leute“.

Ein warm-sanguinischer Temperamentär war Kaiser Maximilian I. (1493—1519). Schon Maximilians äußere Erscheinung war fesselnd und wohltuend. Seine Gestalt war edel, sein Gang fest und sicher, all seine Bewegungen waren würdevoll; der Ausdruck seines Gesichtes zeugte von unverkümmertem Wohlwollen, seine unversiegbare Heiterkeit von reinem Gemüt, während seine herzgewinnende Rede manchen feindlich Gesinnten oft bei der ersten Begegnung versöhnte. „Kraft in Gestalt und Wesen, Tapferkeit, Ritterlichkeit in Denken und Handeln haben ihm den Namen des „letzten Ritters“ verschafft. Ein Jäger so leidenschaftlich, daß die Sage seine Person

umrankte, ein riesiger Held, der das Roß zu tummeln, den Speer zu gebrauchen, das Schwert zu schwingen verstand, war er doch fein gebildet, wußte sich in acht Sprachen auszudrücken, bewies sich Gelehrten und Künstlern gegenüber als verständnisvoller Gönner und arbeitete selbst im „Lustgezirk“ der Schriftstellerei. Kein großer Feldherr, aber ein tüchtiger Krieger und Führer im Kampfe . . . Nicht bloß der „frumme“ Landsknecht sang das Lob des edlen Kaisers, sondern das ganze Volk schwärmte für den leutseligen, zu Scherz, Spiel, Tanz und Mummerei wohlaufgelegten, gemütlichen Habsburger, der ein Herz ohne Falsch und stets eine offene Hand hatte, mochten seine eigenen Mittel auch knapp gewesen sein. Für seine Person einfach und anspruchslos, wußte er mit dem Gelde nicht hauszuhalten. Das war der eine Fehler in seinem Wesen. Selbst arglos, traute er zu leicht anderen, das war sein zweiter Fehler. Sein lebhafter Geist entflammte rasch für eine Sache; aber die Beständigkeit fehlte.“ Von aufrichtig frommer Gesinnung, war er sehr für die Religion begeistert, so daß, als Papst Julius II. schwer erkrankte, sein schwärmerischer Sinn ihn auf den abenteuerlichen Gedanken brachte, in seiner Person die kaiserliche und päpstliche Gewalt zu vereinigen.[1]

Die Verlegenheit in der Bestimmung der einzelnen Temperamente hat den Franzosen Debreyne auf den Gedanken gebracht, neben den Arten noch Abarten der Temperamente aufzustellen. So macht er als „Abart des sanguinischen Temperamentes das erotische namhaft und versteht darunter eine durch erbliche Disposition und verweichlichte Erziehung stark gewordene Neigung zu sexuellen Exzessen“. Der Sinn und Geschmack dieser Art Temperamentäre ist vornehmlich die Sinnes- und Fleischeslust, Wohlleben und Üppigkeit (les plaisirs de la table), Theater und Bälle, Spiele, Liebesabenteuer, Selbstsucht und insbesondere Verschiedenartigkeit und Wechsel in allen diesen Dingen.

Die Zahl dieser sanguinischen Erotiker ist außerordentlich groß und weist all die beklagenswerten und unglücklichen

[1] Widmann, Illustr. Weltgesch. München 1906. III. S. 14. Vgl. auch Janssen, Gesch. d. dtsch. Volkes. I. 515.

Individuen auf, welche Opfer ihrer Ausschweifungen und Liederlichkeit werden.[1]

Ist die Aufstellung eines „erotischen Temperamentes" als einer Abart des sanguinischen gerechtfertigt? Keineswegs! Denn erotisch kann nicht nur der lebensfrohe Sanguiniker, sondern auch der in den Tiefen der Weisheit bewurzelte Melancholiker, sowie erst recht der heiß- und scharfblütige Choleriker sein. Die Abart fällt also weg, weil kein hinreichender Grund zu ihrer Aufstellung vorhanden ist.

Die Temperamentäre, wie Debreyne sie sich denkt, sind eben kalt-energische Sanguiniker, welche im Bewußtsein ihrer Kraft sich in den dunklen Tiefen ihrer Natur austoben und unter Hintansetzung ihrer Natur, Würde und Bestimmung sich in Liebe, Lust und Leben genugtun. Dieselbe Art Temperamentäre haben wir auch unter den Cholerikern und Melancholikern gefunden. Hierdurch werden dieselben wohl spezifiziert, aber nicht auf neue Arten (oder Gattungen) gebracht. Lassen wir nun auch noch einen sanguinischen Vertreter der Erotik folgen. Es ist

Fr. Mar. Ad. Ar. Voltaire († 1778). „Voltaire", so lautet ein Urteil im Pariser „Journal du soir" (1806, 10. Mai), „hat seinen Geist in den Dienst seiner Eitelkeit gestellt. Nichts ist vollendet, alles Phantasiegebilde, Meinung, berechnet auf Erfolg für den Augenblick, durchweg der Geist der Oberflächlichkeit." Und im „Journal de Paris" aus derselben Zeit verglich ein Kritiker den häßlichen Alten mit der Koketten Ninon de Lenclos: „Voltaire, dem Namen nach Philosoph, hat nie daran gedacht zu unterweisen, im Gegenteil, zu verführen durch seinen blühenden Stil wie Ninon durch ihre Reize. Beide besaßen ein gutes Stück Koketterie, heiteren Sinn, Leichtfertigkeit; und wer zu gefallen weiß, ob Mann, ob Weib, hat immer recht und findet Verehrer. Voltaires Hauptcharakter ist der einer Buhlerin, die zu betören und zu beherrschen sucht, ihre Absichten mehr auf die Sinnlichkeit als das Herz richtend, unbedenklich in der Wahl ihrer Mittel, wenn sie nur den Kreis ihrer Anbeter vermehren kann." Dem leichtfertigen Sinn der gebildeten Gesell-

[1] Vgl. Huber, Die Hemmnisse der Willensfreiheit. Münster 1904. S. 141 [1] u. [2].

schaft der Zeit mit ihren lockeren Sitten behagten die seichten, mit billigem Witz mehr als mit Geist ausgestatteten Schriften, zumal wenn Unflat, Schlüpfrigkeit und Lüsternheit im Salonton redeten.“ [1]

§ 23. Ein Sanguiniker aus Webers Dreizehnlinden.

Hurtig folgt ihm (Waltram) Bruder **Wido.**
So viel Märlein und Geschichten,
Rätselfragen, Klosterscherze
Wußte keiner zu berichten;

Keiner wußte so behende
Durch gewandtes Fingerbeugen
Auszusprechen stumme Worte,
Wenn die Pflicht befahl zu schweigen.

Aufwärts von der spitzen Nase
Strebte spitz das Brauenpärlein,
Aufwärts von dem spitzen Munde
Spitz des gelben Bartes Härlein.

Wo am Fuß der alten Iburg
Kocht und braust der Wunderbronnen,
Half er winterlang dem Vater
Nähn, was Sachsenfraun gesponnen;

Sommers trieb er Schaf und Ziege
Ins Gebirg, ins grüne Futter,
Doch zur Klosterzelle führten
Eigner Wunsch und Rat der Mutter.

Glücklich warst du, kleiner Wido!
Was dein harmlos Herz verlangte,
Alles hattest du gefunden,
Eins nur war, wovor dir bangte:

Vor der mißlich schweren Arbeit
An dem Rock des langen dicken
Ungeheuern Pater Ivo
Mit dem ungeheuern Rücken. — (57.)

---

[1] Widmann, Illustr. Weltgesch. IV. S. 7.

Sechste Abhandlung.

§ 24.

IV. Der Phlegmatiker (Piso).

O Fleisch, wie bist du verfischt!
Shakespeare (Hamlet).

1. **Leiblicher Typus.** a) Somatischer Gesichtspunkt. Dieses Temperament weist alle Größen auf, bewegt sich aber zumeist auf der Mittellinie. Temperamentäre dieser Art sind von dickem und schwerfälligem Körperbau. Ihr Fleisch ist schwammig und aufgedunsen. Der Kopf ist ziemlich groß, aber unregelmäßig, eckig, hoch oder ganz niedrig (abgeplattet), beinahe ebenso breit als lang. Die Stirne ist schmal, kurz; auf ihr steht nichts geschrieben. Die Augen sind klein, hell, wenig beweglich, von Farbe grau oder mattblau; der Blick ist matt, ohne Feuer, sonst aber ruhig und milde. Die Nase ist dick und fleischig, bei einigen unförmlich groß, während sie bei anderen klein ist und im Gesichte zu verschwinden scheint. Der Mund ist herabhängend, die Lippen wulstig; das Kinn ist dick und rund, die Backen dick, schlaff und herabbängend. Die Ohren sind groß. Der Hals ist unförmlich dick; die Schultern breit, die Brust häufiger flach als gewölbt; der Unterleib ist stark entwickelt; die Gliedmaßen dick und unförmlich; die Hände zeigen Fülle und Ebenmäßigkeit. Die Muskeln sind schlaff. In ihren Bewegungen sind diese Temperamentäre unbehilflich, plump und träge.

b) Physiologischer Gesichtspunkt. Die Arterien sind leer und weich. Nach einigen Beobachtungen und Angaben haben sie viel Blut, nach anderen wenig; dieses ist wässerig, weich und langsam in seinem Umlauf. Dementsprechend ist der Puls langsam und weich (schwach). Der Atem ist langsam, nicht tief, die Wärmeerzeugung gering. Sie lieben vorzugsweise Mehlspeisen, essen viel und bleiben lange gesättigt. Der Ernährungszustand ist meist ausgezeichnet; aber die Fettbildung und die Entwicklung der Lymphsysteme ist vorherrschend.

c) Physisch-psychischer Gesichtspunkt. Die Organe befinden sich in einem zu ihrer Verrichtung nur wenig aufgelegten Zustande. Darum sind die Wahrnehmungen, Empfindungen und Gefühle nicht lebhaft und reagieren nur schwach auf die Eindrücke. Dasselbe gilt von den Trieben, Begierden und Neigungen. Sie sind und bleiben meist die „schlafenden Augen". Der Trieb nach Ruhe ist der allein herrschende; diese macht sie vollsaftig und fett.

In ihrer Physiognomie liegt Gleichgültigkeit, stupides Aussehen und Stumpfsinn. Die Sprache ist ohne Ausdruck, sehr arm, langsam und schwerfällig; die Stimme ist schwach, weibisch, unrein und eintönig.

Die Sinnestätigkeit ist ohne Energie, ohne Lebhaftigkeit. Darum können die Vorstellungen sich nur langsam bilden und ermangeln der Klarheit und Frische. Die Phantasie ist dürftig, kalt und träge; sie flackert wie die Flamme eines Talglichtes. In der Tätigkeit nach außen ermüden die Phlegmatiker bald, sind schwerfällig, ungeschickt und starker Anstrengung nicht fähig. Sie schlafen gern und suchen beständig Ruhe, ohne ihres Lebens froh zu werden.[1]

2. **Geistiger Typus.** Nach dem bisher Gesagten vereinigt dieses Temperament in allen seinen Funktionen eine Schwäche und Energielosigkeit, wie kein anderes. In keinem Organe finden wir die Stimmung, daß sie zur Tätigkeit aufforderte oder diese begünstigte. Dementsprechend ist denn auch das seelische und geistige Leben. Zu dem, was die Sinneserkenntnis an Material (Vorstellungen) liefert, muß die Seele sich mit Mühe bestimmen, und auch dann ist die geistige Erkenntnis wie die sinnliche: langsam, schwerfällig und wenig nachhaltig. Der Vorgang vom Sinnlichen zum Übersinnlichen und der Verlauf der geistigen Erkenntnis muß naturgemäß hinter der Absicht bleiben, so daß alle Vorgänge das nicht aussprechen und zum Ausdruck bringen, was sie sollten. Der phlegmatische Temperamentär wird durch das Wahre weder leicht ergriffen, noch durch das Gute tief gerührt, noch durch das Schöne aufs lebhafteste entzückt. Eben darum bleibt er innerlich kalt, prosaisch, nüchtern.

[1] Vgl. Köhler a. a. O. S. 85.

Sein geistiger Typus ist: „Ruhe, Besonnenheit, Nüchternheit, Vorsicht, Aufmerken, Besorgnis, Nachahmungstrieb, Neugierde, List und Ironie, mit einem Worte: Zahmheit.“[1] Das eigentliche Denken ist nicht Sache des Phlegmatikers; was ihn in seiner Menschenwürde aufrecht erhält, das ist der gesunde und schlichte Menschenverstand. Und auch in Betätigung des letzteren ist er einseitig, affektlos und beschränkt. „Er kann äußerlich ein beweglicher, geschickter Mensch sein. Er kann eine Menge von Erfahrungen sammeln, Gelehrsamkeit (gelehrten Kram) aufhäufen, alle Sprachen Europas lernen, sich die feinsten Manieren, den besten Konversationston aneignen, — ohne daß jemals dadurch Feuer auf seinen inwendigen Herd käme. Denn ohne Produktivität, d. i. ohne schöpferische Phantasie, gibt es weder Witz noch Urteil. Ein solcher bleibt daher bei aller Vielgeschäftigkeit inwendig fischkalt, und diese Kälte ist das inwendige (innere) oder eigentliche Phlegma.“[2]

In dem bisher Gesagten ist der Begriff dessen, was man unter Phlegma versteht, nicht erschöpft. Denken wir an zwei Uhren. Die eine hat ein langes Pendel, die andere ein kurzes. Und trotz der vielen und schnellen Schwingungen des einen und der wenigen und langsamen des anderen können beide Uhren dieselbe Zeit richtig angeben. Alsdann können auf dem Grunde eines stillen und ruhigen Wassers ebenso Perlen liegen als auf demjenigen des bewegten und stürmischen. So können auch im Wesen des phlegmatischen Temperamentes Schätze latent sein, welche dem oberflächlichen Blicke entgehen.

In der Richtung vom Sinnlichen zum Übersinnlichen läßt sich der phlegmatische Temperamentär nicht durch Gefühle und stürmische Affekte leiten, sondern durch die Resultate einer nüchternen Vernunfttätigkeit. Durch den Trieb nach Ruhe wird er bestimmt, dieser zu folgen, weil er den Zustand der inneren Unruhe und Erregung, in welche er durch das Widerstreben gegen eine bessere Erkenntnis notwendigerweise gesetzt würde, haßt und ihn kaum zu ertragen vermag. Darum geht der Phlegmatiker langsam, aber sicher vor, indem er nicht weiter geht, als es die Vernunft ihm anzeigt. Vor Schwärmerei

[1] Fortlage a. a. O. S. 218. [2] Daselbst S. 219.

und Exzessen ist er bewahrt. Durch seine Kälte, Ruhe und Nüchternheit kann der Phlegmatiker zu demselben Ziele der höheren Erkenntnis gelangen wie der mehr geistvolle Choleriker und Melancholiker, ja, es ist nicht ausgeschlossen, daß er über diese ein Übergewicht erhält. Der Stumpfsinn ist also oft nur ein scheinbarer, weil die Kräfte seines Geistes der nötigen Anregungen und Stöße ermangeln. Wir finden unter den phlegmatischen Temperamentären höchst kräftige Naturen, bei denen aber die ganze Lebensentwicklung nach einem ungewöhnlich langsamen Takte sich vollzieht, schon von der Geburt an. Sie bekommen spät Zähne, lernen spät sprechen, laufen spät, vertreten spät die Kinderschuhe, lernen langsam und erreichen spät die Erfolge, nach denen sie in ihrem Leben zielen.[1] Äußerlich also wird der Phlegmatiker von dem Choleriker und Sanguiniker in Schatten gestellt. Aber die inneren Zustände wiegen die äußeren auf. Flotte und energisch zugreifende Arbeiter können von einem unkundigen Zuschauer für die besten gehalten werden. Aber dem Bauern entlockt ihre energische Geschäftigkeit nur ein Lächeln; denn er weiß, daß sie es nicht lange aushalten. Was aber in körperlicher Hinsicht seine Bedeutung und Geltung hat, das können wir auch auf die geistige übertragen. Der Choleriker und Sanguiniker sieht seine Bemühungen alsbald zu Ende geführt und von ungleich größerem Erfolge gekrönt als der Phlegmatiker. Der Erfolg gibt den Raschen und Energischen eine höhere äußere Lebensstellung, weil sie von dieser in ihrer Wirksamkeit gestachelt sind. Dieser Stachel der äußeren Rücksicht fällt beim Phlegmatiker fort. Er arbeitet ebensowenig sich selbst als anderen zur augenblicklichen Genüge, und „die eigene Unzufriedenheit sowohl als die Kritik anderer sind seinem Gemüte nie aufhörende Stachel, die Tätigkeit unermüdlich fortzusetzen", so daß sich auch mit langsam wirkenden Kräften große Dinge vollbringen lassen.[2] Diese Vorteile der Langsamkeit machen sich auch in geistiger Hinsicht geltend; denn wenn langsame Bewegungen die Kräfte mehr schonen, so gewährleisten sie eine um so nachhaltigere und vollere Wirksamkeit derselben, während die energischen und hastigen Temperamentäre der

[1] Fortlage a. a. O. S. 221. [2] Daselbst S. 222.

Gefahr ausgesetzt sind, sich in ihren Auffassungen, Urteilen und Schlüssen Blößen zu geben und der Verworrenheit und Unklarheit anheimzufallen. Und was in diesen Fällen das schlimmste ist, die Lebhaftigkeit und Energie des Temperamentes wird nicht die Geduld zulassen, durch ein wiederholtes Zusehen die Irrtümer zu zerstreuen, zu korrigieren und die Verworrenheiten aufzuklären. „Man sieht hieraus, daß die Lebhaftigkeit des Temperamentes nicht in jeder Beziehung eine wünschenswerte Gabe ist, daß vielmehr für die Bildungsfähigkeit der Menschen, in Masse genommen oder als Volk betrachtet, das langsame Temperament das günstigere ist, weil bei ihm nicht nur die starken, sondern auch die minder starken Seelenkräfte die Hoffnung zu einer größeren Emporbildung haben, als ihnen eine lebhaftere Anlage in der Regel verstattet.“[1]

Im allgemeinen holt aber der Phlegmatiker nicht das Feuer vom Himmel; dies läßt er den Choleriker besorgen; aber er schmiedet darin in Ruhe und Gemütlichkeit sein Eisen. Er setzt die Welt nicht in Brand, aber er löscht sein Haus, ohne den Kopf zu verlieren. Er kann sich auch in etwa begeistern; aber die Flamme erstickt bald im Fett. Seine Leibsprüche sind: „Langsam, aber sicher“; „eile mit Weile“.

Hiermit dürften wir die Licht- und Schattenseiten des phlegmatischen Temperamentes zur Genüge klargestellt haben.

Auf dem Grunde des Allgemeinen — das Besondere. Und so wollen wir denn auch hier auf dem Grunde des bisher Gesagten das Bild des phlegmatischen Temperamentärs in seinen einzelnen Zügen vervollständigen.

In seinem Wirkungskreise bringt der Phlegmatiker wenige Früchte zur Reife; in denselben fällt zu wenig Sonne, und er selber ist kalt. Seine Pflichten erfüllt er nur mehr unter dem Zwange der Notwendigkeit. Er liebt Regelmäßigkeit in der Lebensordnung und richtet sich strenge nach festgesetzten Gewohnheiten, die in seiner Gemächlichkeit ihren Grund haben. Zornig kann er nur werden, wenn man von ihm etwas verlangt, was er nur schwer leisten kann oder wenn man ihn in seiner Ruhe stört. Alsdann kann er grob und rücksichtslos

---

[1] Fortlage a. a. O. S. 223.

werden und derb schimpfen. In seinem Streben nach Ruhelage ist es begründet, daß der Phlegmatiker in seinen Ansprüchen jeder Art bescheiden ist, sowohl in Nahrung als auch in Wohnung und Kleidung. Eine starke Portion Essen und ein warmes Zimmer versöhnt ihn mit allen Widerwärtigkeiten, die ihm hierin oder darin begegnen. Geht es einmal nicht, wie er es sich gedacht hat, und erwächst ihm hieraus Verdruß, dann knurrt er wohl, aber bald fügt er sich drein. Freude läßt wohl ein sanftes Lächeln über sein Gesicht huschen, aber so recht herzlich kann er sie nicht empfinden. Dagegen ein „Glück" kann ihn so überraschen, daß er sich darin kaum auserkennt. Verwundert fragt er nach der „Möglichkeit", erkennt aber dessen Wirklichkeit als „gut". Dasselbe gilt von seinem Leid. Schicksalsschläge treffen ihn wie andere Menschenkinder; er nimmt sie aber apathisch hin; „es ist schrecklich, aber da ist nichts zu machen". Es gereicht ihm zur Genugtuung, wenn er wahrnimmt, daß sein Leid und Wehe seiner Nachbarschaft mehr zu Herzen geht als ihm selbst. Gegen seine Mitmenschen ist er friedlich und verträglich. Warum? Unfriede und Zank stören seine Ruhelage, sie erzeugen Kämpfe, und diese haßt er, weil er dem leichtesten Angriff nicht gewachsen ist. Erfolgt aber dieser, dann kann er hämisch werden und seinen Gegner in seinen Fehlern durch die Zähne ziehen. Er ist kein großer Gesellschafter, d. h. er sucht die Gesellschaft nicht, hat sie aber auch im Hause nicht gern. „Das gibt Unruhe und macht Kosten." Vereine erkennen ihre Phlegmatiker daran, daß diese nach Erledigung des „Geschäftlichen" bald nach Hause gehen. Weil der Phlegmatiker sich am gesellschaftlichen Leben nicht erwärmen kann, so bleibt er gegen seine Mitmenschen gleichgültig in ihren Freuden und Leiden; sympathische Gefühle, insbesondere Wohlwollen, sind nicht seine „starke Seite". Er selber kennt keinen Ehrgeiz, darum ist es ihm auch gleichgültig, was selbst sein bester Kamerad erreicht. „Er hat Glück gehabt", dabei überkommt ihn der Gedanke, daß ihm der Glücksrock ebensogut passen würde. Neid und Mißgunst nimmt in seinem Herzen einen großen Raum ein. Das liegt darin begründet, das alles erworben sein will, der Phlegmatiker aber zu wenig Energie hierzu hat. Der

Haßerfüllte zischt und faucht; das kann der Phlegmatiker schlecht, sein Atem geht viel zu schwer, und seine Gedanken wissen nicht aus und ein.

Schmähungen und Beleidigungen bleiben ihm tief im Herzen sitzen und erzeugen Rache. Wenn er kann, rächt er sich an seinem Gegner recht grausam, den er mit Ausdauer schlau und hinterlistig verfolgt. Die Mode verdient an dem Phlegmatiker ebensowenig wie an dem Melancholiker. Seine Kleider trägt er, bis sie völlig fadenscheinig sind, und nur die äußere Notwendigkeit veranlaßt ihn, sie durch neue zu ersetzen. Er hat im Leben nicht viele Freunde, aber auch ebenso wenige Feinde. Er ist sehr neugierig, hört mit Behagen Neuigkeiten und Geheimnisse an, weiß aber letztere nicht zu bewahren. In dieser Hinsicht ist er recht waschweibisch. Er neigt sehr zu Leichtgläubigkeit, weil seine Trägheit im Denken ihm das Prüfen zu beschwerlich macht.

Wenn man auch dem phlegmatischen Temperamentär so manche gute Seite zuerkennen möchte, eines muß ihm entschieden abgesprochen werden: Tatkraft und hohe Ziele. Darum kann er seine Lebensfahrt nur auf einem Wagen machen, den der Choleriker in seinem Feuer treibt und der Melancholiker in seiner Weisheit lenkt. Er kann es im Leben zu Amt und Würden bringen, ein Mann des Wissens im Gestalten wird er nie, allerdings auch nicht im Zerstören. Wenn andere Barrikaden bauen und gegen das Bestehende wettern und toben, zieht er sich in sein Schneckenhaus zurück. Die Schnecke dürfte denn auch das passende Symbol des Phlegmatikers sein, sowohl in ihrer Feistigkeit, als auch in ihrer langsamen Bewegung.

Wohin sollen wir den phlegmatischen Temperamentär im Berufsleben placieren? Dies richtet sich nach dem Interesse seines Geistes und seinem Bildungsstande. Der Spekulation ist er nicht hold; die realen und elementaren Wissenschaften genügen ihm, und an diesen hält er zähe fest. Aus einer Sache auch umgekehrt einen Schuh zu machen, d. h. sie von einem anderen Ende und Gesichtspunkt anzufassen, ist nicht seine Art. Dabei ist nicht ausgeschlossen, daß er es zum Pastor, Lehrer, Amtsrichter und einem Geheimrat bringt. Im

allgemeinen sind phlegmatische Temperamentäre unter denen zu finden, „deren Leben in kleinen Kreisen, im beständigen Gleichmaß dahinfließt. So gehören dazu jene fleißigen und schlichten Arbeitsmenschen, die an der großen Maschine des Lebens die Räder und Rädchen, Stifte und Schrauben darstellen", nicht vorwärts treiben, sondern im Gange und Drange „mitgenommen" werden. „Jeder Verständige aber weiß, daß sie für den richtigen Gang der Maschine schließlich gerade so wichtig sind wie das große Schwungrad"[1] an derselben, wenn nicht als Zugführer, so doch wenigstens als Heizer. Im Verwaltungsdienste sind sie die häßlichen Verfügungsmenschen, welche noch dann auf den Ukas schwören, wenn er sich mit der Vernunft nicht vereinbaren läßt. Wenn das kirchliche und staatliche Leben verrosten und versumpfen soll, setze man Phlegmatiker an die Spitze, und der gewünschte Erfolg ist sicher erreicht. Dagegen die „Unterbeamten" können sich zum „Chef" keinen besseren Temperamentär wünschen als den phlegmatischen; er belästigt sie wenig, dazu ist er zu bequem. Kommen Unregelmäßigkeiten und Überschreitungen vor, dann schnauzt er sie gehörig an und faucht vor Entrüstung; sie aber durch alle dürren Sträucher zu treiben, dazu ist er nicht der Mann. Dagegen der cholerische „Vorgesetzte" kann schon dann für seine „Untergebenen" gefährlich werden, wenn sie nur seine Meinung und seinen Wunsch verfehlen. Wenn er alsdann in seinen „Maßnahmen" einhält, ist es nur dem Umstande zu danken, daß er „das letzte Ende" rücksichtlich seiner selbst bedenkt.

Was nun zum Schluß noch die sittlich-religiöse Seite des Phlegmatikers betrifft, so steht das kleine Flämmchen der „ewigen Lampe" seines Herzens in keinem Verhältnis zu dem vielen Öl derselben. Seine Erkenntnis erweist sich auch in sittlich-religiöser Hinsicht als der verfettete Boden, welcher die Fäulnis des Samenkornes mehr begünstigt als das Wachstum desselben. Seine Ruhe prägt ihm den Schein einer gewissen Leidenschaftslosigkeit und Weisheit auf. Doch dieser Schein ist bei ihm ein Mangel und ein Stück seiner Natur, aber keine

[1] Brüssau a. a. O. S. 134.

Tugend. Er hat einen Willen wie jeder andere Mensch, aber dieser ist ein stumpfer Degen, der meistens in der Scheide verrostet.

Held und Heros des Glaubens wird er nie. Doch wenn er sich an seine Kirchenbank gewöhnt hat, behauptet er seinen großen Raum darin mit Zähigkeit und Ausdauer. Er ist religiös-konservativ. Allen Versuchen, ihn in andere Verfassungen zu pressen, wird er mit Widerstand begegnen. Wie es die Vorfahren mit den Formen des kirchlichen Lebens gehalten haben, so hält er es auch.[1] In seiner besseren Art weiß er das ihm anvertraute Talent „auszumünzen in die kleine Münze der Treue, der Dankbarkeit, der Zufriedenheit, der Geduld in Leiden. Und damit wird ein solcher unter den Genossen in gleicher Lage still und doch deutlich ein unzweideutiger Zeuge, daß das Christentum ein praktisches Ding ist, weil es auch ein kleines Leben mit Licht und Wärme erfüllen kann."[2] Anderseits steht fest, daß bei dem Phlegmatiker die sinnlichen Triebe stark auftreten. Diese beruhen auf dem „Stoffumsatz", der in der Verstandesenergielosigkeit nicht verbrennt und verbraucht wird und so die Vernunft leicht ersticken läßt. Aus dem Leben wird ein bloßes Vegetieren, bei dem sich alles um Essen und Trinken, Verdienen und Genießen dreht. Der Sinn für das Edle erstirbt, der Zug zum Idealen erlischt; dagegen die Triebe des Fleisches treten mit Macht auf; besonders die Laster der Trunksucht und Unzucht entwickeln sich. Das Gemütsleben verarmt, Sitte und Brauch schwinden. Eine eisige Gleichgültigkeit gegenüber der göttlichen Wahrheit greift Platz, so daß das Innere des Phlegmatikers verödet und einem geistigen Totenfelde gleicht.[3]

§ 25. **Beispiele aus dem Leben.**

Diese anzugeben, dürfte schwer sein, weil, wie wir wissen, der Phlegmatiker darin die letzte, niedrigste oder nur beiläufige Rolle spielt. Der Urtypus desselben findet sich am besten ausgeprägt in dem Holländer. Ein solcher Typus war z. B. Wilhelm III., König von England. Macaulay, der Historiker Englands, entwirft

[1] Vgl. Brüssau a. a. O. S. 136. [2] Daselbst S. 140.
[3] Daselbst S. 143.

von ihm folgendes Bild: „Der Geselligkeit ermangelte Wilhelm gänzlich. Er kam selten aus seinem Kabinett heraus, und wenn er sich in den öffentlichen Gemächern zeigte, so stand er unter dem Gedränge der Hofleute und Damen, ernst und geistesabwesend, keinen Scherz äußernd und niemand zulächelnd. Seine frostige Miene, sein Schweigen, die trockenen und kurzen Antworten, die er gab, wenn er das Schweigen nicht länger bewahren konnte, verdrossen Adelige und Gentlemen, die gewohnt gewesen waren, von ihren königlichen Gebietern auf den Rücken geklopft, Jack oder Harry gerufen, zu Wettrennbechern beglückwünscht oder mit Actricen aufgezogen zu werden. Die Frauen vermißten die ihrem Geschlechte gebührende Huldigung. Sie bemerkten, daß der König selbst zu der Frau, der er so viel verdankte und die er aufrichtig liebte und achtete (nämlich zu seiner Gemahlin Maria), in einem etwas herrischen Tone sprach. Es ergötzte und ärgerte sie, zu sehen, wie er, als die grünen Erbsen des Jahres auf die Tafel gesetzt wurden, das ganze Gericht verzehrte, ohne Ihrer Königl. Hoheit einen Löffel voll anzubieten, und sie erklärten, daß dieser große Soldat und Politiker nichts Besseres als ein niederländischer Bär sei.“[1]

§ 26. **Ein phlegmatischer Temperamentär**

im poetischen Gewande aus Webers Dreizehnlinden:

Bruder **Waltram,**
Derber Stumpf mit kurzem Kragen,
Aus dem Hügelland der Engern,
Wo die Sattelhöfe lagen.

Stark wie er gedieh kein Range
In den weiten Sachsengauen;
Eisenfeste breite Kiefer
Zeigten den Beruf zum Kauen.

Rühmt er auch den großen Herzog
Widukind als seinen Öhmen,
Mocht' er lieber doch zum Löffel
Als zur Lanze sich bequemen.

[1] Bei Fortlage a. a. O. S. 226.

Lange sann sein lieber Vater,
Maß den breiten Kopf des Knaben:
Kann nicht auch ein Sattelmeier
Ein gelehrtes Söhnlein haben?

Guter Waltram! Tag' und Nächte
Kaut' er grimmig an der Feder,
Tag' und Nächte an des Cato
Und Donatus[1] hartem Leder.

Jeden lassen milde Sterne
Schließlich doch sein Plätzchen finden:
Küchenmeister ward der Brave
Im Konvent zu Dreizehnlinden.

An die Heimat dacht' er gerne:
»Dort im Land der Sattelmeier,
Auf den Brüchen an der Else
Sucht man jetzt die Kiebitzeier;

Fastenspeise! Zwar genießbar
Ist die Welt in manchen Stücken,
Und mir deucht, zum Osterfeste
Gibt es einen Hirschkalbsrücken.« (56.)

Siebente Abhandlung.

Weitere Erörterung prinzipieller Fragen.

§ 27. Die Unterscheidung der Temperamente innerhalb ihrer Vierzahl.

Wir haben von den einzelnen Temperamenten möglichst genau beschriebene Typen gegeben. Aber schon bei diesen mußten wir gewisse Unterscheidungsmerkmale feststellen; wir konnten also nicht jeden Choleriker auf ein und dieselbe Basis stellen. Dasselbe gilt vom Melancholiker und den übrigen Temperamentären. Und die „Beispiele aus dem Leben", wie gehen diese nicht auseinander! Der eine Melancholiker seufzt z. B.: „Unruhig ist mein Herz, bis es ruhet in dir"; dagegen

[1] Cato und Donatus waren Verfasser lateinischer Schulbücher.

der andere verwünscht und verflucht die Stunde seiner Geburt und sehnt seine Vernichtung herbei. Der Unterschied z. B. zwischen diesen beiden Melancholikern ist gegeben, und er besteht auch zwischen je zwei Cholerikern und den anderen Temperamentären, so daß sie sich konträr gegenüberstehen. Aber welches ist der Unterscheidungsgrund, kraft dessen wir die Vierzahl der Temperamente erweitern und so eine leichtere Bestimmung derselben ermöglichen? Dieser Grund liegt 1. in der Wahrung oder aber in Preisgebung seiner menschlichen Würde; 2. in der Stellungnahme zum höchsten Gute. Die Faktoren, welche das Wesen des Menschen temperieren, haben wir oben erörtert; diese zwei soeben genannten sind aber die maßgebendsten, tiefsten und letzten.

Erkenntnis und Wahrung seiner Würde, sowie seines höchsten Gutes, macht den Menschen **warm**: die erstere weckt in ihm das Bewußtsein seiner königlichen Herrschaft über alle Tiere und Kräfte der Erde, sowie über diese selbst; das letztere entfacht und entzündet in ihm die Liebe, kraft deren er sich dem höchsten Gute zuwendet und zu ihm strebt. Dagegen Preisgebung seiner Würde macht den Menschen **kalt**, so daß jegliche wahrhaft menschliche Regungen des Verstandes und des Herzens erstarren müssen und den Menschen auf die Stufe wenn auch nicht des vernunftlosen Tieres erniedrigen, so ihn doch in eine Verfassung versetzen, in der seine Originalität nicht wiederzuerkennen ist. Die sich hieraus ergebende Stellungnahme zum höchsten Gute ist Abwendung von demselben, Flucht vor seinem Schöpfer oder, was das äußerste ist, Fluch demselben.

Wer will leugnen, daß diese Unterscheidung der Temperamente in je vier warme und kalte eine bessere Erkenntnis und Bestimmung derselben ermöglicht?

Gesetzt den Fall, es ist uns gelungen, einen Menschen recht bald als Choleriker zu bestimmen. Ich glaube nicht, daß damit viel erreicht ist; rein psychologisch möge die Sache erledigt sein; aber nun entsteht die anthropologische Frage: Wie stellt er sich zu mir und seinen Mitmenschen? Es geht also die Frage und Erwägung aus der Psychologie in die Anthropologie über, und da ist es wichtig zu wissen, ob der betreffende

Choleriker (und dasselbe gilt vom Melancholiker, Sanguiniker und Phlegmatiker), cholerisch-**warm** oder cholerisch-**kalt** ist, d. h.: Ist er human im wahrsten Sinne des Wortes, schlägt sein Herz zu seinen Mitmenschen und zum höchsten Gut, — oder ist sein menschliches Empfinden und Streben nach dem höchsten Gut erloschen, so daß die Schwere seiner materiellen Gesinnung ihn niederhält und niederzieht?

Im ersten Falle wird er Kraft und Mut haben, um für seine Würde und eine gute Sache seinem Temperamente entsprechend einzutreten, und sei es mit Darangabe seiner Persönlichkeit. Im zweiten Falle wird er sich seiner Mitmenschen und ihrer Sache annehmen wie der Geier der Lämmer. Wir sehen also: Choleriker — und Choleriker sind zweierlei. Dasselbe gilt vom Melancholiker, Sanguiniker und Phlegmatiker. Es ist dies, das sei ausdrücklich bemerkt, keine Vermehrung der Temperamente von vier auf acht, sondern lediglich eine weitere Unterscheidung derselben, welche ihre Erkenntnis oder Bestimmung erleichtert und ihre Bedeutung vom Gebiete der Psychologie auf dasjenige der höheren Welt- und Lebensansicht überträgt. Denn die Feststellung einer psychologischen Tatsache oder Lehre ist von keinem Werte, wenn sie uns nicht von dem animalischen und geistigen Gebiete Fingerzeige gibt zu dem anthropologischen in seiner Verzweigung.

An die Unterscheidung zwischen warmen und kalten Temperamentären knüpft sich unwillkürlich eine weitere Unterscheidung.

Nehmen wir als Beispiel einen Choleriker. Dieser kann sein der Adler, der sich im kräftigen Fluge zur Sonne (Gott) erhebt, um ihr ins Antlitz zu blicken und aus ihrer Anschauung übersinnliche und übernatürliche Kräfte zu schöpfen, so daß er in dem Widerschein der letzteren in seinem eigenen Geiste die tiefsten Ursachen und Gründe erkennt, — wie wir z. B. im reflexen Mondlichte das Urbild der Sonne erblicken. Mit anderen Worten: Der Choleriker kann der sonnenhaften Mitte zustreben, nach dieser hin seine Kraft und Glut entfalten und entfachen und darin seine Glückseligkeit suchen. Wird dies, so müssen wir fragen, von allen Cholerikern mit gleicher Energieentfaltung und in gleichem Maße

geschehen? Wer wollte dergleichen wohl behaupten! Ohne Zweifel wird der eine in seinem geistigen Fluge mehr Energie entwickeln als der andere und dementsprechend höher hinaufkommen, — und je nach der Beschaffenheit der Sehkraft seines leiblichen und geistigen Auges wird der eine schärfer und tiefer blicken als der andere und dementsprechend mehr oder weniger Licht und Kraft aus der Sonne schöpfen. Was rücksichtlich der höheren und höchsten Dinge gilt, das erfährt seine Bestätigung auch in niederen Sphären des menschlichen Lebens. Ist z. B. der Choleriker der am meisten zum Zorn, Hader und Streit Veranlagte, so ist damit nicht gesagt, daß alle Choleriker hierin gleich seien. Und auf welchen Grund hin sollen wir nun die Choleriker in dieser Hinsicht unterscheiden? Ohne Zweifel auf denjenigen hin, der ihrer Natur am tiefsten innewohnt: auf ihre Wärme und Energieentfaltung, sowie deren Gegenteil.

Hiernach müssen wir nächst den warmen und kalten — **energische** und **schwache** Temperamentäre unterscheiden.

Auch dies ist keine Vermehrung der Temperamente, sondern soll lediglich eine weitere Aufhellung der Unterscheidung sein. Was wir soeben vom Choleriker sagten, das gilt selbstredend auch vom Melancholiker, Sanguiniker und Phlegmatiker.

§ 28. Ist eine Veränderung der Temperamente möglich?

Wir können diese Frage nicht beantworten, bevor wir eine andere gelöst haben: Sind die Temperamente rein physischer oder sind sie ethischer Natur?

Insoweit man zu dieser Frage Stellung genommen, hat man sich zugunsten der einen und anderen Ansicht ausgesprochen.

Die einen sagen: Die Temperamente sind physischer Natur, d. h. sie haben ihren Grund in der leiblich-seelischen Konstitution des Menschen, so daß sie sich nur in der sinnlich-geistigen Erkenntnis wirksam erweisen und dann erst in das gesamte geistige und sittliche Leben tief eingreifen.

Wenige andere sagen: Die Temperamente haben ihren Grund in der sittlichen Verschiedenheit der Menschen, so daß sich ihr verschiedenes Verhalten aus der letzteren erklärt.

Die dritte Ansicht verlegt den Grund der Temperamente in den sensitiv-motorischen „Rapport zwischen dem inneren

Zentrum (Ich) und den Reizen, die an es herankommen und von ihm ausgehen. Die bewegende Grundkraft des Ganzen ist dabei der unablässige innere Drang nach Glückseligkeit, die aus der erfolgreichen Betätigung unseres Trieblebens fließt".[1]

Diese drei Ansichten lassen sich rein theoretisch (spekulativ) und direkt praktisch würdigen. Praktisch treten sie auf in Angabe der Temperamentsmerkmale, und zwar so, daß neben den physischen Merkmalen sofort die moralischen angegeben werden. Man geht also unwillkürlich aus der physischen Konstitution in die moralische Verfassung über, was man eigentlich nicht dürfte, wenn die Temperamente nur eine Naturbestimmtheit „ohne ethischen Charakter" wären. Denn wenn die moralische Verfassung der einzelnen Menschen variiert, dann müßte man in der ethischen Sphäre des Lebens wiederum ähnliche Voraussetzungen suchen, wie es die Temperamente zur Erklärung der verschiedenen leiblich-seelischen Konstitution sind. Dagegen theoretisch betrachtet, läßt sich der Wille als Generalfaktor des ethischen Lebens aus der leiblich-seelischen Konstitution des Menschen nicht ausschalten. Hiernach können die Temperamente nicht rein physischer Natur sein. Zutreffend sind obige Worte Rümelins: „Die bewegende Grundkraft des Ganzen ist dabei der unablässige innere Drang nach Glückseligkeit." Die Glückseligkeit ist aber ethischer Natur, in welch letzterer die Erkenntnis mit dem Willen Hand in Hand geht. Der Zerfall von Erkenntnis und Wille hat aber, wie wir dies bei unseren Temperaments-Porträts gezeigt haben, Unglückseligkeit zur Folge. Also sind die Temperamente nicht rein, auch nicht vorwiegend physischer Natur, die nur in der Funktion der Nerven und der ihr entsprechenden sinnlichen Erkenntnis ihren Grund haben, sondern sie sind physisch-ethischer Natur, nach welch letzterer wir sie behandelt haben.

Dies vorausgesetzt, können wir nun zur Beantwortung der Frage schreiten, ob die Temperamente veränderlich sind oder nicht.

[1] G. Rümelin, Reden und Aufsätze. Freiburg, Mohr, 1894. III. Folge. S. 11.

Wenn sie rein physischer Natur wären, dann stände wenig im Wege, sie der natürlichen Zuchtwahl zu unterwerfen, um ihre Veränderung herbeizuführen, d. h. um das stürmische Temperament in ein zahmes und sanftes und das phlegmatische in ein stürmendes und aufbrausendes zu verwandeln. Nun ist aber die Zuchtwahl in der Pflanzen- und Tierwelt eine nur relative und keine absolute, d. h. eine Eiche hat man bisher nicht in eine Buche und eine Taube nicht in einen Adler umgezüchtet. Die Arten sind und bleiben konstant, wesentlich unveränderlich.

Diese absolute Unveränderlichkeit liegt in dem ebenso absolut unveränderlichen Zwecke begründet, der sich für keine Tier- und Pflanzenart auslöschen läßt.

Um wieviel mehr gilt dies rücksichtlich des Menschen, dessen Natur edler in ihren Elementen und erhabener in ihren Zielen ist!

Was versteht man übrigens unter Veränderung? Unter Veränderung kann man zweierlei verstehen: 1. den Übergang von einer Wesenheit in die andere, z. B. wenn Holz in Asche übergeht, 2. den Übergang von einem Zustande in den anderen, so z. B. wenn kaltes Wasser warm wird. Diese letztere Veränderung kann eine bleibende und bloß vorübergehende ein.

In Ansehung dieser Unterscheidung von Veränderungen fragen wir: Unterliegen die Temperamente einer Veränderung, und welcher von den erwähnten?

Die wesentliche Veränderung (Umzüchtung) ist absolut ausgeschlossen. Denken wir uns einen armen Mann von melancholischem Temperament, der überdies von Schicksalsschlägen heimgesucht wird, so daß er immer tiefer in die Melancholie hineingetrieben wird. Nehmen wir wiederum an, er wird durch Erbschaft oder Zufall ein sehr reicher Mann. Wird er nun aus einem Melancholiker ein Sanguiniker oder ein anderer Temperamentär? Nein; denn wenn nicht mehr die Gegenwart der Heimsuchung auf seiner Seele lastet, so die Vergangenheit. Er ist

Wie einer, der mit angstgepreßtem Odem,
Dem Meere kaum entronnen, nun vom Strande
Auf die gefahrvoll wilde Flut zurückstarrt.[1]

---

[1] Dante, Göttl. Kom. Hölle I. 22.

Es bleibt somit nur die unwesentliche Veränderung übrig, und dieser unterliegen alle Temperamente als einer solchen, die von außen kommt, wie durch Erziehung und Bildung, und einer, die von innen kommt; beide können bleibend und vorübergehend sein. Die von innen kommende drückt, wenngleich sie vorübergehend ist, dem Temperamentär ein bleibendes Merkmal auf. Illustrieren wir die letztere durch ein Beispiel.

Da hängt in der Bildergalerie ein überaus schönes, von Künstlerhand gemaltes und von allen Besuchern und Beschauern bewundertes Gemälde. Der Maler hat aber einen Feind, und dieser verfolgt ihn auf alle erdenkliche Weise. Er kennt des Malers „großen Preis", sowie denjenigen des Gemäldes. Unvermerkt schleicht er an das Kunstwerk heran, — ein Strich mit seiner Bubenhand, — und es ist geschehen. Entsetzt sieht der Maler, was geschehen, — er ahnt, von wem, aber es ist nichts mehr zu machen, wenn er nicht das ganze Bild gefährden will. Das Bild bleibt, aber auch der Zug von bubenhafter Hand bleibt.

Dieses Gemälde ist der Mensch, wie er als Ebenbild Gottes aus dessen Hand hervorgegangen ist und in seiner Vollendung und Schönheit erstrahlt, zumal in der Blüte der Jugend und Vollkraft der Jahre. Da schleicht der Feind an ihn heran und macht den Strich der Sünde in seine Seele. Geschehen ist geschehen. Der Strich bleibt, zumal es nicht der letzte war. Das Laster zieht die ganze Natur des Menschen in Mitleidenschaft und prägt ihm das auf, was man Habitus, d. h. bleibenden Zustand oder bleibende Beschaffenheit nennt. Kann auch die Wunde der Sünde geheilt werden, so bleiben doch die Narben in der Seele wie die „Schmarren" im Gesichte der Duellanten. Dieses Bewußtsein der inneren Verletzung und Entstellung prägt sich auch im Äußeren des Menschen ab, — es verleiht ihm einen dunklen Zug, der in seinem Wesen hindurchschimmert. Sein Temperament ist geändert, und so bleibt es. Der Temperamentär kann wohl noch lachen und scherzen, so daß man ihm gerade keine Schwermut ansehen kann; er aber weiß, daß er einen Strich von Feindeshand in seinem Wesen trägt; er weiß, was er ist, er weiß aber auch, was er hätte sein und welch großen Preis er hätte

davontragen können, wenn er sich urwüchsig und neidlos hätte weiter entwickeln können.

Auf diese Weise ist das Temperament innerlich und bleibend geändert. Fremde, von innen kommende Umstände haben ihm arg mitgespielt.

Was wir soeben dargelegt haben, das hat ein Dichter in vollendete poetische Form gekleidet.

Am Bergeshang, im grünen Tann
Die jungen Bäume sieh dir an,
So frisch und keck, so dichtbelaubt,
Und neigen seitwärts doch ihr Haupt.

Du weißt nicht wie und weißt nicht wann,
Und doch den Bäumen siehst du's an,
Daß sie der Sturmwind hat umbraust
Und ihre Wipfel hat zerzaust.

Das Schicksal hat denselben Brauch,
Es schüttelt junge Herzen auch
Und bringt vom rechten Wege sie,
Du weißt nicht wann, du weißt nicht wie.

Du siehst des Irrtums dunkle Spur,
Die stumme Narbe siehst du nur
Und kennst die Hand nicht, die sie schlug,
Und weißt nicht, was dies Herz ertrug.

Gleich lacht die Freude allerwärts,
Auf eignen Bahnen geht der Schmerz,
Drum mit dem Unglück, mit der Schuld —
O habe Ehrfurcht, hab Geduld.[1]

Diese von innen kommende Veränderung des Temperamentes ist die eigentlichste und wirksamste. Die Temperamentsveränderung kann auch äußere Ursachen haben. Ob diese dann dauernd sind und das Leben in seinen geistigen Pulsschlägen alterieren, hängt davon ab, welchem Güterbegriff der betreffende Temperamentär nachhängt.

Nehmen wir hierfür als Beispiel den Mann der Tat (einen Choleriker) und ein Fürstenkind von sanguinischem Temperament.

---

[1] Bei Foerster, Jugendlehre. Berlin 1905. S. 353.

Der Mann der Tat. Der Morgenröte Pracht gleich waren die Tage seiner Jugend, und der Sonnenbahn entsprechend stieg er im Leben auf zu Ämtern und Würden. In seinem Bewußtsein alles umfassend, hat er der Kultur seines Volkes die Wege gewiesen und die Güter desselben mit seinem Geiste gesiegelt. Er nächst dem Könige der einzige; er der Machthaber, und der König sein gefügiges Werkzeug; er die königliche Realität, der König nur ein nominaler Funktionär. Das wissen die Großen und Kleinen. Widerwärtigkeiten, Hindernisse und Schwierigkeiten sind Nebelgebilde, die entschwinden, wenn er seine sonnenhafte Machtfülle einsetzt. Er steht da wie eine üppig emporragende Eiche, in deren Schatten seine Getreuen wohnen und Übermut treiben. „Doch mit des Geschickes Mächten Ist kein ew'ger Bund zu flechten, Und das Unglück schreitet schnell." Es hat auch ihn erreicht. Der Allmächtige wird zur Ohnmacht verurteilt. Was geht jetzt in ihm vor? Das möge uns der Dichter sagen.

Nun steht er am Fenster, gebeugt, gebückt,
Die Arme gekreuzt auf der Brust, und drückt
Die brennende Stirn an die kalten Scheiben.
Und trüb, wie draußen die Wolken treiben,
Die nassen Schleier, gespenstig, grau,
Nachschleppend über die kalte Au,
Und rastlos, wie die Kräh'n dort schweifen,
Und hadern und plaudern, und flattern und streifen
Herüber hinüber, vom Weidenstumpf
Zum morschen Zaun, zum grünlichen Sumpf:
So wogen und wanken, so schwirren und zanken
In seinem Kopfe die wirren Gedanken.
Und wie durch die Föhren der Herbstwind zieht,
Und singt aufschauernd ein Sterbelied
Auf Feld und Heide den stillen Toten
In langen seufzenden Trauernoten,
Die leise verhallen in Ried und Rohr:
So ringt aus des Mannes Brust sich empor
Ein tiefes langes schmerzliches Klagen.
Sein Herbst hat bittre Früchte getragen;
Arm steht er, in der Verzweiflung Qual,
Verloren vor dem verlornen Tal. Weber, Gedichte.

Sein Temperament bleibt unmöglich, wie es war. Es hat einen Stoß erhalten, die Kraft ist gebrochen, das

Temperament ist alteriert. Als Choleriker wird aber der Mann der Tat nicht in die Melancholie hineingetrieben, sondern zur Verzweiflung gestimmt werden.

Als zweites Beispiel diene ein Fürstenkind, das bereits im Bewußtsein seines Adels ist und auf dem Grunde der Zukunft seine Glücksbilder malt. Durch Schicksal wird es aus dem königlichen Hause gewaltsam in ein gräfliches Schloß verpflanzt. Diesen Fall finden wir illustriert bei Weber in seinen Dreizehnlinden.

Irmin rief, der lahme Kuhhirt:
»Fort mit Tischen und mit Bänken!
Dierk und Kord, nun pfeift und fiedelt,
Daß wir uns im Reigen schwenken!«

Hell und lustig klang die Flöte,
Hell und lustig sang der Bogen
Und der Knaben Zipfelmützen
Und die Mädchenzöpfe flogen.

Einer aber saß im Winkel
Teilnahmslos und unbeachtet;
Trübe war sein dunkles Auge,
Seine Stirne gramumnachtet.

Becho war's, der letzte Sprosse
Aus dem Fürstenstamm der Sorben,
Den der Graf am Saalaufer
Nach der Schlacht durchs Los erworben.

Isenhard, der alte Meier,
Nahm die volle Birkenkanne,
Und mit weicher Stimme sprach er
Zu dem heimatlosen Manne:

»Becho, du bist immer traurig;
Becho, trink und werde munter!«
Becho trank, und eine Träne
Rann ihm in den Bart hinunter. —

Vielfach ist der Menschen Bürde,
Doch am schwersten hat zu tragen,
Wer von solcher Höhe stürzte,
Daß ein Knecht ihn darf beklagen. (S. 84/85.)

Wenn Becho sich auf sich selber als Mensch besinnt und sein höchstes Gut nicht in Abstammung und irdischen

Besitz verlegt, was allerdings sehr schwer ist, so kann er in dem Bewußtsein der Heimsuchung Gottes als Sanguiniker weitergedeihen, wenngleich sein Temperament alteriert wird und in seinem Wesen sich der dunkle Strich oder Zug bemerkbar macht. Kann er aber das Gewesene nicht verschmerzen, dann wird er die Traueresche, welche ihr Wurzelwerk zu beschauen scheint, — er wird Melancholiker im physischen Sinne, d. h. eine „geknickte Blume". Übrigens lehrt uns am besten die Pflanze, wie ein Temperament alteriert werden kann. Verpflanzt man diese in ein fremdes Erdreich, in einen fremden Himmelsstrich, so zweifelt man unwillkürlich an deren Gedeihen, und tatsächlich läßt ihr kümmerliches Aussehen den Pflanzer auf keine ordentlichen Früchte hoffen. So geht es auch dem Menschen. — Was ist inniger als Familienbande, was wird inniger empfunden als das Glück! Die ersteren werden durch eine gewaltsame Verpflanzung (Verbannung) zerrissen, das letztere zerstört. In beiderlei Hinsicht erlischt die Sonne des Lebens, und schwere Kümmernis beschattet das Dasein. Das Temperament, die Grundstimmung des Menschenwesens, wird alteriert (angegriffen). Und je inniger die Erkenntnis der zerrissenen Bande und je gründlicher die Zerstörung der Bedingungen des Glückes ist, — desto mehr blutet das Herz, so daß sich über das innere Wesen des Menschen ein mehr oder minder trüber Schleier lagert. Es richtet sich dies nach dem Alter und den weiteren Lebensbedingungen, sowie den Umständen desselben. In manchen Naturen ist der düstere Zug unverwischbar, trotzdem sie in guten Verhältnissen bleiben. Am tiefsten geht der Schnitt von ruchloser Hand in das nationale und religiöse Empfinden. Die Heimwehlieder bestätigen dies zur Genüge.

> Von der Heimaterde scheiden,
> O, wohl ist es hart und herbe;
> Muß ich scheiden ohne Hoffnung,
> Bin ich tot, bevor ich sterbe.
>
> Weber, Dreizehnlinden. S. 275.

Wenn wir nun das bisher Gesagte in eine **These** zusammenfassen sollen, müssen wir sagen: Ihrem Wesen nach sind die Temperamente unveränderlich; sie können aber

durch innere und äußere Ursachen alteriert werden, so daß ihre Urwüchsigkeit Einbuße an Entfaltung und Wirksamkeit erleidet.[1]

Hiermit hängt eine zweite **These** zusammen: Die Temperamente sind ihrem Wesen nach unveränderlich; aber sie können durch Erziehung und Bildung modifiziert — **veredelt werden.** Dies zu zeigen, ist Sache des zweiten Teiles.

§ 29. Ist eine Mischung der Temperamente möglich?

Was versteht man unter Mischung, und welches sind ihre Arten? Unter Mischung versteht man das In- und Durcheinander zweier Substanzen. Die Mischung ist eine unvollkommene, wenn sich z. B. Hafer mit Gerste vermischt; denn hier bleiben beide unversehrt. Sie ist eine vollkommene, wenn zwei Substanzen, wie z. B. Sauerstoff und Wasserstoff, in- und durcheinander geraten und eine dritte Substanz bilden, — das Wasser.[2]

Ist unter Voraussetzung dieser Erklärung eine „Mischung" der Temperamente möglich? Man sieht leicht ein, daß der Begriff „Mischung" bei den Temperamenten sehr schlecht angebracht ist. Und wenn er angebracht sein sollte, dann müßte er sich auch auf die Angabe und Beschreibung der Pflanzenmerkmale übertragen lassen. Selbstredend würden hierdurch die konstanten Namen der Pflanzen fallen. Denken wir uns einen Anfänger in der Botanik vor einem Natternkopf stehend. Wir sagen ihm bestimmt, es sei ein Natternkopf. Unwillkürlich findet er mit seinen Genossen eine Ochsenzunge. „Wie heißt diese Pfllanze?" „Das ist der Natternkopf!" „Nein, das kann er nicht sein; der Natternkopf ist schärfer". „Nun, dann ist es etwas Ähnliches; offenbar sind hierin die Merkmale

[1] »Weil das Temperament angeboren (in der Natur des Menschen begründet ist, sagen wir) und auf der ursprünglichen Beschaffenheit sowohl der Seele wie des Leibes beruht, wird es in Wahrheit niemals gelingen, dasselbe gänzlich zu unterdrücken oder umzubilden« (»umzuzüchten« haben wir gesagt). Ulrici, Leib und Seele. Leipzig 1866. S. 407. Rümelin hält die Temperamente für angeboren und anererbt und sagt inbezug auf ihre Unveränderlichkeit: »Das selbstbewußte Ich kann sein Temperament nicht umwandeln und sich ein neues auswählen und anschaffen.« A. a. O. S. 33.

[2] Cfr. Pesch, Institutiones psychologicae. Friburgi 1896. I. pag. 273.

des Natternkopfes und einer anderen Pflanze ‚gemischt'." Wir sehen, der kleine Botaniker weiß sich zu helfen. Und verpflanzen wir nun die Gartenpetersilie zufällig ins Feld, und fragen wir einen mittelmäßigen Botaniker nach ihrem Namen: es liegt zu nahe, daß er sie für die Hundspetersilie ansieht.

Wir dürfen also die „Mischung" der Pflanzenmerkmale nicht zugeben. Die Pflanzen haben wohl **gemeinsame** Merkmale, aber **keine gemischten.** Und in der Bestimmung ihres Namens und Wesens handelt es sich um die eigentlichen und eigentümlichen Merkmale derselben und nicht um die gemeinsamen („gemischten"). Wenn wir also unsere Unkenntnis auf diesem Gebiete durch „Mischung" zu stützen suchen, dann dokumentieren wir eben unsere Unfähigkeit, ihr Wesen zu bestimmen.

Ähnlich, wenn nicht ganz gleich, verhält es sich mit der Bestimmung der Temperamente der einzelnen Menschen. Diese variieren in den Temperamentsmerkmalen wie die Blumen in ihrer Farbenpracht. Dessenungeachtet kommt jeder Blume eine Bestimmtheit zu. So kommt auch jedem Menschen eine Temperamentsbestimmtheit zu, und die vorgeschützte „Mischung" ist nur eine Unfähigkeit, das Temperament näher zu bestimmen.

These: Es gibt keine gemischten Temperamente, und die Variierung der Temperamentsmerkmale ist kein Grund für die Annahme der „Mischung".[1]

Worin liegt denn die Schwierigkeit, die Temperamente in ihrem jeweiligen Wesen zu treffen? Diese Schwierigkeit ist eine subjektive, welche in uns liegt; sie ist eine objektive oder gegenständliche, welche in der Sache, in dem Temperamentär, liegt.

Die objektive Schwierigkeit ist mehrfacher Art. Entweder haben wir es mit einem alterierten Temperament zu tun oder mit einem normalen, aber noch nicht ausgesprochenen, oder

[1] »Keines der vier Temperamente wird bei den einzelnen Personen so entschieden (normal ausgesprochen, fügen wir hinzu) vorherrschen, daß es mit Sicherheit ihnen beigelegt werden könnte. In diesen Fällen hat man fälschlich eine sogenannte Mischung der Temperamente angenommen, die insofern unmöglich ist, als sie notwendig die charakteristische Bestimmtheit jedes Temperamentes und damit das Temperament selbst aufheben würde.« Ulrici, Leib und Seele. Leipzig 1866. S. 406.

mit einem durch Erziehung und Bildung modifizierten. Man wird doch nicht behaupten und annehmen wollen, daß der Phlegmatiker allemal den Eindruck eines stumpfen, stupiden und blödsinnigen Menschen macht, der da keucht und in seinem Fett umzukommen droht. Im Gegenteil, es gibt Phlegmatiker, die wohlerzogen und durchgebildet sind und völlig den Eindruck eines Sanguinikers machen, und doch sind sie ihrer Natur nach Phlegmatiker. Es kann die augenblickliche Stimmung und die rosige Laune sie völlig „aufgeräumt“ machen, so daß sie sich aus der Situation kaum selbst auskennen. Dasselbe gilt von den anderen Temperamentären.

Am meisten, glaube ich, kann man sich im „leiblichen Typus“ der Temperamentäre täuschen. Hierin kommt es doch vor allem auf die Ernährung, sowie auf das intellektuelle und sittliche Leben an. Es dürfte hiernach ebenso dünne Phlegmatiker, wie dicke Melancholiker und Choleriker geben. Denn der eine verbrennt das Fett seines Leibes auf dem Altare der himmlischen und ein anderer auf demjenigen der irdischen Liebe. Den „geistigen Typus“ festzustellen, dürfte insofern schwierig sein, als sich jeder Temperamentär nicht allemal unzweideutig ausspricht. Es geht hierin wie mit der Beobachtung der Vögel. Wenn wir ihnen am nächsten kommen, um sie aus der Nähe zu betrachten, dann — fliegen sie fort; so machen es auch die Temperamentäre.

Was die subjektiven Schwierigkeiten betrifft, so traue man sich in Feststellung eines Temperamentes nicht zu viel zu. Es muß schon ein gewiegter Psychologe sein, der inmitten eines Kirmestreibens die Temperamentäre richtig „bestimmt“; denn die Tagesstimmung verdeckt die Grundstimmung. In Bestimmung der Temperamente ist man, wie in psychologischen Dingen überhaupt, auf „Wartezeit“ gesetzt, d. h. man muß warten, bis der Mensch sich offenbart, indem er sich bei dieser Gelegenheit oder jener, in dieser Hinsicht oder einer anderen ausspricht. Kommt er aus seinem Schneckenhaus nicht heraus, dann bleibt er für uns auch hinsichtlich seines Temperamentes — ein unbeschriebenes Blatt. Jesus trieb einst einen Teufel aus, von dem niemand etwas wußte; denn er war stumm.

§ 30. Wie bestimmen wir ein Temperament im ersten Treffen?

Aus der Physik wissen wir, daß im Spektrum sich das Licht in seine einzelnen Farben zerlegt. Ein solches psychologisches Spektrum ist nun auch das **Interesse**, in dem sich die einzelnen Temperamentäre als solche offenbaren. Das Interesse des Menschen kann ein religiöses, wissenschaftliches und politisches sein, wie es im kirchlichen und staatlichen Leben in die Erscheinung tritt und jeden Staatsbürger in seinem Denken und Empfinden mehr oder weniger affiziert oder berührt. Es kann ein öffentliches und ein privates sein. Der Mensch spricht in dem einen und dem anderen nicht nur seine Ansicht und Meinung aus, sondern wir werden hierin auch seines Temperamentes gewahr.

Um die Variierung der Temperamentäre in Anteilnahme am öffentlichen Interesse zu zeigen, nehmen wir als Beispiel eine hochpolitische Aktion an, welche die vitalsten Interessen der Staatsbürger berührt.

Ihrer Natur nach werden die Choleriker auf den offenen Widerstand hintreiben. Ihre Leitmotive werden sein: Biegen oder brechen; siegen oder erliegen. Dagegen die Melancholiker, das Bleibende von dem Vorübergehenden wohl unterscheidend, sie nehmen eine passive (defensive) Stellung ein, überzeugt, daß jeder Sturm sich legt, daß die Sonne der Gerechtigkeit selbst die schwärzesten Wolken verscheucht und die Anschläge auf Menschenwürde und Menschenrechte in ihrer Nacktheit, Schwäche und Blöße zeigt. Die Sanguiniker werden empfindlich getroffen und niedergeschlagen; wenn es darauf ankommt, halten sie es lieber mit den Cholerikern, wer weiß, — wie lange. Die Phlegmatiker aber lassen die Köpfe hängen wie vom Frost getroffene Blumen, sich fragend, wie das wohl enden solle.[1]

Wie im öffentlichen Leben und Interesse, sowie in Anteilnahme an der Gestaltung des Gemeindelebens, so offenbaren sich die Temperamentäre auch in ihren Privatinteressen: in

---

[1] Darum vermute ich, daß Mallinckrodt, Windthorst und die beiden Reichensperger Melancholiker waren; Lieber und Eugen Richter waren entschiedene Choleriker.

Wahl und Ausübung des Berufes, in Wahrnehmung der Rechte, in Zustimmung und Widerspruch, in Rechtfertigung ihrer selbst, sowie in Verurteilung anderer, im Lob und Tadel, im Wohlgefallen und Mißbehagen, im Lachen und Weinen, in Freude und Scherz und Schmerz, in Trauer und Leid, in Liebe und Haß, im Singen und Beten, in Schicksal und Anteil, in welch letzteren Glück und Unglück, Trübsal und Drangsal, Lust und Leid, sowie vieles andere einbegriffen ist.

Um Menschen und Dinge in ihrem Wesen zu treffen und in ihren Merkmalen oder Zügen zu erkennen, bedienen wir uns der Beschreibung. Hierzu ist zu bemerken, daß der plötzliche Blitz uns oft mehr sehen und erkennen läßt als der Sonnenschein des Tages. Dies gilt auch von den Temperamentären. Diese verraten sich oft in den einfachsten Zügen, so daß wir sie mit einem Male erkennen.

Hier dürfte nun der Ort sein, solche **einzelne Züge oder Stichproben** auf die einzelnen Temperamente zu geben.

1. Was die einzelnen Temperamentäre in ihrem **Berufe** sind.

Der Choleriker ist Realist; der Melancholiker Idealist (im Sinne Platons); der Sanguiniker Optimist; der Phlegmatiker zumeist Egoist in Anteilnahme an den drei ersteren.

2. **Wer hat recht?** „Selbstverständlich“ der Choleriker; „im Grunde genommen“ der Melancholiker; „im Scherz“ der Sanguiniker; in „gleichgültigen“ Dingen der Phlegmatiker.

3. Was die einzelnen Temperamentäre **„drückt“**: Den Choleriker Ziel und Erfolg; den Melancholiker der Ernst des Lebens; den Sanguiniker direkte Not; den Phlegmatiker die Auffindung der Hausausgänge.

4. **Grund der Rechtfertigung.** Der Choleriker ist gerechtfertigt „in sich selbst“; der Melancholiker „im Grunde der Sache“; der Sanguiniker in den Augen seiner Freunde; der Phlegmatiker in der Nachsicht seiner Mitmenschen. Dasselbe gilt vom Vertrauen.

5. Über den **Tadel** setzt sich der Choleriker hinweg; er ist Kenner und Kritiker seiner selbst; den Melancholiker greift er tief an; aber er hat ihn nicht verdient; der Sanguiniker vergißt ihn; der Phlegmatiker nagt daran und sucht Trost bei Nachbarn.

6. In **Schicksalsschlägen**: Der Choleriker bäumt sich; der Melancholiker sinnt nach und ergibt sich; der Sanguiniker weint; der Phlegmatiker härmt sich ab ohne Tränen.

7. **Verhältnis zu den Mitmenschen**: Der Choleriker braucht sie zu seinen Zielen und Zwecken; der Melancholiker ist gegen sie rücksichtsvoll und nachsichtig; der Sanguiniker sieht in vielen seine Freunde; der Phlegmatiker ist gutmütig oder auch besorgt, daß sie ihm Unruhe, Unkosten, Schaden oder eine unerwünschte Situation bereiten.

8. Wie sich die Temperamentäre zu den **Leistungen** und **Erfolgen** ihrer Nächsten, Nachbarn und Genossen stellen.

Der Choleriker: „Gut, großartig!" (Innerlich verstimmt: „Der Mensch nimmt mir Licht und Luft; hoffentlich ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.")

Der Melancholiker: „Alle Achtung! Nur immer prinzipiellen Rückhalt nehmen; Teil zum Teile gibt ein respektables Ganzes."

Der Sanguiniker zum Philosophen: „Wie ich mich freue! Schade, daß es keine Kirschen sind, sonst würde ich mitessen."

Der Phlegmatiker zum Gärtner: „Ein prachtvoller Apfelbaum! Wenn ich aber nicht irre, trägt er Hagebutten."

Die Temperamentäre in ihren jeweiligen **Situationen.**

9. Die Temperamentäre und das **Wetter.** Choleriker: Es stürmt, — doch hinaus und voran — in Sturm und Gefahren wächst der Mut. — Melancholiker: Es regnet, — „nach Regen folgt Sonnenschein". — Sanguiniker: Trübes Wetter, — „sei's trüber Tag, sei's heitrer Sonnenschein", —. Phlegmatiker: Heiß, — es ist zum Umkommen.

10. Vor dem **Arzte** mit einem gebrochenen Bein: Choleriker: Fatal, — da versäume ich viel;

Melancholiker: Schlimm genug, — aber da habe ich Zeit zum Nachdenken;

Sanguiniker: „Heute noch auf stolzen Rossen, morgen durch die Brust geschossen";

Phlegmatiker: Scheußlich, — aber „die Zeit heilt alle Wunden"; man kann sich nicht genug in acht nehmen.

11. Beim **Gewehrschuß** ist

der Choleriker darauf bedacht, daß die Kugel neun Bretter durchschlägt;

der Melancholiker, daß das Gewehr weit trägt;

der Sanguiniker, daß der Schuß kracht und ein mehrfaches Echo findet;

der Phlegmatiker, daß das Gewehr nicht von selbst losgeht.

12. **Im Sterben**: Choleriker: Adieu, Welt, — du weißt, daß ich da war; Melancholiker: O Heimat, ewige Heimat, wie sehne ich mich nach dir; Sanguiniker: Schön war das Leben, grüßt mir meine Freunde; Phlegmatiker: O weh, ich muß sterben.

Und dementsprechend könnten auch die Totenzettel lauten.

Dem Lachen der Temperamentäre hat man die Vokale a, e, i, o (u) zugrunde legen und sie daran erkennen wollen. Die Vokale allein tun's nicht. Es kommt doch beim Lachen viel mehr auf den Gegenstand, der dasselbe verursacht, noch mehr aber auf den Ausdruck im Gesicht und besonders in den Augen an.

Was die Handschrift der Temperamentäre betrifft, so dürfte eins feststehen: Choleriker und Melancholiker haben eine „schwere Hand", besonders wenn sie unter Druck und Drang der Ideen und Gedanken stehen. Es gibt dann kräftige und rücksichtslose Schriftzüge, weil sie bemüht sind, ihre Gedankenfülle zum Ausdruck zu bringen, ohne auf Gefälligkeit und Schönheit der Schrift achten zu können. Besonders Choleriker sind in ihrer Schrift groß- und weitspurig. Auf Papier und Tinte als Nebensachen kommt es nicht an, wenn nur die Gedankenfülle da ist und fließt. Als solche machen diese Temperamentäre den Setzern am meisten zu schaffen. Schön- oder Gefälligschreiber sind meistens Sanguiniker oder Phlegmatiker. Die beiden letzteren erneuern auch bald die Feder; dagegen Choleriker und Melancholiker schreiben mit verbrauchten Federn weiter, selbst wenn das Manuskript aussieht, als wäre es mit einem Zaunpfahl geschrieben.

In Bestimmung der Temperamente sind wir von den großen

Interessen ausgegangen, welche den Menschen in die jeweilige temperamentäre Bewegung versetzen. Es gibt aber auch kleine Interessen, welche oft unerfreuliche Situationen zur Folge haben, nämlich Meinungsverschiedenheiten, welche die Überzeugung und das Ehrgefühl des Menschen berühren und dann in Streit, Zank oder gar Tätlichkeiten ausarten und vom Schimpfen und Poltern begleitet sind. In solchen Situationen schießt jeder Temperamentär mit seinem eigenen Pulver. Der Choleriker läßt sich am allerwenigsten die Butter vom Brote nehmen. Er ist ein „Draufgänger", dem man meistens unterliegen muß. Er nimmt es gegen zwei und drei auf. Der Melancholiker ist selten schuld an solchen unerfreulichen Situationen, und wenn er wirklich einmal in eine solche gerät, dann zeigt sich seine Verlegenheit. Bis er mit seinem Geschütz aus der Tiefe auffährt, ist er längst beschossen und geschlagen. Diskussionsschlagfertigkeit ist nicht seine Stärke. Man müßte ihm Zeit lassen zur Aufstellung eines Kriegsplanes; aber auch durch diesen würde z. B. der Choleriker in seinem Ungestüm einen dicken Strich machen. Nach dem „Gewitter" ist ihm die Situation völlig klar, aber dann ist es zu spät. Darum meidet er überhaupt solche kritische Lagen und Momente. Der Sanguiniker gebärdet sich darin wie ein Rohrsperling, und der Phlegmatiker beißt um sich wie ein Dachs.

Nach Fähigkeit und Vorliebe für den **Gesang** verteilen sich die Temperamentäre folgendermaßen: Die Sanguiniker singen meistens Tenor; die Choleriker Baß und Baryton; die Melancholiker lieben meistens die Mittelstimmen; die Phlegmatiker ebenso. Hellwig meint, der echte Melancholiker habe meistens kein Gehör.[1] Eher möchte ich dies vom Phlegmatiker sagen.

Wenn wir nun noch „einige direkte und praktische Winke" zur „Bestimmung" eines Temperamentes geben sollen, dann dürfte hierin folgender Weg einzuschlagen sein. Zur Bestimmung im ersten Treffen führt der Weg der Wegräumung, d. h. Cajus ist, so viel erkennen wir von vornherein, — kein Phlegmatiker, kein Sanguiniker. Sind diese zwei Temperamente weggeräumt, dann bleiben also nur noch die zwei ersten,

[1] Die vier Temperamente bei Erwachsenen. S. 55.

das cholerische und melancholische, und in dieser ihrer näheren Bestimmung liegen die ersten Schwierigkeiten. Darum gilt es nunmehr, sowohl das Äußere, die Physiognomie, als auch das Innere in Betracht zu ziehen, d. h. insoweit sich das Innere in Blick, Wort und Gebärde offenbart. Kennt man den Typus des jeweiligen Temperamentes im allgemeinen, dann kann es nicht schwer fallen, aus dem Zweifel oder der Unsicherheit, mit welchem Temperamente wir es zu tun haben, herauszukommen. Alle einzelnen Merkmale passen auf den Choleriker. Und so ist das Temperament des Cajus bestimmt, — er ist ein Choleriker. Die weitere Bestimmung dieses cholerischen Temperamentes, ob Cajus ein warmer oder kalter, ein energischer oder schwacher Choleriker ist, hängt von der Bildung, Beschäftigung und seiner intellektuellen und sittlichen Verfassung ab. Bei einem Manne von Bildung und Gelehrsamkeit können wir in Bestimmung dessen Temperamentes auf dessen Lebens- und Weltansicht Rücksicht nehmen, dagegen bei einem nur im allgemeinen Gebildeten müssen wir hiervon absehen und nur darauf achten, wo der Schwerpunkt seines Liebens und Hassens liegt. Atheisten und Materialisten können direkt zu den kalten Temperamentären gerechnet werden, wobei sie durchaus energisch sein können. Dagegen der Theist oder Gottgläubige kann ein warmer, aber anderseits nur ein schwacher Temperamentär sein. Seine Kraft und Energie hängt zum Teil von seiner Ausbildung ab. Und in dieser Weise werden die Melancholiker, Sanguiniker und Phlegmatiker bestimmt. Beobachtung und Erfahrung sind die besten Führer in der Bestimmung der Temperamentäre. Darum soll man in ihrer aprioristischen oder vorweggenommenen Bestimmung vorsichtig sein. Überdies ist festzuhalten, daß die Temperamente bei der Jugend vielfach noch nicht ausgesprochenermaßen auftreten, dagegen bei älteren Leuten (über 50 Jahre) ebenso vielfach durch das Alter verdeckt sind. Die meisten Schwierigkeiten in Bestimmung eines Temperamentes bietet das weibliche Geschlecht.

§ 31. **Wert der Temperamente.**

Alle Dinge haben einen absoluten und relativen Wert. Den absoluten Wert haben sie in und für sich selbst, dagegen den relativen in Beziehung zu anderen Dingen. Diese Unterscheidung wird im gewöhnlichen Leben so genommen, daß man unter dem absoluten Wert den höchsten, unter dem relativen hingegen einen geringen oder minderen Wert versteht. Es ist besser, man hält sich an den Sinn der ersten Unterscheidung, da die zweite zu Mißverständnissen und Irrtümern führt. Dies ersehen wir z. B. aus der Entscheidungsfrage: „Was ist nützlicher, die Kuh oder das Pferd?" Diese Frage ist nur im Sinne der oben gemachten Unterscheidung zu beantworten und zwar: 1. im absoluten Sinne: Jedes der genannten Tiere ist nützlich in seiner Art (in sich und für sich selbst); 2. im relativen Sinne: Rücksichtlich der Milch und des Fleisches ist die Kuh nützlicher; rücksichtlich des Fahrens und Reitens das Pferd.

Hiernach ist nun auch die Frage nach dem inneren Wert der Temperamente zu beantworten. Man kann also schlecht sagen: das cholerische oder das melancholische Temperament ist das beste oder vorzüglichste. Nein, jedes Temperament ist gut in seiner Art. „Jeder Mensch ist von Gott zu einem Original geschaffen, jeder einzelne stellt einen besonderen Gottesgedanken dar."[1] Und wenn die jeweiligen Temperamentäre in die ihrer Natur nach dargestellten Porträts hineinschauen, hat der eine derselben keine Ursache, sich zu überheben, und der andere, sich zu betrüben. Jeder Temperamentär ist eine Persönlichkeit, welche Holz zu einem Heiligen, aber auch zu einem Verbrecher mit sich trägt. Vernunftgebrauch und Willensmacht sollen jedes Temperament adeln und auf der intellektuell-sittlichen Lebensbasis festigen, auf welcher sie ihrer menschlichen Natur nach stehen.

In Wertschätzung der Temperamente kommt man also auf

---

[1] Brüssau, Die Temperamente und das chr. Leben. Hamburg 1906. S. 36. Und Forster sagt: »Jedes Temperament hat seine Vorteile und Nachteile und ist ein redendes Beispiel, daß der Schöpfer allen vernünftigen Geschöpfen den Weg zur Vollkommenheit freigelassen, jeden vom Ziele ungefähr gleich weit abgerückt hat.«

die Würdigung der Allegorie von den Gliedern des Leibes hinaus. Jedes Glied ist nützlich in der Funktion, zu welcher es von Natur aus bestimmt worden ist. Nicht weniger kann uns ein Blick in die Natur über die Notwendigkeit, Schönheit und Zweckmäßigkeit in der Mannigfaltigkeit belehren, und zwar nicht nur in den Gattungen und Arten, sondern auch der Individuen. Wie oft haben zwei Tiere, zwei Pflanzen dieselben Bedingungen zur Voraussetzung ihrer Entwicklung, — und doch bekommt jedes seine „individuellen Merkmale". So nun verhält es sich auch mit den Temperamentären als Gliedern der menschlichen Gesellschaft in geistiger, sittlicher und kultureller Hinsicht. Die Mannigfaltigkeit der Einzelwesen in ihrer Naturausstattung ist eine Notwendigkeit, welche die Uniformität als Tod des Lebens aufhebt und diesem die Harmonie des Starken und Schwachen, des Rauhen und Sanften, des Forcierenden und Hintanhaltenden, des Stürmischen und Bedächtigen, des Lustigen und Ernsten, des Fröhlichen und Betrübten und all die Gegensätze und selbst Widersprüche im Ganzen verleiht, in welch letzterem eins durch das andere gestützt, gehalten und getragen erscheint, um nicht in die Extreme der Wirksamkeit oder in Stagnation zu geraten. Was sollte aus einem Staate werden, der aus lauter Cholerikern besteht! Ewiger Krieg wäre die unausbleibliche Folge ihres Wettbewerbes in Rausch, Sturm und Tatendrang. Die Wagen müssen rollen, es müssen aber auch Bremser da sein; und in dieser Hinsicht ist es gut, daß die Phlegmatiker sich in ihrer Ruhe sanft an die Räder des cholerischen Fahrers anlegen und diesen auf den Abgrund hinweisen oder ihn an die Station gemahnen. Der Melancholiker möge noch so glückselig in der geistigen Architektur seiner Bauten sein, aber auch dieser gerät auf den toten Punkt, der seinen Gedankengang ins Stocken bringt, so daß sich Kümmernis über seine Seele breitet und sein Gemüt verdüstert. Da erscheint ein Engel; hurtigen Schrittes kommt er auf ihn zu; rosige Laune leuchtet in seinem Angesicht. Tröstet er den in sich Versunkenen? Nein, dies ist nicht seine Art, auch nicht sein Beruf. „Ach, was da!" „Wer wollte sich mit Grillen plagen, solang uns Lenz und Jugend blühn!" — Es ist der Sanguiniker, der den Geplagten, welcher Art er sein

möge, durch Munterkeit, Scherz und übermütigen Streich zu sich selber ruft, den Seelendruck ableitet und einen lichten Strahl in seine Grübeleien hineinleitet. Dieser schaut auf, bekommt andere Gedanken, ihm wird leichter zumute; seine spekulative Kraft ruht, um, neugekräftigt, weitere dunkle Schichten seines Forschungsgebietes abzuklären.

Wie also der Mann auf das Weib und dieses auf den Mann angewiesen ist, so ist jeder Temperamentär viermal auf seine Mittemperamentäre angewiesen, sei es, daß einer den anderen zügelt oder stachelt, ermuntert oder an den Ernst des Lebens erinnert. Es gibt dies vierundsechzig mögliche Verhältnisse, in denen die Temperamente sich gegenseitig beeinflussen, mehr oder weniger angleichen oder in ihren Gegensätzen zum Teil ausgleichen. Hierbei ist noch eins zu beachten. Die Temperamente kommen selten in der ausgesprochenen Art zur Geltung und Wirkung, wie sie theoretisch festgelegt werden. Der Choleriker fährt nicht immer unter überhitztem Kessel; auch ihm gehen oft Kohlen und Dampf aus, so daß er in so mancher Hinsicht recht zarte Saiten aufzieht und recht zahm auftritt. Der Phlegmatiker hat seine liebe Not mit seinem Naturell; damit ist aber nicht gesagt, daß er es nicht überwindet und sich nicht dort als tatkräftig, umsichtig, tüchtig und zuverlässig erweist, wo das eine und andere Temperament versagen würde.

Jedes Temperament ist also dieses oder jenes Apostolates fähig. Dies wußte keiner besser als der Heiland, der in seine Apostelschar Temperamentäre jeder Art aufnahm. Petrus z. B. war Sanguiniker; Judas, der Verräter, Choleriker; Johannes Melancholiker; Philippus Phlegmatiker. Es ist hiernach sehr einseitig, wenn Schleiermacher das melancholische Temperament als das sündhafte, und Haller das phlegmatische schlechtweg als das bäuerische Temperament bezeichnet hat.

Wie also im Haushalte der Natur alles seine Stelle und Bedeutung hat (einige Kräuter sind nützlich als Nahrungsmittel, andere dienen den Menschen durch ihre Heilkraft, und wiederum andere durch ihre Gifte), — so verteilen sich auch die Temperamente nach ihrem inneren Werte in Übernahme dieser oder jener Rolle auf das menschliche Leben und wirken so unter gegenseitiger Ergänzung sich zu jener Harmonie aus, wie

wir sie an Werk- und Sonntagen, in Lust und Schmerz, bei Hochzeiten und Begräbnissen ausgeprägt finden. „Darum Achtung und Respekt vor jedem Temperamente! In der großen Schöpfung ist alles mannigfaltig und verschieden; darin besteht eben ihre große Schönheit und Erhabenheit. Kein Blatt und keine Blüte gleicht der anderen, und von tausend Lämmern, die der Hirt auf die Weide führt, sind noch nicht zwei gleich, noch nicht einmal an Stimme. Die Natur will Verschiedenheit in den Körpern, sie will auch Verschiedenheit in den Seelen. Einen Normalmenschen gibt es nicht. Darum hüte man sich zu wollen, daß der Mensch, mit dem wir es gerade zu tun haben, so beschaffen sei inbezug auf seinen Charakter, wie wir ihn gerade wünschen. Das hat der Weltenschöpfer auch nicht gewollt; sonst hätte er den einen so und den anderen anders gemacht. Wir müssen uns liebevoll in das Temperament und die Eigenart des anderen hineindenken. Darum reden wir auch mit dem Bauern vom Wetter und von der Feldarbeit, mit dem Kutscher von Pferden, mit dem Jäger von der Jagd. Dann geben wir jedem das Seine und werden (möglichst) allen alles. Dann verletzen wir auch nicht, finden dafür aber Vertrauen und Liebe."[1]

Achte Abhandlung.

Erörterung einiger Fragen, welche mit den Temperamenten zusammenhängen.

Mit der Temperamentenlehre hängen zusammen: 1. Lebensalter oder Lebensstufen; 2. Geschlechtscharakter (Mann und Weib); 3. Rasse und Nationalität (Volkscharakter); 4. Temperament und Charakter; 5. die Frage, ob auch den Tieren Temperamente zukommen.

§ 32. Die Temperamente und Lebensalter.

Was die Lebensalter betrifft, so differenzieren sich die Temperamente darin wie die Entwicklung des Bäumchens zum

[1] Hellwig a. a. O. S. 63.

Baum. Die Differenz ist eine graduelle und keine wesentliche. Darum geht es nicht an, die Lebensalter in Analogie zu den Temperamenten zu setzen in der Weise, daß man sagt: das Kindesalter entspricht dem sanguinischen, das Jünglingsalter dem cholerischen, das Mannesalter dem melancholischen und das Greisenalter dem phlegmatischen Temperament.

Das heißt doch nichts mehr und nichts weniger als die Temperamentäre durch alle vier Temperamente hindurchtreiben und eines durch das andere aufheben. Wenn man auch den Sinn der Analogie mildert, so blickt darin doch nur die Verlegenheit hindurch und der Mangel des Vermögens, die betreffenden Lebensalter in gewisse Kategorien zu bringen, und eben darum nimmt man seine Zuflucht zu den vier Temperamenten. Dies geht nicht an. Der Choleriker bleibt Choleriker: in der Wiege der Möglichkeit (Anlage) nach, in den Knabenjahren der Wirklichkeit nach und im Mannesalter der Vollendung nach. Das gleiche gilt von den übrigen Temperamenten.

Ebenso hinkt die Analogie zwischen den Temperamenten und den vier Jahreszeiten, wonach dem sanguinischen Temperament der Frühling, dem cholerischen der Sommer, dem melancholischen der Herbst und dem phlegmatischen Temperament der Winter entspricht. Dieser Ansicht ist z. B. H. Lotze. Er sagt: das Kind spielt sanguinisch, der Jüngling träumt melancholisch („sentimental"), der Mann handelt cholerisch, der Greis berechnet phlegmatisch.[1] Wie? So müssen wir fragen: Hat nicht jedes Temperament seinen Frühling, Sommer, Herbst und Winter? Analogien haben ihre Beweiskraft und liegen als Erklärungshilfen sehr nahe, aber nur zu oft verwischen sie die Wesensunterschiede und erweisen sich als Scheinbrücken, welche man nur mit Vorsicht passieren soll.

Wenn man also die Temperamente nach den Stufen des Lebens und den Phasen des Jahres erklären will, dann eignet sich hierzu viel mehr die Ellipse, deren Längsachse die Lebensdauer und deren Querachse nach oben hin die Lebenshöhe und nach unten hin den gewonnenen Schwerpunkt oder die

[1] Mikrokosmus. 1869. II. 367 ff. (Bei Brüssau, S. 24.)

Verinnerlichung oder Vertiefung des Lebens bedeutet. Das Aufsteigen der elliptischen Bahn über die Längsachse bedeutet den Lauf des aufsteigenden Lebens in allen vier Temperamenten und seinen allmählichen Übergang in das Alter der Vollreife, der Niedergang zum entgegengesetzten Ende die allmählich beschleunigte Abnahme des Lebens bis zu dessen völligem Erlöschen. Die Epoche des aufnehmenden Lebens (der Frühlings für alle vier Temperamente) bedeutet im allgemeinen die allmähliche Herausbildung der geistigen Kräfte und der hierauf beruhenden Auswirkung der Persönlichkeit des Menschen. Die Dauer des Daseins in der Vollkraft der Jahre (Sommer) soll der Selbstbetätigung nach Würde und Ziel des Menschen dienen, sei es in der Auswirkung des eigenen Glückes und Heiles, sei es derjenigen der Mitmenschen. Das Alter der leiblichen Abnahme (für alle vier Temperamente) bedeutet die in der allmählichen Abkehr des innerlich gereiften Menschen von der irdischen Zeitlichkeit sich vollziehende Hinüberbildung desselben in ein jenseitiges Dasein (Herbst und Winter). „Der Hauptteil der irdischen Lebensarbeit des Menschen (in allen Temperamenten) fällt demnach in die zweite Epoche, in welche eigentlich die Summe seines irdischen Daseins zusammengedrängt ist; die vorausgehende Lebensperiode verhält sich nur als vorbereitende Einführung in das kräftige Vollalter der irdischen Reife; dagegen die Epoche der Abnahme bedeutet für diese irdische Zeit einfach ein Ausruhen von den Mühen derselben.“[1]

§ 33. Die Geschlechtsdifferenz und die Temperamente.

Das Wesen der Temperamente liegt in der Grundstimmung der Seele zu ihrem zeitlichen Dasein und der ewigen Bestimmung. Wäre die Seele geschlechtslos, dann müßte sie ihre Verleiblichung (Substanziierung) ebenso geschlechtslos auswirken, und die Temperamente würden bei Männern und Frauen keinen Unterschied aufweisen. Die Seele verleiblicht sich aber nicht geschlechtslos;[2] darum können wir mit Recht von Männer- und Frauenseelen (wenngleich nur in metaphorischem Sinne!)

[1] Werner, Spekul. Anthropologie. München 1870. S. 362.
[2] Vgl. Tertullian, De anima. Cap. 36.

reden, und demzufolge müssen sich auch die Temperamente in beiden Geschlechtern verschieden aussprechen, nicht wesentlich verschieden, sondern virtuell, d. h. nach Maßgabe der Verschiedenheit beider Geschlechter in ihren Fähigkeiten und der Bestimmung beider.

Die Endbestimmung ist allerdings dieselbe; die zeitliche Bestimmung des Weibes dagegen ist eine von derjenigen des Mannes verschiedene. In diesem Punkte steht das „starke" Geschlecht gegenüber dem „schwachen". Die „Zartheit" des weiblichen Geschlechts hat in der physischen Beschaffenheit ihren Grund, aus welch letzteren sich auch die Konsequenzen für die geistigen Anlagen und Fähigkeiten ergeben, oder vielmehr die physische Beschaffenheit aus den letzteren; denn nach Maßgabe der Anlage und Energie des Gestaltungsprinzipes richtet sich die Gestaltung selbst, d. h. die leibliche und geistige Kraft und eventuelle Zartheit und Schwächen derselben. Diese Verschiedenheit hat ferner ihren Grund darin, daß die Aktivität der Passivität vorangeht. Hiernach repräsentiert der Mann den Faktor der Spontaneität und Produktivität (Schaffenskraft), dagegen das Weib denjenigen der Empfänglichkeit, Erregbarkeit und Passivität. Aus diesen letzteren folgt unmittelbar das Unterliegen den äußeren Eindrücken und Einflüssen ohne Beherrschung derselben, so daß das Weib viel mehr in der Empfindung, im Gefühl und in der Einbildungskraft aufgeht als der Mann. Wenn sich mit den letzteren höhere Zartheit, Reinheit und Innigkeit verbindet, erwachsen für das Weib Vorzüge, welche dem Manne naturgemäß abgehen: der feine und ausgebildete Sinn, „der angeborene Takt, die rege Teilnahme in Mitleid und Mitfreude, die leichte Steigerung des Gefühls zum Affekte, wie überhaupt die raschere Erregbarkeit des Interesses und damit die Neugierde, die Gesprächigkeit und Schwatzhaftigkeit, aber auch die höhere Empfänglichkeit des Weibes für die idealen Beziehungen des menschlichen Daseins".[1] Sind dies Vorzüge des „zarten Geschlechts", welche letzteres „temperamentvoller" erscheinen lassen als das männliche, so reichen sie bei weitem nicht an die Natur des Mannes heran,

[1] Vgl. Ulrici, Leib und Seele. Leipzig 1866. S. 414.

um diese in den Schatten zu stellen. „Infolge der natürlichen Beschaffenheit seines Gehirns“, schreibt der spanische Arzt und Philosoph Juan Huarte, „besitzt das Weib für ein bedeutendes Maß geistiger Anlage oder für tiefes und gründliches Wissen nicht die notwendige Empfänglichkeit,“ und wenn die Empfänglichkeit, Wille und Interesse vorhanden sind, dann fehlt es an der männlichen Energie, das Wissen auszuwirken oder auszubauen. Man weise nicht hin auf die hier und da kreierten Doctricen in unseren Tagen. Diese alle stehen auf den Schultern der Männer, und wo die heutige Frauenbewegung einsetzt, um die Rechte des Weibes zu wahren oder zu erringen, überall werden die Männer als Redner und Sachwalter angerufen. Die Natur hat Vorsorge getroffen, daß die „weiblichen Bäume“ nicht zu hoch in den Himmel wachsen. Wir wollen hier den Frauen nicht Dinge absprechen, die den „Männerstolz“ ausmachen; aber den Damm, über welchen die ersteren nicht hinüberkönnen, hat der Schöpfer selber errichtet und nicht die Männer. Man rühmt dem Weibe Zartheit, Sinn und Gefühl nach. Aber eben diese geben den letzteren „die subjektive Färbung, welche mehr oder minder die Vorstellungen, Begriffe und Ideen des Weibes behalten, weil sie stets mehr oder minder mit der Empfindung und dem Gefühl verwachsen bleiben. Daher trotz der Regsamkeit des inneren Lebens, trotz der Fülle und Lebhaftigkeit der Vorstellungen, trotz der Leichtigkeit und Geschwindigkeit der Kombination derselben und des Reichtums an sinnigen und witzigen Einfällen und Gedankenspielen die große Armut an wissenschaftlicher und künstlerischer Produktionskraft, ja, das meist völlig unwissenschaftliche und unkünstlerische Gepräge der weiblichen Gedanken, die durchschnittlich in demselben Grade an Wert und Gehalt, an Tiefe und Bedeutung verlieren, in welchem sie an Objektivität und Allgemeingültigkeit gewinnen“. Das weibliche Geschlecht bleibt bei den sehr vielen Vorzügen und Tugenden, welche so manche mannhafte Seele in den Schatten stellen, doch sexus sequior, d. h. das seiner natürlichen Ausstattung und darum dem Range nach zweite Geschlecht, welches als solches in sekundären Dingen den Mann ergänzen oder gar übertreffen mag, nicht aber in primären oder prinzipiellen. „Daher,“

so schreibt Ulrici weiter, „die größere Sanftmut, Gefügigkeit, Gewandtheit und Geschmeidigkeit, die größere Bildsamkeit und der ihr entsprechende Sinn und die Neigung für eine verfeinerte, anmutige Form des Daseins; daher aber auch die größere Unselbständigkeit und Unzuverlässigkeit, der Mangel an Entschiedenheit und Festigkeit des Willens, der, wo er energischer sich geltend macht, leicht in Eigenwilligkeit und Widerspruch umschlägt; daher die größere Heftigkeit, aber geringere Tiefe und Nachhaltigkeit der Leidenschaften, daher die häufige Unbeständigkeit, nicht nur der Gefühle und Affekte, sondern auch der Willensentschlüsse, der Strebungen, wie Urteile und Ideen, der Meinungen und Überzeugungen," kurz: das Weib ist groß, aber nur in sekundären Dingen und unterliegt diesen in allen ihren Vorzügen und Mängeln.

Diese Verschiedenheit im Geschlechtscharakter schlägt auch in den Temperamenten durch, so daß das weibliche Geschlecht alle vier Temperamente aufweist, aber in einer nach dem Geschlecht modifizierten Art. Was die Bestimmung des Temperamentes bei Frauen betrifft, so ist diese entschieden schwieriger als beim Manne. „Die Frau oder das Mädchen hat stets eine Neigung, die dem weiblichen Geschlechte vorzugsweise eigen ist, nämlich das Streben, zu gefallen. Die Frau will durchaus nur gute Eigenschaften (vorzugsweise solche des Geistes und Gemütes) an den Tag legen. Sie zeigt solche Eigenschaften, und wenn sie solche innerlich nicht hat, dann gibt sie sich wenigstens Mühe, sie äußerlich zu zeigen. Daß auf diese Weise dem Beobachter die Bestimmung der Temperamentsart im konkreten Falle erschwert wird und ihn nicht selten zu einem falschen Urteile führt, versteht sich da auch von selbst." [2]

Die Erörterung der Frage nach dem Vorwiegen des einen und anderen Temperamentes bei Frauen oder Männern ist müßig. Man kann nicht sagen, daß das sanguinische und melancholische Temperament bei den Frauen vorwiegt. Nein, alle vier Temperamente finden sich mehr oder weniger ausgeprägt bei beiden Geschlechtern, allerdings nach den letzteren in etwa modifiziert.

---

[1] A. a. O. S. 416.
[2] Hellwig, Die vier Temperamente bei Erw. S. 49.

Es läge nun nahe, die weiblichen Temperamentstypen modifiziert aufzuzeigen. Doch wir wollen oder müssen hiervon absehen. Im allgemeinen werden sich in den gegebenen Temperaments-Porträts auch die Frauen und Mädchen auserkennen, zumal sie allgemein nach der Natur des Menschen gehalten sind.[1]

§ 34. Rassen, Nationalitäten und — Temperamente.

Jeder einzelne Mensch hat sein Temperament. Nun ist man einen und zwei Schritte weitergegangen und spricht nicht nur von nationalen, sondern auch von Rassentemperamenten. Was die letzteren betrifft, so erkennt man

der Negerrasse das sanguinische,
der kaukasischen das cholerische,
der amerikanischen das melancholische,
der mongolisch-chinesischen Rasse das phlegmatische

Temperament zu.

Die Völker oder Nationalitäten klassifiziert man also:

Die Franzosen und Polen sind sanguinisch,
die Engländer cholerisch,
die Holländer phlegmatisch,
die Deutschen melancholisch.

Oder:

Die Italiener sind cholerisch,
die Franzosen sanguinisch,
die Deutschen phlegmatisch,
die Engländer melancholisch.

Was ist von dieser Klassifikation zu halten? Sehr zutreffend hat sich zu dieser Frage J. B. Meyer geäußert. „Viel zu oft," so sagt dieser Gelehrte, „hält man sich hier an fertige Schablonen, die der reichen Mannigfaltigkeit des Wirklichen nicht genügen. So ist es Gewohnheit geworden, von den feurigen cholerischen Italienern zu sprechen, von den melancholischen, dem Spleen ausgesetzten Engländern und von

[1] Das Modell des cholerischen Weibes ist neben dasjenige des cholerischen Mannes gestellt worden. Auch der Typus des weiblich-melancholischen Temperamentes ist gegeben worden. Die sanguinischen und phlegmatischen Damen und Mädchen werden sich unschwer in den Männertypen erkennen.

den phlegmatischen Deutschen. Solche Gesamturteile taugen nichts; sie enthalten meist nur ein ganz geringes Fünkchen Wahrheit, so daß ihr Gebrauch im einzelnen dem wirklichen Zustand tausendfach unrecht tut. Nationen auf die vier Temperamente zu verteilen ist noch viel gewagter, als wenn man es mit einzelnen Menschen tut. Einseitige Bestimmungen sind hier unvermeidlich. Die Italiener sollen Choleriker sein, und doch gibt es nichts, was weniger cholerisch ist als die Tatenlosigkeit italienischer Lazzaroni. Die angeblich phlegmatischen Deutschen zeichnen sich gerade durch echt sanguinische Talente, durch Musik und Dichtkunst und durch melancholischen Tiefsinn aus. Die Franzosen, diese angeblich sanguinischen Windbeutel, haben im Kriege stets durch phlegmatische Zähigkeit und cholerischen Eifer Bewunderung erregt. Und vielleicht hat keine Nation einen gesunderen Humor und größere Tatkraft bewiesen als die angeblich melancholischen spleenigen Engländer. — Wie verschieden in diesem Punkte geurteilt wird, davon erfährt man in verschiedenen Ländern oft die lächerlichsten Beispiele. Die leichtfertigen Franzosen sollen so recht ein Temperament zur heiteren Tanzlust haben; dagegen habe ich in Frankreich einmal die Behauptung gelesen, die gemessene Française sei der eigentliche französische Tanz. Wir Deutschen wurden dabei heftig angeklagt, daß wir in aller Gutmütigkeit die cholerisch mit Füßen stampfende (?) Polka von Polen nach Frankreich hinübergeschmuggelt hätten. So absurd wie diese, sind viele Nationalabrechnungen. Das relativ Wahre ist auch hier nur das, daß die Nationen zeitweilig oder dauernd ein gewisses Naturell annehmen und daß dieses auch den verschiedenen Temperamenten eine verschiedene Färbung erteilt."[1] Unserseits wollen wir folgendes bemerken.

Ohne Zweifel wird jeder Anthropologe sein eigenes Schema hierfür haben und die Völker und Rassen dementsprechend klassifizieren, so daß man leicht zu der Ansicht kommen könnte, bei den Rassen und Völkern könne es sich nur um Temperamente im übertragenen Sinne handeln. Denn nur dieser letztere erklärt die Willkür in Zuerkennung des einen und des

[1] So weit Meyer in Westermanns Monatsheften. Braunschweig 1865. II. Folge. Nr. 14.

anderen Temperamentes. So soll z. B. die kaukasische Rasse cholerisch sein und schließt sich als solche in der Vierzahl der Temperamente auf. Und die Deutschen z. B. werden bald melancholisch, bald phlegmatisch genannt.

So viel dürfte feststehen: wenn von Rassen- und Völkertemperamenten die Rede sein soll, dürfen diese nur in einem weiteren Sinne genommen werden, wie z. B. die Volksseele und der Volkswille. Seele und Wille sind nur Personen eigen, und wenn sich diese in den einzelnen Völkern so oder anders aussprechen, dann liegt es näher, von Stammeseigentümlichkeiten zu reden als von Temperamenten. Anderseits ist nicht zu leugnen, daß, wenn das Temperament die Grundstimmung ist, welche von diesen und jenen Faktoren abhängig ist, so z. B. auch von kosmischen Einflüssen, daß dann auch den einzelnen Nationalitäten dieses oder jenes Temperament zuzuerkennen ist, um so mehr, als die Völker sich tatsächlich nach Zonen und Breitengraden voneinander absondern (individuieren) und abhängig sind: von Bodenbeschaffenheit, Klima nebst allem dem, was sich an dieses knüpft, wie Nahrung, Wohnung, Kleidung, Beschäftigung usw.

Den Menschengattungen und ihren Arten kommt also wie denjenigen des Tierreiches nur ein Temperament zu, insofern man dieses in einem weiteren Sinne nimmt.

Der Habitus (der äußere und innere) ist bei den einzelnen Nationalitäten durchschlagend. Man erkennt die „Fremden“ schon am Gesicht und an ihrer Bewegung. In Belgien z. B. weiß fast jedes Kind zu sagen: „Das ist ein Deutscher“, und im deutschen Grenzgebiet erkennt man sofort die munteren und leichtbeweglichen Belgier.

„Den National- oder Rassentypus hat wohl kein bildender Künstler tiefer und geschickter aufgefaßt als Alexander Colin. In seinen zwanzig Marmorreliefs auf dem Sarkophage Kaiser Maximilians in der Hofkirche zu Innsbruck, in denen uns die Hauptbegebenheiten aus dem Leben des Kaisers vorgeführt werden, tritt uns diese tiefe Auffassung des Nationaltypus mit so packender Wirkung entgegen, daß selbst Thorwaldsen voll Bewunderung die Porträtbilder als das Vollendetste erklärte, was je in dieser Art aus Künstlerhand hervorgegangen sei. Den

Franzosen, den Ungar, den Polen, den Engländer, den Italiener, — man erkennt ihn unter Hunderten von Figuren auf den ersten Blick, selbst da, wo sie nach Art der Regimenter ganz gleich uniformiert sind. Colin hat eben in wunderbarer Weise verstanden, den Nationaltypus zu erfassen. Und dieser von Colin so geschickt erfaßten und für uns alle so leicht erkennbaren Differenz im Körperbau entspricht auch eine ebenso markante Differenz im Geistesleben, — im Temperament." [1]

Dieses Grabmal mit seinen 56 metallenen Figuren hat auf den Historiker Böhmer einen solchen Eindruck gemacht, daß er sich zu folgenden schönen Versen emporschwang:

Wer sind sie, die metallenen Gestalten,
Die hier vor Gott im ew'gen Zyklus halten
Die fürstliche Zusammenkunft aus Erz?
An Maxens Grabmal steh' ich, tief verwundert,
Es greift aus jedem Bildnis ein Jahrhundert
Herüber in das aufgeschmolzene Herz.
Was jetzt der Erzkolosse inneres Wesen,
Das ist es auch den Lebenden gewesen:
Gediegenheit und Klang und Glanz und Kraft. [2]

§ 35. Temperament und Charakter.

I. Temperament und Charakter sind zwei Begriffe, die man gern verbindet und von einer Charakteristik dieses oder jenes Temperamentes oder auch von einem temperamentvollen Charakter spricht. Ist diese Verbindung zulässig? Wenn man von einer Charakteristik des Temperamentes spricht, so hat man ohne Zweifel die Absicht, sein Wesen zu beschreiben, wie es sich in seinen Betätigungen ausspricht oder offenbart. Oder sollte man wirklich glauben, daß das Temperament einen Charakter hat? Dann wäre man auch berechtigt, von einem Charakter des Verstandes, des Willens zu reden und diesen sogar leblosen Dingen, wie z. B. Steinen und Bäumen zuzuerkennen. In allem Ernst stritten vor Jahren zwei Wissensbeflissene, ob der Stein einen Charakter habe oder nicht; der eine behauptete es, der andere glaubte es leugnen zu müssen. Wie liegt die Sache?

---

[1] Hellwig, Die vier Temperamente bei Erw. S. 75.
[2] Bei Janssen, Joh. Frdr. Böhmers Leben und Anschauungen. Freiburg, Herder, 1869. S. 61.

Man kann in allen Dingen auf der richtigen Denkfährte sein, weiß sich aber sprachlich nicht zu helfen. Die sprachlichen Begriffe versagen, wo die sachlichen vorhanden sind. Dies ist auch der Fall, wenn man dem Temperamente einen Charakter zuerkennt und von dessen Charakterisierung spricht.

1. Lösen wir zunächst beiläufig die zweite Schwierigkeit, ob leblosen Dingen ein Charakter zukommt. Steine und Bäume, sowie alle übrigen leblosen Dinge, haben keinen Charakter. Sie haben wohl ein bleibendes äußeres Aussehen; dieses heißt aber nicht Charakter, sondern Habitus. Habitus hängt direkt mit „haben" zusammen; es heißt „anhaben", „für sich haben". Dieses „haben" ist ein von Natur aus vorhandenes, also ein natürliches, oder es ist ein erworbenes. Die Hand des Schneiders und Schmiedes ist habituell, d. h. fertig im Nähen bzw. Hämmern, und diejenige des Klavierspielers im Spielen. Habitus im letzteren Sinne ist also die erworbene Fertigkeit, wonach man eine Sache handhabt wie im Schlafe. Was der natürliche innere Habitus ist, das ersieht man am besten aus dem Sprichwort: Der Wolf ändert seinen Pelz (äußeren Habitus), nicht aber seine Natur, d. h. inneren Habitus (Raubgier).

Wenn nun Charakter und der natürliche äußere Habitus keinen sachlichen Zusammenhang haben, dann darf man ihnen auch keinen dementsprechenden sprachlichen Ausdruck geben, indem man den Maßstab des letzteren an den ersteren anlegt und umgekehrt. Hiernach kann man Bäume und Steine nicht charakterisieren, sondern höchstens beschreiben.

2. Das Temperament ist nun auch ein Habitus und zwar ein natürlich innerer. Wenn der Charakter eines Menschen die ausgereifte Frucht im Erkennen und dementsprechenden Handeln nach festbestimmten Grundsätzen ist, — so kann von einem Charakter des Temperamentes in dem soeben angegebenen Sinne keine Rede sein. Denn das Temperament entwickelt sich als ein innerer Habitus rein natürlich, ob ein Mensch einen Charakter hat oder nicht. Dagegen der Charakter bildet sich unter dem Einfluß des Erkennens und Wollens. Charakterisieren heißt übrigens die Charaktereigentümlichkeiten angeben. Das Temperament hat aber keine Charaktereigen-

tümlichkeiten. Also kann es nicht charakterisiert werden. Hiernach kann man das Temperament höchstens nach seinen natürlichen Äußerungen und Äußerungs*weisen* beschreiben, diese erklären und begründen, aber nicht charakterisieren.

3. Selbstverständlich kann auch vom Charakter des Verstandes und Willens keine Rede sein. Diese bilden sich in Erziehung und Unterricht aus; der erstere wird leichter, gewandter und findiger im Unterscheiden des Wesentlichen vom Unwesentlichen, der letztere dagegen fester und entschiedener in Verfolgung dessen, was ihm der Verstand vorzeigt, oder im Widerstreben und Abweisen dessen, was der Mensch nicht will. Das eine und andere ist aber kein Charakter, sondern Habitus, d. h. Fertigkeit, Leichtigkeit, Geneigtheit im Vollzug der jeweiligen Akte, so daß sich ein gewisser *Zustand* ausbildet, und dieser Zustand ist wiederum nichts anderes als Habitus, aber nicht Charakter. Wenn man dessenungeachtet doch beim Habitus von Charakteristik reden will, so kann dies nur ein *sprachlicher* Notbehelf sein und im *uneigentlichen* Sinne geschehen.

II. *Temperament und Charakter in ihrem natürlichen Verhältnisse.*

Der Charakter erwächst auf dem *Grunde* des Temperamentes, *aber nicht umgekehrt.* Denn das Temperament geht dem Charakter voran. Das Kind z. B. hat wohl dieses oder jenes Temperament, aber noch keinen Charakter. Denn das Temperament gehört zu der natürlichen Aussteuer des Menschen; dagegen der Charakter ist eine Frucht der Erziehung und Bildung. Es gibt charakterlose Menschen, aber temperamentlose gibt es nicht. Wenn man also oft sagen hört, im Spiele der Kinder könne man am besten deren Charaktere studieren, so ist dies eine Verkennung der Sache. Weil das Temperament auf dem tiefsten Grunde der menschlichen Natur ruht, darum schlägt es durch *alle* übrigen Eigentümlichkeiten des Menschen hindurch, d. h. es macht sich geltend: im Erkennen und Wollen, Sprechen und Singen, Lieben und Hassen, Beten und Loben usw. Mit Rücksicht hierauf kann man von einem *temperamentvollen Charakter* reden, aber nicht umgekehrt. Es ist ein großer Unterschied zwischen einem

charakterfesten Choleriker und einem charakterfesten Phlegmatiker. Ihr gleicher Charakter begründet im Wesen einer Sache gleiches Verdienst; aber das Temperament modifiziert die Belohnung.

Was ist machtvoller, das Temperament oder der Charakter? Die Beantwortung dieser Frage ist von dem Bildungsstande und der sittlichen Verfassung abhängig. Im Bereiche der Nichtgebildeten ist das Temperament machtvoller und durchschlagender. Dieser Umstand ist es, welcher die Urwüchsigkeit des Volkes im Denken und Reden begründet. Dagegen auf der Höhe der Bildung wird der Charakter das Temperament, zumal das stürmische, im Zaun und Zügel zu halten wissen. Charakterlosigkeit ist nicht immer gänzliche Sittenlosigkeit, wenngleich beide einander ziemlich bedingen. Je mehr Charakter und Sitten zurücktreten, umsomehr macht sich das Temperament als Tyrann geltend, zumal das kalt-energische.

§ 36. Ob auch die Tiere Temperamente haben?

Ohne Zweifel haben auch die Tiere ihre jeweiligen Temperamente. Denn wenn Temperament dasselbe ist wie Stimmung der Natur, so ist es nicht notwendig, daß diese die vernünftige allein sei. Es kann also auch die tierische Natur so oder anders gestimmt sein. Und die Erfahrung liefert direkt die Bestätigung des soeben Gesagten. Daher könnte es einem tüchtigen Zoologen garnicht schwer fallen, eine Temperamentenlehre der Tiere zu schreiben.

In den Temperamentstypen haben wir auch Symbole der einzelnen Temperamente angegeben. Der Adler und der Tiger ist das Symbol des Cholerikers in seiner edlen, aber auch anarchistischen Art; die Schnecke und der Mops dasjenige des Phlegmatikers; die Finken dasjenige der Sanguiniker; und die Eule dasjenige der Melancholiker.

Wir wollen die Sache hier nicht systematisch auffassen, sondern permixtim einige Beispiele anführen. Im allgemeinen sind die Katzen cholerischer Natur, der Tiger zu allermeist. Mit dem Löwen kann man es nach Belieben halten; er ist cholerisch; anderseits erinnert er in der Beschaulichkeit seines

Tageslebens an den Melancholiker gewaltigster Art. In seinem Auge und Blick liegt durchaus Melancholie. Der Bär ist phlegmatisch; dies lehrt uns schon das Sprichwort, welches einen Menschen schwerfällig wie einen Bären nennt. Eichhörnchen und Mäuse sind sanguinisch; ebenso die Elster, das Sinnbild schwatzhafter Weiber. Und wie sind die Hunde? Die Doggen sind cholerisch, die Jagdhunde melancholisch, die Möpse phlegmatisch, die Schoßhunde sanguinisch. Unter den Vögeln sind die Geier cholerisch, die Papageien phlegmatisch, die Schwalben und Kolibris sanguinisch, die Eulen, Tauben und Lerchen melancholisch. Und die Pferde werden direkt nach ihrem Blute in warmblütige, kaltblütige, vollblütige und halbblütige unterschieden. Dies ist aber nichts anderes als eine Temperamentenbestimmung. Mögen diese Andeutungen genügen.

II. Teil.

Die pädagogische Behandlung der Temperamente.

Natura non vincitur nisi adaptando: Die Natur wird nur dadurch überwunden, daß man sich ihr anpaßt.

Erste Abhandlung.

§ 1. Allgemeine Gesichtspunkte.

»Es ist Sache des verständigen Lehrers, daß er sieht, wohin jeden seine Natur treibt, und daß er, geleitet von dieser, seine Lehrmethode so wählt, wie Isokrates mit Rücksicht auf das feurige Temperament des Theopompus und das sanfte des Ephorus gesagt haben soll, bei dem einen derselben brauche er den Sporn, bei dem anderen den Zügel.«

Cic., De clar. orat., 56.

Gegenstand und Ziel der nunmehr folgenden Abhandlung ist in den Worten Ciceros angegeben. Es fehlt nur noch der Ausgangspunkt. In dieser Hinsicht liebt man konkrete Beispiele. Geben wir diese. Zu diesem Behufe führen wir eine Liste von berühmten Männern an, die wir dem Namen nach wohl kennen, nicht aber wissen, was für eine Bildungsnot dieselben überstanden haben. Ohne Zweifel hat das jeweilige Temperament bei ihnen eine große Rolle gespielt.

Liebig († 1873) und Bürger († 1794) kamen in der Schule nicht vorwärts. Verdi († 1901) und Mascagni (* 1863) galten in den Musikakademien als talentlose Schüler. Walter Scott († 1832), dessen Romane fast in alle Sprachen der zivilisierten Welt übersetzt wurden, galt in der Schule für einen ausgezeichneten Dummkopf, der in Händeln und losen Streichen immer leichter zu finden war als zum Unterricht. Auf der Edinburger Universität erklärte ihm Prof. Dolzell geradezu, daß er es zu nichts bringen werde. Der berühmte Swift († 1745) fiel auf der Universität Dublin durchs Examen und erhielt nur durch besondere Gunst eine Empfehlung nach Oxford. Der Lustspieldichter und Parlamentsredner Richard Sheridan († 1816) zeigte in der Schule so wenig Talent zum Lernen, daß die

Lehrer an ihm verzweifelten. Oliver Goldsmith († 1774), der Dichter und Geschichtschreiber, sprach von sich als von einer Pflanze, die spät blühe; auch der Dichter Burns († 1796) war ein langweiliger Bursche, der nur bei Kampf- und Turnübungen seinen Mann stellte, und von dem italienischen Dichter Alfieri († 1803) weiß man, daß er das Gymnasium als unverbesserlicher Dummkopf verließ und erst mit Erfolg zu studieren begann, nachdem er durch halb Europa gereist war. Newton, der große Physiker, Mathematiker und Astronom († 1727), war lange als Schüler der letzte auf der vorletzten Bank. Erst als ihm einmal sein über ihm sitzender Nachbar einen tätlichen Beweis seiner Geringschätzung gab, erwachte sein Ehrgefühl, und von da ab strengte er sich so an, daß er binnen kurzem an die Spitze der Klasse gestellt wurde. Hogarth († 1764), der noch heute gefeierte Maler und Kupferätzer, war im Unterricht sehr schwer von Begriff, und sein ganzes Leben lang blieb seine Schulbildung eine höchst mangelhafte. Hat er es doch kaum zum orthographischen Schreiben gebracht. Und doch schuf er in seinen Bildern ein echtes Denkmal des Charakters, der Sitte und des Geistes seiner Zeit, das den Malern noch lange zum Studium dienen wird. Dasselbe gilt von Asmus Carstens (Maler und Zeichner, † 1798). Auf der Schule zu Schleswig, so erzählt uns sein Biograph Fernow, habe es recht schlecht mit seinem Ruhme gestanden. „Hier zeichnete er sich weder durch Fähigkeit zum Lernen, noch durch Fleiß aus. Sein Geist war gewöhnlich abwesend, entweder im Dom bei Jurian Ovens Gemälden, oder zu Hause bei seinen Farbenmuscheln. Bücher reizten ihn nur der Kupferstiche wegen. Er lernte nie rechnen, und der Rechenmeister fand öfter Gesichter und Figuren als Zahlen auf seiner Tafel. Ebensowenig wollten Latein und Griechisch in seinen Kopf. Weder Scheltworte noch Drohungen vermochten ihn aus seiner anscheinenden Geistesstumpfheit aufzurütteln, so daß die Lehrer ihn für einen dummen Jungen hielten. Aber auch das schien ihn wenig zu kümmern; und als er einst, wo der Lehrer ihm prophezeite, daß aus ihm nichts werden würde, naiv bekannte, daß er besser als alle Schulknaben lernen wolle, wenn man ihm im Zeichnen und Malen Unterricht gebe, und

der Lehrer ihm das mit einer derben Ohrfeige vergalt, — da bekam er einen völligen Abscheu vor der losen Schulkost und lernte noch viel weniger als vorhin."[1] Wellington († 1852) war ebenfalls ein dummer Junge, der sich als Schüler in keiner Weise hervortat. Robert Clive († 1774), der ausgezeichnete Kriegesheld und Gründer der britischen Macht in Ostindien, zeigte sich in der Jugend ebenso geistig beschränkt als verwildert, so daß seine Eltern ihn nach Madras einschifften, um ihn los zu werden. Ulysses Grant († 1885), der Präsident der Vereinigten Staaten, kostete seiner Mutter so manche Träne, weil er als Knabe dumm und ungeschickt war, und der berühmte amerikanische General Stonewall Jackson († 1863), war in seiner Jugend nur wegen seiner Langsamkeit bekannt. Und Alexander von Humboldt († 1859) schrieb zurückblickend auf seine Jugend: „Ich war achtzehn Jahre alt und konnte so gut wie gar nichts; meine Lehrer glaubten auch, daß es nicht viel mit mir werden würde, und es hat doch auch so gut getan". Henry George († 1897) gehörte ursprünglich der Arbeiterklasse an, aber durch Studium, unabhänging von der Schule, durch Beobachtung und Scharfsinn hat er sich zu einem angesehenen Schriftsteller emporgearbeitet.[2]

Hierzu kommen noch die „berühmten Männer ohne Ahnen". Sokrates war der Sohn einer Hebamme; Euripides' Mutter war eine Obsthökerin; die Väter des Pindar und Äschines waren reisende Flöten- und Taschenspieler; Vergils Vater war Bäckermeister, derjenige des Papstes Sixtus V. ein Hirte. Rousseau und Beaumarchais (Dramatiker und Vater der periodischen Presse † 1799) waren Uhrmachersöhne, der Bildhauer Thorwaldsen († 1844) war der Sohn eines Bauern. Von den Generälen Napoleons I., die fast alle von unten herauf kamen, sehen wir hier ab.

Was lehrt uns die gegebene Liste der berühmten Männer? Nach ihren Schulzeugnissen müßten deren Namen aus Literatur und Kunst gestrichen werden. Und wenn sie nun

[1] Bei Jürg. Bon. Meyer, Temperament und Temperamentsbehandlung. Bielefeld 1891. S. 11.

[2] Bei Ratzinger, Volkswirtschaft in ihren sittl. Grundlagen. Freiburg 1895. S. 560.

doch den Glanz ihrer Leistungen weithin verbreiten, dann müssen wir uns fragen: was war es, was auf der Schulbank sie niederhielt, — was war es anderseits, was ihren Geist außerhalb der Schule beflügelte, so daß sie sich zu einer Höhe erhoben und wir zum Teil voll Bewunderung zu ihnen emporschauen? Die Antwort auf diese Fragen liegt nahe genug. Was für den einen Leben und Förderung ist, das ist für den anderen Hintanhaltung und Verderben. Dieses gilt auch von den Schulen, den höheren und niederen. Dies ist die Antwort im allgemeinen; im besonderen läßt sich die Frage nur schwer beantworten, da die Lebensmomente der genannten Männer aufs eingehendste untersucht werden müßten, wenn wir die Rolle des Richters übernehmen wollten, um Schuld und Unschuld auf die beteiligten Faktoren der Erziehung und Bildung zu verteilen.

Wenn wir nun hier von Schuld und Unschuld an der Bildungsnot der genannten Männer absehen, dann lassen sich doch die Faktoren namhaft machen, welche das Gelingen und Gedeihen der Erziehung und der Bildung bedingen, und diese sind: 1. die Schulverfassung und 2. die Natur und der Geist der Bildungsinteressenten.

Das Pflanzen und Säen in Garten und Feld, es kann uns gar manches lehren, so auch in unserer Sache. Das Wachstum der Pflanzen ist zunächst bedingt vom Boden. Das weiß jeder Landmann. Darum verteilt er den Acker für die jeweiligen Pflanzen und Saatarten, er bearbeitet ihn dementsprechend und wartet die Zeit des Pflanzens und Säens ab. — So muß auch die Schulverfassung der Natur und dem Geiste der Schüler und Zöglinge entsprechen, wenn diese sich entwickeln und zur Fülle entfalten sollen. Dies hat schon Platon in seiner Schrift „vom Staate“ ausgesprochen. „Wenn das Talent“, so sagt er im sechsten Buche, „nicht in den seiner Natur passenden Boden gesäet und gepflanzt und darin gehegt wird, so muß es zum Gegenteil aller auf dasselbe gesetzten Erwartungen ausschlagen, falls nicht irgend einer der Götter ihm zu Hilfe eilt.“ Wenn nun die oben genannten Männer von Ruf und wissenschaftlicher Bedeutung die ihrem jugendlichen Geiste entsprechenden Mittel und Wege der Bildung auf ihrer jeweiligen Schule nicht gefunden haben, sondern e i g e n e Wege gegangen

und zum Ziele gelangt sind, so muß ihnen eben eine Göttermacht, sagen wir Urkraft, zu Hilfe gekommen sein, und diese ist — Natur und Geist.

Es gibt nun allerdings ebensowenig eine absolute, d. i. für alle Köpfe gleichpassende Schulverfassung, wie ein absolutes Schuhmaß für alle Füße. Dafür ist aber auch diese kein mechanisches Ding, sondern sie soll auf Geist und Leben beruhen. Sie soll die einzelnen Individuen nach ihrer Eigenart empfangen und umfangen und nach deren Fähigkeiten zugeschnitten sein. Die Schulverfassung soll ein dem Schüler und Zögling angelegtes Kleid sein, welches mit seinen Fähigkeiten wächst, sich ausbreitet, entfaltet und seinem Geiste niemals „unbequem“ im „Sitzen und Tragen“ wird. Die Schulverfassung, in der Person des Lehrers verkörpert, ist des Kindes wegen da und nicht das Kind wegen der Schulverfassung. Der Kaufmann rechnet in seinem Geschäfte mit „Soll und Haben“, und aus beiden zieht er die Bilanz. Diese Begriffe lassen sich auch auf das Erziehungs- und Bildungswesen übertragen. Das „Soll“ ist das Ziel beider. Dagegen das „Haben“ liegt in dem Kinde nach seinem Alter, seinen Fähigkeiten und sonstigen Eigentümlichkeiten. Die Wegweiserin zur Ziehung der Bilanz ist die Psychologie. Da nun aber Ziel und Kind nicht allgemein gegeben sind, sondern nur in ihren Besonderheiten und Eigentümlichkeiten (also relativ), so muß der Erzieher und Bildner von Anfang an auf die Bilanz des Erfolges Bedacht nehmen, d. h. er muß das Kind in seinen Besonderheiten und Eigentümlichkeiten nehmen und auf das mögliche „Soll“ hinsteuern; er muß in diesem Falle von der Möglichkeit zur Wirklichkeit fortschreiten, in dem Sinne nämlich, daß er die noch keimartigen Fähigkeiten des Kindes zu ihrer möglichst vollen Entfaltung bringt. Eine Verkennung dieses pädagogischen Soll und Haben hat Verdruß für den Erzieher, sowie Härten und Ungerechtigkeiten für das Kind zur Folge. Von einem gedeihlichen Erfolge kann unter solchen Umständen keine Rede sein.

Dies sind die Gründe, in welchen die Mahnung wurzelt: Lerne die Individualität der Schüler kennen, und beachte sie.

Die Erörterung der Schulverfassung als solcher ist hier ausgeschlossen, sie gehört nicht zur Sache. Wir haben vielmehr unseren Standort in die Natur des Kindes zu verlegen, um diese in ihrer Eigenart (Individualität) zu nehmen und sie nach dieser zu fördern. Ein Moment der kindlichen Natur sind auch die Temperamente. Wie die Kinder nach diesen zu behandeln sind, darauf hat schon Cicero hingewiesen, wenn er sagt: „Es ist Sache des verständigen Lehrers, daß er sieht, wohin jeden seine Natur treibt, und daß er, geleitet von dieser, seine Lehrmethode so wählt, wie Isokrates mit Rücksicht auf das feurige Temperament des Theopompus und das sanfte des Ephorus gesagt haben soll, bei dem einen derselben brauche er den Sporn, bei dem anderen den Zügel."[1] Zu derselben Sache hat sich auch ein zweiter Römer geäußert. Es ist Quintilian. Hören wir diesen.

„Man hält es gewöhnlich", so führt der römische Rhetor aus, „und zwar mit Recht, für ein Verdienst des Lehrers, wenn er bei denjenigen, welchen er sich in Erziehung und Unterricht widmet, sorgfältig den Unterschied der Anlagen beachtet und weiß, wozu ein jeder von Natur aus am meisten Neigung hat, und überdies den natürlichen Beruf eines jeden kennt. Hierin findet sich nämlich eine unglaubliche Mannigfaltigkeit, und es gibt fast nicht weniger verschiedene Gestaltungen der Seelen als der Körper. Man kann dies auch an den Rednern selbst sehen, die so sehr im Stil voneinander abweichen, daß keiner dem anderen ähnlich ist, wie sehr sich auch die meisten auf Nachahmung guter Vorbilder legten. Nun schien es sehr vielen von Nutzen zu sein, einen jeden so zu unterweisen, daß die seiner Naturanlage eigentümlichen Vorzüge durch Unterricht gepflegt und der Geist gerade in seiner Individualität gefördert würde. — Wie ein der Ringkunst kundiger Mann die auf dem Ringplatz versammelten Knaben einzeln nach Körper und Geist untersucht und dann entscheidet, für welchen Wettkampf ein jeder vorzubereiten sei, — so werde der Lehrer der Beredsamkeit, nachdem er mit scharfem Blick erforscht hat, wessen Talent

---

[1] De clar. orat., 56.

an dem gedrängten und gefeilten Stil, und wer an einem feurigen, nachdrücklichen, angenehmen, rauhen, gefälligen, gebildeten Stil am meisten Gefallen findet, sich so den einzelnen anpassen, daß ein jeder in dem weiter gebracht wird, worin er sich auszeichnet, weil die Natur, durch Pflege unterstützt, kräftiger, dagegen in entgegengesetzter Richtung, nach welcher sie geführt oder abgedrängt, nicht nur nichts Genügendes leistet, sondern obendrein durch Vernachlässigung der natürlichen Anlagen geschwächt wird."

„Die Eigentümlichkeiten der einzelnen Naturen zu untersuchen, ist durchaus notwendig. Auch dürfte hierin begründet sein, daß jeder seinen Studiengang hiernach wähle und einrichte. Denn der eine ist geeigneter für Geschichte, der andere für Poesie geschaffen; der eine ist tüchtig, um dem Rechtsstudium zu obliegen, so mancher andere dagegen ist aufs Land zu schicken. Der Lehrer der Redekunst wird dies alles ebenso sorgfältig unterscheiden wie jener Lehrer in der Palästra, welch letzterer den einen zum Läufer, den anderen zum Faustkämpfer, den dritten zum Ringer bildet, oder was sonst noch zu den heiligen Wettkämpfen gehört. Allein derjenige, welcher für das Forum (als Staatsmann und Parlamentarier) bestimmt wird, muß seinen Fleiß nicht einem einzelnen Teile (Zweige des Wissens) zuwenden, sondern allem, was zu dieser Aufgabe gehört, selbst wenn ihm manches zu erlernen schwer fallen sollte. Aller Unterricht würde ja überflüssig sein, wenn die Natur allein hinreichte. Wenn uns aber einer begegnet, wie es ja unter so vielen jungen Leuten nicht ausgeschlossen ist, der zum Verschrobenen und Schwülstigen hinneigt, — werden wir den seine (absonderlichen) Wege gehen lassen? Werden wir den Trockenen und Nüchternen nicht nähren und gleichsam kleiden? Denn wenn es notwendig ist, einiges hinwegzunehmen (hinwegzuräumen), warum sollte es nicht ebenso notwendig sein, anderes hinzuzufügen! Das etwa angeborene Gute sollte nun nach meinem Dafürhalten nicht vermindert, sondern vermehrt, das Fehlende dagegen hinzugefügt werden. War doch jener berühmteste unter den Lehrern, Isokrates, derselben Ansicht, er, dessen Schüler ein nicht minder günstiges Zeugnis für seinen Unterricht als seine Schriften für seine Beredsamkeit abgeben.

Denn wenn er über den Ephorus und Theopompus also urteilte, der eine derselben habe den Zügel, der andere dagegen den Sporen nötig, so glaubte er, daß bei dem letzteren die Schwerfälligkeit, bei dem ersteren die Vorschnelligkeit (und Heftigkeit) einer Nachhilfe und Regelung durch den Unterricht bedürfe, indem er einen Ausgleich beider Naturen für wünschenswert hielt. Schwachen Köpfen wird man freilich insofern nachgeben müssen, als man sie nur in der Richtung anleitet, wohin die Natur sie ruft. Denn so werden sie das, was sie allein leisten können, besser leisten. Wenn aber die Natur (in Ausstattung des einzelnen) freigebiger gewesen ist und uns berechtigte Hoffnung auf einen künftigen Redner gibt, so darf keine Schönheit des Vortrags übergangen werden. Denn mag jemand, wie dies leicht möglich ist, nach irgend einer Seite mehr hinneigen, so wird ihm doch das andere nicht widerstreben, und durch Sorgfalt wird er es darin ebensoweit bringen, wie in dem, was seine natürliche Stärke ist . . . Zweierlei muß man aber vermeiden: einmal versuche man nicht, was man nicht erreichen kann, alsdann verleite man niemand, von dem, was er sehr gut macht, zu etwas anderem überzugehen, wozu er weniger geeignet ist." — Und im I. Buche (Kap. 3) äußert sich Quintilian also: „Der erfahrene Lehrer prüfe, sobald ihm ein Knabe zum Unterrichten übergeben worden ist, zuerst die Anlagen und die Natur desselben." „Wenn der Lehrer diesbezügliche Beobachtungen angestellt hat (von welcher Art das Gedächtnis, der Nachahmungstrieb, seine Rechtschaffenheit, seine Talente und Gesinnung ist), — so untersuche er hierauf, wie der Geist seines Schülers zu behandeln sei. Einige sind lässig, wenn man sie antreibt, andere werden unmutig, wenn man ihnen befiehlt; einige hält die Furcht in Schranken, andere behindert dieselbe. Die einen bilden sich durch fortwährende Arbeit zu etwas aus, dagegen bei anderen ist die Begeisterung die Triebfeder ihres Könnens und Werdens." [1]

Den Hauptinhalt dieser Worte des römischen Rhetors wollen wir auf folgende Punkte bringen:

1. Erforsche die Natur deiner Schüler sowie den Unterschied ihrer Anlagen.

[1] Instit. oratoria (Handbuch der Beredsamkeit) I. 8.

2. Passe dich deinen Schülern an und bringe jeden in dem weiter, worin er sich auszeichnet.

3. Richte hiernach deinen Unterricht so ein, daß er die Ergänzung dessen wird, was die Natur aus sich selbst nur schwer oder gar nicht hervorzubringen vermag.

4. Zusammenfassung von 1—3: Bilde den Geist des Schülers nach seiner Individualität.

5. Natur und Geist des Schülers sind aus ihrer Betätigung zu erkennen! Diese werden kräftiger, wenn sie ihre Bahn (ihren natürlichen Beruf) einhalten; sie werden geschwächt und leisten nichts Genügendes, wenn sie nach entgegengesetzter (falscher) Richtung abgedrängt werden.

6. Nach den Anlagen und Geistesfähigkeiten soll sich auch die Berufswahl richten.

7. Lasse Ernst und Liebe in Erziehung und Unterricht walten. Zunächst Ernst: Den Verschrobenen und Schwülstigen soll man nicht seine eigenen Wege wandeln lassen. Alsdann Liebe: Den Trockenen und Nüchternen soll man nähren und gleichsam kleiden.

Worin liegen denn bei Quintilian die Temperamente angedeutet?

„Es gibt nicht weniger verschiedene Gestaltungen der Seelen als der Körper." Worin zeigt sich diese Verschiedenheit?

„Einige sind lässig, wenn man sie antreibt," — dies sind die Phlegmatiker. „Andere werden unmutig, wenn man ihnen befiehlt," — das sind die Choleriker. „Die einen bilden sich durch fortwährende Arbeit zu etwas aus," — das sind wiederum die Choleriker, können aber auch Phlegmatiker sein. „Bei anderen ist die Begeisterung die Triebfeder ihres Könnens und Werdens," — dies sind wiederum die Choleriker und Melancholiker. Die „von Furcht in Schranken Gehaltenen" sind die Phlegmatiker. Überdies sind die Temperamente in den „Stilarten" angedeutet: gedrängt, gefeilt, feurig, nachdrücklich, angenehm, rauh, gefällig, gebildet.

Es wäre sehr interessant, weitere historische Pädagogen über die individuelle Behandlung der Schüler zu vernehmen. Doch dies würde zu weit führen. Darum heben wir hier nur

die markanten Worte Sailers aus seiner Schrift „Über Erziehung für Erzieher“ hervor.

Das, was den Menschen individuiert und ihn von jedem anderen unterscheidet, nennt Sailer „eine Art Prädestination“, d. h. Vorbestimmung (Gottes), daß dieser Mensch gerade so ist, wie er ist, und nicht anders, daß „er diese Anlagen mitbringt und keine anderen, dies Maß von Empfänglichkeit und von Kraft, dies Maß von Erregbarkeit und Energie, und kein anderes“.[1] „Dies Überwiegende“ soll dem Erzieher und dem Zöglinge, dem Staate und jedem Freunde der Jugend dreimal heilig (unverletzlich) sein; „heilig, damit der Zögling nicht wider den Ruf der Natur gerade dazu gebildet oder genötigt werde, wozu ihn die Natur nicht gemacht hat; heilig, damit dem Überwiegenden vielmehr Bahn gemacht werde, sich selber auszubilden; heilig, damit das Überwiegende des Menschen in seiner vorherrschenden Ausbildung nicht der universalen Bestimmung der Menschheit nachteilig werde“. In der Behandlung der Individuen nach ihrer Eigenart soll „der Pädagoge langmütig sein wie die Natur“.[2]

Die Gedanken und Winke Felbigers geben wir am Schluß der zu behandelnden Temperamentäre.

Nach dem bisher Gesagten ist der Erfolg der Erziehung und des Unterrichts bedingt: 1. Von der Schulverfassung als dem Boden, von dessen Beschaffenheit das Gedeihen abhängt; 2. davon, daß der Lehrer das Wesen seiner einzelnen Schüler erkennt, wie diese sich nach ihren Eigentümlichkeiten in leiblicher und geistiger Hinsicht individuieren, und daß er sie in der Richtung fördert, nach welcher Natur und Geist sie treiben.

Wir hatten uns die Frage gestellt, was uns die Liste der eingangs angeführten Männer lehre. In dem bisher Gesagten dürfte sie in etwa beantwortet sein. Entweder waren es Knospen, die sich sehr schwer entfalteten und darum vom Gärtner sich selbst überlassen wurden, oder es waren Frühblüten, welche noch die letzten Fröste trafen, oder es waren die ersten Früchte, welche der Hagel niederschlug. Ihr Glück

[1] Dem Leser dürfte es kaum entgehen, wie Sailer hier das Besondere auf dem Grunde des Allgemeinen unterscheidet.

[2] Über Erziehung für Erzieher. I. Teil. I. 2.

trugen sie aber in sich selbst, in ihrer Natur und in ihrem Geiste, welch beide letzteren kräftig genug waren, die ihnen zugefügten Schäden abzuwerfen und sich in ihrer Urkraft zur Fülle zu entwickeln. Dies kann man aber nicht von allen Menschenkindern sagen, und die Folgen sind dann dementsprechend schwerer. Wird nämlich ein Schüler in seiner Eigenart nicht erkannt und vernachlässigt, oder erkannt, aber in seinen Fehlern und Mängeln nicht überwunden, sei es, daß er im Stürmen und Drängen nicht gezügelt, sei es, daß er im Schlafleben nicht geweckt wird, oder wird er auf eine fremde Bahn gedrängt, dann ist die Sache um so schlimmer. Auf diese Gefahren und Fehlschläge in der Erziehung und Bildung der Jugend macht Dupanloup aufmerksam wenn er sagt: „Wenn man die menschliche Natur im Kinde studiert hat, d. h. von ihrem Ausgangspunkte an, und wenn man ihr durch die verschiedenen Altersstufen gefolgt ist, vom Jünglingsalter an bis an die letzten Grenzen des Lebens, ist man **überrascht** über jene Menge reicher, intelligenter, lebhafter, glänzender, edler, tugendhafter Naturen, die in ihrem Aufschwung **gehemmt**, in ihrer Energie **gebrochen**, ihres Glanzes **beraubt**, — die das nicht geben, was sie empfangen haben, sich nur noch durch einzelne Blitze verraten, — **verunglückte**, ihrer selbst unwürdig gewordene Genies, **gelähmte, eingeschrumpfte Herzen**, — edle Geschöpfe, welche ein abgeschwächter und in seinem Lauf gestörter Lebenssaft mittelmäßig, unfertig, unfruchtbar gemacht, — den schönsten Hoffnungen der Gesellschaft, der Religion, der Familie entrissen und von der hohen Bestimmung, welche Gott ihnen bereitet hatte, abwendig gemacht hat.“ [1]

§ 2. Bedeutung der Temperamente in Erziehung und Unterricht,

nach dem „Für“ und „Wider“ erörtert.

Bevor wir in die eigentliche pädagogische Behandlung der Temperamente eintreten, wollen wir zunächst die Vorfrage nach der Bedeutung der Temperamente erledigen. Ihre Bedeutung kann überschätzt und unterschätzt werden.

[1] Dupanloup, Die Erziehung. Mainz 1867. I. 264.

B. Hellwig scheint sie zu überschätzen, wenn er schreibt: „Wem diese natürliche Spürkraft nicht innewohnt (nämlich sein Verhalten den Menschen gegenüber einzurichten), und wer es nicht versteht, sich selbst und die Menschen, die mit ihm in Berührung kommen, nach den entsprechenden Temperamenten zu leiten und zu behandeln, der wird im gesellschaftlichen Leben ein Stümper bleiben und weder durch sich selbst noch durch andere etwas Bedeutendes in der Welt zu leisten vermögen. Und würden wir Menschen stets genau das Naturell unserer Mitmenschen kennen, dann würden wir manchen unangenehmen Mißverständnissen aus dem Wege gehen. Manches Wort und manche Tat des Nebenmenschen würde uns verständlich und entschuldbar erscheinen, wenn wir wüßten, daß es in Wirklichkeit mehr ein Ausfluß seines Temperamentes als der eines bösen Willens war.“ [1]

Wenn die Kenntnis der Temperamente so wichtig ist, — müßte da nicht jeder zunächst sein eigenes Temperament kennen? Ist nun aber die Menschenkenntnis schwer und noch schwerer die Selbsterkenntnis, — wie schwer muß es selbst für den mäßig Gebildeten sein, sein eigenes und seines Mitmenschen Temperament zu bestimmen! Und selbst zugegeben, daß letzteres gelingt, ist dies die Vorbedingung, um nicht Stümper zu bleiben und um etwas Bedeutendes in der Welt zu leisten? Müßte dann nicht jedes Kind, jeder Student über sein Temperament belehrt werden, müßten die Zeugnisse nicht eine Rubrik für die Eintragung des Temperamentes aufweisen? Und das Gericht erst! Müßte der Richter nicht vor allem das Temperament des Angeklagten feststellen, um ihn entsprechend diesem zu behandeln, freizusprechen oder zu verurteilen?

Wunderbar ist nur, daß alle Menschen ihr Temperament haben und daß von den Temperamenten doch so wenig die Rede ist. Es dürfte dies seinen guten Grund haben. Das Temperament ist nämlich eine Qualität (Beschaffenheit) des Menschen, wie er ihrer viele hat, und zwar gehört es zu den in der Natur desselben zutiefst „sitzenden“ Qualitäten, an welche er im Zorn, Sturm oder Begeisterung ebensowenig

[1] Die Temperamente bei Erwachsenen. S. 12.

denkt wie der Schreiber an die über das Papier gleitende (spitze oder stumpfe) Stahlfeder oder die daraus fließende Tinte; denn das direkte Objekt des Schreibenden sind seine darzustellenden Gedanken und nicht die Tinte und Feder.

So verhält es sich auch mit den Temperamenten. Erstes und direktes Objekt im Tun und Handeln sind die außer uns befindlichen Menschen und Dinge, und erst hinterher können wir unser Verhalten nach den unserer Natur innewohnenden Eigenschaften beurteilen, ob wir hitzig, heftig oder kalt sind. Die Temperamente gehören also zu den „à la suite" gestellten Erscheinungen des menschlichen Verhaltens; die Primfaktoren des letzteren sind Verstand und Wille. Auf diese kommt es wesentlich an, und darum hören wir oft „ich verstehe", „ich will oder werde", nicht aber, jetzt werde ich meine cholerische oder melancholische Natur dreinsetzen. Also ist es übertrieben, wenn Hellwig schreibt: „Wer es nicht versteht, sich selbst und die Menschen, die mit ihm in Berührung kommen, nach den entsprechenden Temperamenten zu leiten und zu behandeln, der wird im gesellschaftlichen Leben ein Stümper bleiben und weder durch sich selbst noch durch andere etwas Bedeutendes in der Welt zu leisten vermögen."

Alsdann: Im Wesen liegt Wert und Würde, und nicht in der Weise! Käme es auf die letztere an, dann wären die kräftigsten Hurra-Rufer und Kappenschwenker die größten und besten Patrioten, was offenbar nicht immer der Fall ist. Auch Gott sieht auf Absicht und Willensrichtung des Menschen, und nicht auf äußere Wort- und Werkgerechtigkeit. Dies beweist das Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner.

Was folgt daraus? „Man kann bei jedem Temperament ein edler und vortrefflicher Mensch und ebenso bei jedem ein Taugenichts und ein Verbrecher sein. Ob feurig oder kühl, still oder lebhaft, heiter oder ernst, ob der Stimmung des Augenblicks folgend oder bedächtig, ob Gefühls- oder Verstandesmensch, kann jedermann seinen Platz ausfüllen, seinen Pflichten nachkommen, das Ideal einer sittlichen hochgebildeten Persönlichkeit in sich zu verwirklichen streben."[1]

[1] Rümelin a. a. O. S. 29.

Welches ist die logische Folgerung, welche wir aus dem bisher Gesagten zu ziehen haben?

Die Temperamente sind etwas Unwesentliches und Gleichgültiges in Natur und Wesen des Menschen, so daß es auf diese gar nicht ankommt, was sich schon daraus ergibt, daß kein Mensch nach den Temperamenten fragt.

Anderseits aber heißt es: „Daß du kalt wärest oder warm!" (Off. 3, 15.)

Wärme und Kälte sind aber Qualitäten (etwas Unwesentliches oder Nebensächliches); also kommt es doch auf diese an. Und von dem „ungestümen Freunde" im Evangelium wissen wir, daß er gerade seinem Ungestüm den Erfolg seines Pochens verdankte.

Im Wesen liegt Wert und Würde, und nicht in der Weise. — Diesen Satz dürfen wir nicht so ohne weiteres passieren lassen. Er ist wahr in Hinsicht auf die Seinsordnung (wie Dinge wirklich sind), und in dieser steht das Wesen immer an erster Stelle. Er ist aber nicht wahr hinsichtlich der Erkenntnisordnung; denn nach dieser erkennen wir zuerst die Qualitäten (das Unwesentliche und Nebensächliche; das Sterbliche vor dem Unsterblichen) und durch diese erst die Wesenheit (des Menschen, des Wassers, Feuers usw.). Überdies ergibt sich aus dem Wesen und der Wesenheit die Weise, und nur aus dieser letzteren können wir die Wesenheit erkennen; also sind die Qualitäten nicht zur gänzlichen Bedeutungslosigkeit herabzudrücken, im Gegenteil, in der Erkenntnisordnung nehmen sie die erste Stelle ein, weil wir Menschen keinen direkten Einblick in das Wesen der Dinge haben. Alles Erkennen und Wissen ist ein mittelbares, nämlich vermittelt durch die Sinne (sinnliche Anschauung!) und durch die den Dingen anhaftenden Qualitäten oder Beschaffenheiten. Alle übrigen Erkenntnisweisen sind irrtümliche und fehlschlagende. Dies erkennt man auch in Würdigung der Primfaktoren des menschlichen Tuns und Lassens, nämlich des Verstandes und Willens. Denn diese spazieren nicht in ihrer Nacktheit umher, sondern sind eingehüllt in die Fleischeshülle und das sie zusammenhaltende Gefüge des menschlichen Leibes. Aus der Offenbarung wird das Verborgene erkannt nach dem

Zusammenhang zwischen Wirkung und Ursache. Wo es raucht, dort brennt es; wo sich der Erkenntnistrieb regt, dort ist ein Erkenntnisvermögen, und wo sich das Wollen äußert, dort ist der Wille und seine Willensmacht. Den Satz: Im Wesen liegt Wert und Würde, und nicht in der Weise, — müssen wir darum folgendermaßen richtig stellen: Im Wesen liegt Wert und Würde, und nicht in der Weise; aber, so müssen wir hinzufügen, aus der letzteren erkennen wir die beiden ersteren. Hiernach steckt ein gut Teil Wahrheit in den Worten Hellwigs; aber auch diese muß eingeschränkt werden. Die Menschen werden nicht, wenigstens nicht direkt nach den Temperamenten geleitet und behandelt, sondern nach ihrem jeweiligen Wesen; wenn die Temperamente nun als Wegweiser zum Wesen aufgefaßt werden, so kann man unter dieser Rücksicht sie als Fingerzeige zur Behandlung der Menschen ansehen.[1] Und hierin nun liegt der Wert und der eigentümliche Reiz, dem Leben des Menschen nach seinen wesentlichen und unwesentlichen Seiten, Richtungen und Merkmalen nachzugehen; denn „es wäre langweilig und einförmig, wenn wir die Menschen nur nach Verstand und Tugend einzuteilen hätten. Erst durch das Hinzutreten der mannigfaltigen Formen unseres inneren Lebens entsteht der volle, beglückende Reichtum, die unerschöpfliche Fülle der individuellen Besonderheiten. Die sittlichen wie die individuellen Vorzüge, Tugenden, Verdienste, Geist und Wissen gewinnen ja wieder eine andere Gestalt und einen neuen Reiz, wenn wir sie mit warmer Lebensfülle oder stillem und ruhigem Wesen, mit Ernst oder Frohsinn, mit Kühnheit oder Vorsicht, mit feurigem Pathos oder kühler Besonnenheit gepaart beim Idealisten oder Realisten, beim Sonderling oder Weltmann treffen. Erst mit dem Temperament tritt ein Charakterbild aus einer verschwommenen Skizze heraus, erhält sein Kolorit, seine scharfen und feinen Linien. An ihm hängt vorzugsweise die Kunst (des Redners) des dramatischen Dichters, wie das wirksame Lebensbild des Geschichtschreibers.“[2]

---

[1] Die Worte: »der wird im gesellschaftlichen Leben ein Stümper bleiben und weder durch sich selbst noch durch andere etwas Bedeutendes in der Welt zu leisten vermögen« — muß man der populären Darstellung Hellwigs zugute halten.

[2] Rümelin a. a. O. S. 30.

Nächst dieser psychologisch-ästhetischen Bedeutung haben die Temperamente aber auch eine sittliche. Erinnern wir uns nur der Unterscheidungen, welche wir in die Temperamente gebracht haben: Warme und kalte, energische und schwache Temperamente: der eine nimmt unter Energieentfaltung seinen Aufschwung und Flug zur Sonne wie der Adler, der andere strebt unter derselben Energieentfaltung in den schwarzen Abgrund. Woran liegt dies? Ist das jeweilige Temperament als solches der Treiber zur Sonne bzw. zum Abgrund? Nicht das Temperament als solches ist es, sondern die temperierte Erkenntnis und der temperierte (gestimmte) Wille! Warum sieht der Pessimist „schwarz"? Weil sein Inneres schwarz, d. h. verfinstert und verzerrt ist in einer Richtung, welche sich mit der Natur des Menschen nicht verträgt. Die Schwere seines Bewußtseins, die klaffenden Wunden seines Inneren und Gewissens, diese sind es, welche seinen Blick verfinstern und ihn seine Seligkeit im Nichts suchen lassen. Die Öde und Kälte seines Herzens läßt nicht die Keime des Wahren, Guten und Schönen, sowie die Tugenden des Glaubens und der Liebe an Menschen, geschweige denn an Gott, aufkommen, auf daß diese Wurzel fassen, sich entfalten und für seinen Geist Frucht und Genuß zugleich werden. Daß der Pessimist (als entarteter Melancholiker) selber an seinem ihn anekelnden blutrünstigen Innern schuld ist, geht daraus hervor, daß, wo dieser Nacht und Grauen erblickt, sein Nachbar Tag und Sonnenschein sieht. Die soeben gemachte Unterscheidung hat also ihren Grund im Subjekte (im Menschen) und nicht in den Objekten (Umgebung). Auf ihr beruht viel Unheil, aber auch Heil. Wird der Stürmer und Dränger und Draufgänger sich selber überlassen, so verbraucht er seine Kraft und Energie zu seinem eigenen Verderben; wird er dagegen in Zucht genommen, in die Zucht des intellektuellen Lehrmeisters und des sittlichen Gebieters, dann ist er gerettet und kann als solcher seine Energie zum eigenen, sowie zum Heile vieler entfalten.

Hiernach haben die Temperamente eine große Bedeutung, sowohl in Erziehung und Bildung als auch im Leben. Damit sie aber in ihrer oft bedenklichen Urwüchsigkeit sich nicht an

ihrem eigenen Beginnen zerschlagen oder in sich selbst versinken, hat ihnen die Erziehung und Bildung zu Hilfe zu kommen. Diese kann sie nicht ändern, wohl aber veredeln. Das Leitmotiv hierin muß Liebe, Nachsicht und Rücksicht sein. Psychologisch-didaktische Schulung der Erzieher und Bildner sind große Vorbedingungen des Lehramtes. Wo aber die Liebe, Rücksicht und Nachsicht fehlt, dort ist der Erzieher und Bildner dasselbe wie ein Gärtner am Nordpol.

Der höchste Gesichtspunkt in jeglicher Erziehung und Bildung ist die dereinstige Selbständigkeit des einzelnen. Diese hat aber das Erwachen des Triebes zur Voraussetzung, welche das Drohen, Drängen und Schieben ausschließt. Ist dieser Trieb einmal da, dann muß er schon in der Jugend nach seiner Einheit im Wesen und nach seiner Verschiedenheit in der Weise gewürdigt werden. Das Vorbild dieses geweckten und erwachten Triebes sind die drei Weisen aus dem Morgenlande. Ohne Zweifel waren ihre Temperamente verschieden, und doch folgte jeder dem (Glücks-)Sterne in der Weise seines Wesens.[1] Darum gilt es, um das Drohen und Drängen der Jugend zum Erziehungs- und Bildungsideal zu umgehen, derselben recht früh den Stern des Glückes und Heiles aufzustecken, auf daß jedes Menschenkind demselben mit den seinen Pulsschlägen entsprechenden Schritten folge. Dieselbe Rücksicht ist aber auch als Maßstab an seine Leistungen in den einzelnen Unterrichtsgegenständen zu legen. Liebe und Rücksicht, Schonung und Nachsicht: das ist die Summe dessen, was sich in der individuellen Behandlung der Menschen sagen läßt.

„Da sie aber den Stern sahen, hatten sie eine überaus große Freude“ (Matth. 2, 10).

Wenn wir nunmehr in die engere Behandlung der Temperamente eintreten, müssen wir uns an das Höchste und Tiefste halten, die Basis, auf der sich alles und jegliches Wesen bewegt. Das Höchste ist aber der wahre Güterbegriff, das Tiefste dagegen der Trieb, der uns „von Höh' zu Höhe“ treibt, die menschliche Natur, in der jedes Menschenkind die Sprache

[1] Diese Idee hat Jos. Ritter v. Führich († 1876) in einem sehr ansprechenden Bilde dargestellt, welches der Biographie des hl. Augustinus von Dr. Wolfsgruber (Paderborn, Schöningh, 1898) beigegeben ist.

desjenigen wahrnehmen kann, der die Natur begründet und ihr die Richtung nach dem Sterne gegeben hat, den er den Magiern hat aufgehen lassen, um sie zu demjenigen zu führen, von dem sie ausgegangen sind, — zu Gott. „Die vernünftige Kreatur wird durch ihre Verbindung mit Gott besser, indem sie ihm mit reiner und heiliger Liebe anhängt; wenn sie dieser entbehrt, wird sie finster und kalt.“[1]

Zweite Abhandlung.

§ 3. Der Choleriker (Cato).

Laßt ihm das Feuer, aber gebt seiner Flamme die rechte Nahrung und Richtung.

Wenn der Künstler an die Herstellung eines Kunstwerkes schreitet, prüft er zunächst, ob das Material der ihm vorschwebenden Idee entspricht, und dann erst geht er an die Ausgestaltung (Auswirkung) seines Werkes. Auf diese Weise wird der Künstler die Seele (Form) seines Kunstwerkes. Holz, Stein oder Metall sind die **Materie**, die in dieser verkörperte (verwirklichte) Idee (eines Lammes, Kindes, Mannes usw.) ist die **Form** (auswirkende und gestaltende Kraft).

Wenn nun ein Pädagoge oder Bildner ans Werk der Erziehung und Bildung geht, so hat auch er wie der Künstler ein Objekt vor sich, — den Menschen. Dieser ist aber nicht so Materie und Form, als müßte der Erzieher und Bildner die letztere an die erstere heranbringen, sondern der Mensch ist beides von Natur aus: Materie dem Leibe, Form der Seele nach. Die Form des Kunstwerkes (Kind, Lamm usw.) ist Form nebenbei (per accidens), dagegen die geistige Seele als Form (Gestalterin, Auswirkerin) des Leibes ist Form als Wesenheit. Form als Wesenheit und Form nebenbei sind also wesentlich verschiedene Dinge.

Wenn nun die Kunst in Ausgestaltung und Auswirkung der ideellen Formen besteht, was soll der Erzieher und Bildner

[1] Augustinus, Ad Hon. ep. 140. c. 23. n. 56.

eines Menschen auswirken, wenn dieser die Form (Seele) bereits hat? Man sieht leicht ein, daß es sich in Erziehung und Bildung nicht um eine wesentliche Formgebung (Auswirkung) handelt, sondern nur um eine Form nebenbei. Nehmen wir an, wir machen aus einem ungelehrten einen gelehrten Menschen. Wird der gelehrte Mensch ein wesentlich anderer wie der ungelehrte? Keineswegs. Hiernach ist die Gelehrsamkeit (das Wissen, die Kunstfertigkeit usw.) nur eine Beiläufigkeit (Accidens), ohne welche der Mensch wahrhaft und wesentlich Mensch bleibt. Freilich können die Beiläufigkeiten eine Bedeutung bekommen, welche sich sehr wirksam und geltend macht, wenn es sich um die Einhaltung oder Verfehlung der Ziele und Zwecke des Menschen handelt. In dieser Hinsicht werden die Nebensachen (Beiläufigkeiten) zu Hauptsachen. Dies sehen wir in der Unterscheidung eines Wissens, das auf Wahrheit, und eines solchen, das auf Irrtum beruht.

Hiernach ist die Erziehung und Bildung ein beiläufiges Werk; der Erzieher und Bildner kann ebensowenig wie der Gärtner seine Objekte wachsen und sich gestaltend machen. Dies tun beide von Natur aus. Sache der beiden Genannten ist es, die Bedingungen der Ernährung und des Wachstums (beim Menschen des leiblichen, mehr des geistigen) nach Art und Richtung zu schaffen. Darum sagen wir inbezug auf den Choleriker: Laßt ihm das Feuer seiner Natur, aber gebt seiner Flamme die rechte Nahrung und Richtung.

§ 4. Erziehung und Bildung des Cholerikers.

(Die wesentlichsten Merkmale und Züge des cholerischen Temperamentes s. § 9 des I. Teiles.)

Einer der schönsten Mythen, welche wie schattiges Laubwerk die Frucht der Platonischen Gedanken umhüllen, vergleicht die menschliche Seele mit einem gefiederten Zwiegespann, das, vom Wagenlenker geführt, auszieht, um im Gefolge der Götter die steile Bahn des Himmels hinanzusteigen. Ungleicher Art und verschiedener Abstammung sind die Rosse des Wagens. Das eine, schön gegliedert, mit schlankem Nacken, schwarzäugig, von weißer Farbe, folgt willig dem Führer;

das andere aber, plump und schlecht gebaut, mit kurzem Halse und aufgeworfener Nase, schwarz von Haaren, glasäugig und rotunterlaufen, wild und starrsinnig, beugt sich zum Boden nieder und drückt mit seiner Schwere zur Tiefe. Wo des Wagenlenkers Kraft den Widerstand des gemeinen Rosses bezwingt, werden die Seelen, den Göttern folgend, zur Anschauung des ewig Schönen und wahrhaft Seienden sich erheben und an dem himmlischen Leben sich erquicken. Wo aber das gewaltige Sträuben des Rosses den Wagenlenker überwältigt, da wird das Gespann in der Tiefe zurückbleiben und, im Getümmel umhergetrieben, an seinem Gefieder beschädigt, zur Erde fallen.[1]

Wer erkennt nicht in diesen zwei Rossen die nach entgegengesetzten Zielpunkten strebende Seele des Menschen, — die zwei einander feindlichen Naturen jedes Menschenkindes, — die zwei Choleriker, von denen der eine, warm-energisch, nach oben strebt, während der andere, kalt-energisch, zur Tiefe stürmt! Es ist der zweifache Zug in jedem Menschenwesen, der den einen in lichten Höhen das Brot der Engel, dagegen den anderen in dunkeln Tiefen die Treber der Schweine verkosten läßt. Wir sagen, in jedem Menschenwesen findet sich dieser Zug; aber in keinem Temperamente, nächst dem melancholischen, tritt er so stark und mit solchem Ungestüm auf, wie im cholerischen.

Dieser Umstand ist es, der das Problem in der Erziehung und Bildung des Cholerikers bildet und das Wissen und Können des Pädagogen auf die Probe stellt, ob er das „Tier in der Menschenhaut“ bändigt, zähmt und der Vernunft untertan macht und so den Sieg seiner Kunst davonträgt, oder ob er sich in seinem Wissen und Können zu schwach, in seinem Herzen zu kalt erweist und so seinen Zögling dem Schicksal des verlorenen Sohnes überläßt.

Für jüngere Leser muß erklärend bemerkt werden, daß die zwei Rosse das zweiseitige Streben in der Natur des Menschen sind, nämlich zum Guten und zum Bösen. Diese zwei Strebungen symbolisieren die zwei Rosse. Die Seele ist Lenkerin beider. Je nachdem nun das eine über das andere obsiegt oder das eine dem anderen unterliegt, fallen die Lose des Menschen zu dessen Heil oder Unheil aus.

---

[1] So Platon in dem Dialoge, welcher den Namen Phädrus führt (c. 25 ff.). Vgl. Haffner, Gesch. des Materialismus. Mainz 1865.

In diesen Kampf nun, der sich in der Natur des Menschen abspielt, muß der Pädagoge miteintreten, erziehend und bildend zugleich, auf daß das zur Tiefe strebende Roß (Sinnlichkeit, Begehrlichkeit und alles, was hiermit zusammenhängt) überwunden werde, die Vernunft dagegen die Oberhand gewinnt und mit verdoppelter Kraft dem Ziele zustrebt.

1. Grundsatz. Nimm den Choleriker, wie er ist. Seine Kraft und Energie macht sich oft zum Verdruß der Erzieher und Bildner geltend, zumal wenn sich damit Eigensinn, Trotz und Böswilligkeit verbindet. Dem unbedachten Erzieher und Bildner läge nichts näher, als seine Kraft zu brechen und seinen Mut zu kühlen. Hieße dies aber nicht, einem Soldaten Wehr und Waffe nehmen und dann auf ihn den Feind einstürmen lassen, oder einen Hof- und Wachthund seiner Zähne berauben und ihn so wehr- und gefahrlos für Einbrecher und Diebe machen? Wäre dies alles falsch und verkehrt, dann wäre es ebenso unsinnig, das Herdfeuer des cholerischen Herzens auszulöschen und so den Choleriker kaltzustellen. Nein, jedes Vermögen, jede Kraft- und Energieentfaltung des Menschen, sei es in leiblicher, sei es in geistiger Hinsicht, ist (ontologisch = ihrem Sein nach) gut und ein Kapital, das die reichsten Zinsen bringt; es kommt nur darauf an, daß er das Talent empfängt und damit gehörig im Sinne des Evangeliums wuchert und es nicht naturwidrigen Zwecken dienstbar macht.

2. Grundsatz. Unterscheide die **Natur** der Kraft- und Energieentfaltung. In den ersten Jahren tritt das Kind als Kind auf. Die Eigenart seines Wesens bringt es meistens aus dem elterlichen Hause in die Schule, und erst in der Folge werden in ihm Triebe oder gar Instinkte wach, die unmittelbar aus seiner Natur selbst erfließen und sowohl Eltern als auch Erzieher erfreuen, dieselben aber auch ebensosehr betrüben können. Das Kind fängt an, Wurzeln gemäß seiner Natur zu schlagen. Hier ist einzusetzen, um die Natur des Kindes vor Wildwuchs oder gänzlicher Entartung zu bewahren. Einer verdoppelten erziehlichen Sorgfalt bedarf der Choleriker in den Knaben- und Jünglingsjahren, besonders wenn er die Wege der Bildung und des Wissens betritt. (Gymnasium, Seminar, Universität.) Die Natur der Geisteskräfte wird aber

nur aus dem Objekte der Erkenntnis und des Strebens erkannt. Der Choleriker strebt zu erkennen entweder aus dem dunklen Drange seiner Triebe oder aus dem Ideen-Ansturm der ihn umgebenden Dinge. In der Darstellung des cholerischen Temperaments-Typus haben wir zwar gesagt: unserem Cato seien die Bedingungen der intellektuellen (geistigen) Erkenntnis gegeben, — ein scharfes, präzises und umfassendes Wahrnehmungsvermögen, lebhafte Phantasie, treues Gedächtnis, stürmische Affekte und glühende Leidenschaft. Es sind dies allerdings großartige Vorzüge, aber auch zweischneidige Waffen. Ebendarum sagen wir: Unterscheide die Natur der geistigen Kraft- und Energieentfaltung und gib acht auf das, was den Choleriker erfreut, ergötzt und beseligt, anderseits, was ihn verdrießt, verstimmt und unglückselig macht, m. a. W.: worin der Choleriker ein Gut, und worin er ein Übel erblickt. Die menschliche Natur ist eben eine, aber sie kann, zumal bei cholerischer Feuerung, einerseits das Geleise des Guten, Wahren und Schönen, anderseits dasjenige des Bösen, der Tücke und des Verbrechens befahren.

Worauf kommt es nun an? Etwa auf eine immerwährende Führung, ewige Bevormundung und ständige Reprimierung der Gedanken, Worte und Werke von der Wiege bis zum Grabe? Wenn dies eine unglückselige und verhängnisvolle Ansicht ist, so wollen wir annehmen, sie existiere nicht. Wo aber die vielen „du sollst“, „du mußt“ vorherrschen, dort ist es übel bestellt sowohl um Erziehung, als auch um Unterricht. Die Folge davon ist, daß man durch die Fenster des christlichen Hauses hinausschaut, seine „wüste Lage und Stellung“ im väterlichen Hause beklagt und nach Wegen und Mitteln sucht, um dem Zwange zu entgehen und nach der sich selbst gebildeten Welt- und Lebensansicht frei und unabhängig zu leben. Dies ist ungefähr die Weise, auf welche aus dem eigenen Hause viel cholerisches Feuer hinausgetragen wird, so daß der Herd des Erkennens, Liebens und Hasses erkaltet, die Begeisterung für die Ideale des eigenen Hauses schwindet und dieses dem Spotte und Hohne der Nachbarn anheimfällt.

3. **Grundsatz.** Gib dem Choleriker den seiner Natur entsprechenden Standort in seinem Erkennen, Lieben und Hassen.

Oben haben wir gesagt, der Choleriker strebe zu erkennen und seine Wirksamkeit zu entfalten, entweder aus dem dunklen Drange seiner ebenso dunklen Triebe, oder aus dem Ansturm der Ideen, die in den ihn umgebenden Dingen verkörpert sind. Im ersteren Falle gibt es einen Idealisten im modernen (schlechten) Sinne des Wortes, der im Vollbesitz seiner Fähigkeiten und Kräfte alles nach dem Maßstabe seiner selbst bemißt und kein Gesetz (vor allem kein Gesetz des Naturrechtes) anerkennt, sondern alles und jedes in das Joch seiner brutalen Ansicht und Meinung spannt. Hiernach ist der moderne Idealist der Mann, der alles aus sich und durch sich selber ist und wirkt und außer sich nichts anerkennt. Ihm hat niemand etwas zu sagen. Er ist, um es kurz und unzweideutig zu sagen: der allmächtige Beamte, Despot, Tyrann. Im anderen Falle strebt der Choleriker zu erkennen aus dem Ideen-Ansturm der ihn umgebenden Dinge. Er ist eins, und die außer ihm befindlichen Dinge sind das andere. Diese sind und zeigen die Spuren eines Gesetzgebers, nämlich ihres Begründers (Gottes!). Kraft seines Geistes sieht er das Übersinnliche im Sinnlichen, das Geistige im Materiellen, das Bleibende im Vorübergehenden. Er ist sich seiner selbst bewußt, er wird seiner Fähigkeiten und Kräfte inne (und er könnte sich in diesen nicht entfalten, wenn er ihrer nicht inne würde); aber seiner Macht steht die Allmacht gegenüber, und seiner menschlichen Gesetzgebung und Anordnung geht die göttliche als Norm voran. In diesem Verhältnis erkennt er sich als ein Etwas, aber nicht alles; der Mächtige ist von dem Allmächtigen abhängig; darum weiß er vor diesem seinen Nacken zu beugen, ohne von den Vorzügen seiner Natur etwas einzubüßen. Dies ist auch ein Idealist, aber der christliche. Kürzer können wir so sagen: der Idealist im modernen (oder schlechten) Sinne des Wortes macht (sich) selber seine Ideen (und Begriffe); dagegen der christliche geht den in den erschaffenen Dingen verkörperten Ideen nach, erwärmt sich an diesen, um seine nachbildliche Wirksamkeit der vorbildlichen entsprechend zu entfalten.

Nach dem obigen Grundsatz sollen wir nun dem Choleriker den seiner Natur homogenen oder entsprechenden Standort geben in seinem Erkennen, Lieben und Hassen. Wie denn? Werfen wir ihn aus sich selber heraus und zeigen wir ihm die Faktoren der Daseins- und Lebensgemeinschaft, von denen er abhängt im Leben und Sterben. Ebensowenig wie er sich selber in seine Wiege gelegt hat, ebensowenig kann er sich selber in den Sarg hineinlegen. Wiege und Sarg sind von der Liebe umgeben, und diese ist es, die als die kräftigste Ader durch alle Lebensverhältnisse hindurchgeht, die Pulse höher schlagen läßt und das Feuer anfacht, welches der Natur des Cholerikers seine Wärme, Kraft und Entschiedenheit verleiht.

Wird dem Choleriker auf diese Weise genuggetan, daß er eins ist und die ihn umgebende Welt von Menschen und Dingen das andere, dann findet er unwillkürlich den Herd des (ewigen) Feuers, von dem das Feuer seiner Natur nur ein Funke ist, nämlich den Herd der ideellen Erkenntnis, welcher die Flamme der Liebe folgt und in Haß alles Gegensätzliche und mit der Wesenheit der Dinge Unvereinbare verzehrt.

Die flammende Liebe und der verzehrende Haß (meinetwegen sage man: zürnende Liebe!) entzünden und nähren sich 1. Von den Urtatsachen der Religion: dem Glauben an Gott und den Einrichtungen, welche er zum Heile der Menschheit getroffen hat. Der Choleriker hat viel religiöses Feuer. Es ist nur dafür zu sorgen, daß dieses in den natürlichen religiösen Erkenntnissen seine erste Nahrung erhalte und so für die übernatürlichen vorbereitet werde. Man kann wohl kühn behaupten, daß aller Unglaube und alle Gottlosigkeit auf vernachlässigter, unzureichender oder mangelhafter Erkenntnis der natürlichen religiösen Wahrheiten beruht. Und wollte man die Irrlehrer in philosophischer und theologischer Hinsicht nach den Temperamenten klassifizieren, dann würden die Choleriker und Melancholiker sich um den Vorrang vor den Sanguinikern und Phlegmatikern streiten.

Der Name Paulus besagt und erklärt in dieser Hinsicht alles! Er hat geliebt, weil er hassen konnte, und umgekehrt: er hat gehaßt, weil er lieben konnte. Die Menschen lieben

nicht, sie taugen nichts, weil sie nicht hassen können! Es sind Schellen ohne Klang und Sang! Maschi sono, non uomini: Masken sind's, aber nicht Menschen. —

Die flammende Liebe und der verzehrende Haß sollen sich entzünden und nähren 2. an den Gütern des Volkes. Fluch, Schmach und Schande bedecke jeden, der nicht mit seinem Volke denkt, fühlt und leidet, der nicht teilnimmt an seinen Freuden und Leiden, Kämpfen und Siegen, der es im Stiche läßt, um sich für einen Judaslohn ein erträgliches Dasein an fremden Krippen zu schaffen, während sein Volk aus den Wunden blutet, unter der Drangsal seiner Feinde seufzt und dem Verderben preisgegeben ist. Welches sind denn die Güter des Volkes? Erstes Gut ist die Sprache. Man weiß ja, wie schön der Dichter singt: „Muttersprache, Mutterlaut! Wie so wonnesam, so traut!" Zweites Gut ist das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einem Familienstamme. Wer sich von diesem trennt, möge verdorren wie ein vom Baume abgesägter Zweig oder Ast! Das Bewußtsein des Familienstammes spricht sich aber aus in der Rücksicht- und Rückhaltnahme der Enkel und Söhne an die Eltern, Großeltern und die weiter hinaufreichenden Ahnen! Das verbindende Glied ist der Name, sowie die direkten Erbstücke, und seien diese Bettelsäcke oder Bettelstöcke. Halte diese hoch und heilig. Wer seinen Namen um eines schnöden Gewinnes oder Vorteils willen preisgibt, der soll aus dem Buche der Lebenden gelöscht werden.

Weitere Güter sind die Mittel und Wege des öffentlichen Lebens, sowie Rechte und Einrichtungen, an welchen jeder teilnimmt, wie Freiheit, Selbständigkeit usw.

Die flammende Liebe und den verzehrenden Haß des Cholerikers sollen entzünden und nähren: die einzelnen Wissenschaften, deren Früchte in Wissen, Bildung und Gesittung in die Erscheinung treten. Das Maß der Bildung und Teilnahme an den Wissenschaften richtet sich nach den Fähigkeiten, sowie den Umständen und Verhältnissen der Nutznießer der Bildung.

Dies ist ungefähr das Banner, welches der feurigen Natur des Cholerikers entspricht. Rolle es vor seinen Blicken auf, zeige ihm den Stern, dessen Licht seine Erkenntnis für

die Wahrheit entfacht, sein Streben für das Gute weckt, sein Gefühl für Recht und Unrecht empfindlich macht, — und er wird voll Freude seinem Glanze nacheifern, um zu dem zu gelangen, der das Licht seines Angesichts in sein Herz hat hineinleuchten lassen, um ihm die Wege des Wissens und Lebens zu zeigen, auf daß er am Abend in dem ausruhe, der ihn am frühen Morgen berufen. Seine Iraszibilität oder Zornmütigkeit braucht man nicht eigens zu wecken; diese erwacht in Schwierigkeiten und Kämpfen ganz von selbst.

Sache und Sprache sind unzertrennlich, und die eine ist Maßstab der anderen. Dieser Maßstab kennzeichnet auch die Temperamentäre. Hier ein Beispiel für die sachliche und sprachliche Flamme und Glut des Cholerikers. Es ist Tertullian († 240), von dem G. Esser sagt, daß er, »was er ergriff, mit ganzer Seele und feuriger Begeisterung ergriff. Der Geist der christlichen Weltanschauung hatte in ihm eine kräftige und feurige, zugleich auch starre Natur erfaßt, die alles, was sich der vom christlichen Glauben getragenen Weltanschauung und dem von ihm erfüllten inneren Leben entgegenstellte oder entgegenzustellen schien, schroff abzustoßen geneigt war«.[1]

Als Probe seines Temperamentes geben wir die Stelle, in welcher er als Sachwalter der Kirche die Gnostiker aus dem kirchlichen Gebiete weist und sie also anfährt: »Wer seid ihr, wann und woher seid ihr gekommen?! Was habt ihr hier zu suchen, da ihr nicht zu den Meinigen gehört?! Mit welchem Rechte, Marcion, fällst du meinen Wald?! Mit wessen Erlaubnis leitest du, Valentinus, meine Quellen ab?! Mit welcher Befugnis verrückst du, Apelles, meine Grenzsteine?! Mein ist der Grundbesitz! Was habt ihr hier nach Gutdünken zu säen und zu weiden! Mein ist der Grundbesitz, längst mein Besitz! Ich bin der ältere Besitzer! Ich habe rechtskräftige Urkunden von den Gewährsmännern, denen die Sache gehörte! Ich bin der Erbe der Apostel! Wie sie es in ihrem Testamente vorgesehen haben, — wie sie es dem Rechtssinne anvertraut, — wie sie es mir zugeschworen haben, — so halte ich es fest! Euch, wahrhaftig, haben sie enterbt für immer, wie Fremde, wie Feinde!«[2]

Das ist die Sprache eines Cholerikers!

Wir können hier nicht die einzelnen Arten der Choleriker nach gewissen Grundsätzen behandelt aufzeigen.

Als allgemeinen Grundsatz in der Behandlung des Cholerikers stellen wir folgenden auf:

Führe den Choleriker an den Herd des christlichen Idealismus, auf daß er in dem Feuer und Lichte desselben

---

[1] Die Seelenlehre Tertullians. Paderborn, Schöningh, 1893. S. 3.

[2] De praescriptionibus haereticorum, c. 37: Hier nach der Übersetzung Willmanns gegeben (Gesch. d. Idealismus. II. 186), mit Änderung der Interpunktion.

geläutert, sich an die Normen anlehne, welche in der Natur der Dinge ihren Grund haben und ihn zu den Zielen und Zwecken leiten, in welchen seine Würde als Mensch gewahrt und sein Ziel gewährleistet ist.

Für die besondere Behandlung des Durchschnittscholerikers ergeben sich aus dessen Natur folgende psychologische Fingerzeige.

1. Er verfolgt mit Ungestüm seine Ziele und Zwecke. — Kläre ihn über die letzten Ziele und Zwecke auf, dann möge er in Sturm und Tatendrang seine Kräfte einsetzen.

2. Er eifert für Recht und Gerechtigkeit. — Zeige ihm das göttliche Recht, die göttliche Gerechtigkeit, dann möge er nach der Norm dieser ein feuriger Sachwalter der menschlichen sein.

3. Er kennt nur Brechen, aber kein Biegen. — Dies ist eine große Tugend, aber nur in Dingen, die kein Biegen zulassen.

4. Der Choleriker wird warm in Zank und Streit. — Nimm ihm die Axt nicht aus der Hand, sondern zeige ihm das dürre Holz; dann möge er losschlagen.

5. Er schreckt nicht zurück vor Schwierigkeiten. — Dies ist gut; denn die Schwierigkeiten oder Hindernisse in Dingen des Wahren, Guten und Schönen sind der Überwindung oder Hinwegräumung wert.

6. Ehre, Ruhm und Ansehen sind ihre Impulse zu großen Taten. — Möge er sie erringen und unter den Auszeichnungen erdrückt werden, wenn er sie nur nicht vom Baume der Selbstsucht pflückt, vielmehr im Dienste der göttlichen und menschlichen Dinge erringt und erlangt.

7. Er hat ein ausgeprägtes Ehrgefühl. — Laß ihm dieses; es ist sein Schutz und Schirm gegen Schmach und Schande.

8. Er ist sich seiner Fähigkeiten bewußt und neigt zu Stolz. — Aber was ist der Soldat ohne das Bewußtsein seiner Waffenehre im Dienste seines Volkes und Vaterlandes!

9. Er ist schlau und weiß seine Absichten geschickt zu verbergen. — Heißt es aber nicht im Evangelium: „Seid schlau"? Überdies ist es nicht geboten, jedermann seine Absichten zu offenbaren.

10. Er verzehrt sich in der Gluthitze seines Naturells. — Gib ihm die Wahrheit als Brennmaterial seines feurigen Denkens und Handelns, — dann möge er zehren; denn

Sich im Dienste der Wahrheit verzehren,
Heißt, sich für Großtaten des Helden ernähren.

§ 5. Der Schulcholeriker.

Nunmehr wollen wir uns der Behandlung des Schulcholerikers zuwenden. Unter diesem verstehen wir den Knaben, mehr aber den wissensbeflissenen Jüngling, solange er auf der Schulbank sitzt.

Insoweit der cholerische Temperamentär der Erziehung und Bildung unterliegt, gleicht er den Hölzern, Steinen und Metallen, welche schwierig in der Bearbeitung, aber sehr preiswürdig in der Vollendung sind. Es lohnt also, den Erziehungs- und Bildungskampf mit ihm aufzunehmen. Rücken wir aber hier von vornherein mit dem Prinzip heraus, an dem der Kampf unfehlbar zur Niederlage des Erziehers und Bildners, sowie zum Unheil des Schülers oder Zöglings führt, — es ist das Treiben zum Ziele, sei es zum Ziele des Glückes, sei es zum Ziele des ewigen Heiles. Der cholerische Temperamentär, zumal in seinen Erziehungs- und Bildungsjahren, er verträgt alles, nur kein Treiben, kein „Du mußt“, kein „Entweder — oder“. Freilich, solange er sich unter der Gewalt der Rute weiß, schickt er sich ins Unvermeidliche und Unabänderliche. Wehe aber seinen Treibern, wenn er der Rute entwachsen ist!

All die Pfeile, welche man auf ihn abschoß, er taucht sie in das Gift seiner Rache und schießt sie ab auf seine Zieher (Zerrer) und Treiber. Unter der Faust des Zwanges und der Gewalt wird sein Eigensinn, Trotz und Widerstand gestählt, so daß, wenn er sich in seinem Ungestüm und blindem Feuereifer gegen seine Treiber wendet, diese entschieden unterliegen müssen. Auf diese Weise werden Menschen erzogen und gebildet, welche mit Tücke und Gift geladen sind und eine Gefahr für ihre Mitmenschen werden.

Und welches ist der Grund dieses verfehlten Erziehungs- und Bildungsprinzips? Man hat dem cholerischen Schüler nicht seinen Stern gezeigt, der ihn für das Ziel seiner irdischen

Pilgerschaft hätte erleuchten, erwärmen und begeistern können. Er bedarf wohl der treibenden Kräfte, aber diese muß man in seiner Natur selbst wecken, zumal sie in derslben wie in Knospen schlummern. Den Choleriker zum Wahren, Guten und Schönen treiben, heißt so viel, wie auf einen blühenden Baum dreinschlagen und rufen: Bringst du noch keine Früchte hervor? Noch keine? — Er bringt sie sicher, aber unter Bedingungen, welche seiner Entwicklung überhaupt günstig sind. Dasselbe gilt vom Choleriker. Auch er bringt Früchte zur rechten Zeit, verschone ihn nur mit den Hagelschloßen der Erziehung und Bildung.

„Und als sie den Stern sahen, hatten sie eine überaus große Freude."

Was soll es nun mit dem Stern des Cholerikers in seiner Erziehung und Bildung für eine Bewandtnis haben? Welches ist denn der Stern? wie und wo sollen wir ihn dem Choleriker aufstecken?

Omnes homines natura scire desiderant: „Alle Menschen wollen von Natur aus wissen", so sagt Aristoteles zu Beginn seiner Metaphysik. Ein wunderbares Streben! Wie früh erwacht es! Wie heftig tritt es auf! Wie unersättlich ist es! „Die Augen des Geistes öffnen sich, und der Mensch sehnt sich nach Wissen. Er trotzt der versengenden Hitze der Wüste und den eisigen Stürmen der Polarmeere, aber nicht der Nahrung wegen; er wacht die ganze Nacht, nur um das Kreisen der Gestirne zu beobachten; er häuft Arbeit auf Arbeit, um einen Hunger zu befriedigen, den kein Tier fühlt, einen Durst zu löschen, den kein Tier kennt. Hinaus in die Natur, hinein in sich selbst; zurück durch die Nebel, welche die Vergangenheit verbergen, vorwärts in die Dunkelheit, welche die Zukunft einhüllt, dringt die rastlose Sehnsucht, welche erwacht, sobald die leiblichen Bedürfnisse befriedigt schlummern. Hinter den Dingen spürt er ihren Gesetzen nach; er will den Quellen des Lebens bis zu ihrem Ursprung nachgehen. Und wenn dann der Mensch sich nach seiner edleren Natur entwickelt, entsteht in ihm das noch höhere Verlangen, das Leben besser und schöner zu machen, Mangel und Sünde, Sorge und Schande zu beseitigen. Er arbeitet für die, welche er niemals sah, nie

sehen kann; für eine Gerechtigkeit, welche erst kommen kann, lange nachdem die Erdschollen auf seinen Sarg geworfen worden sind. Er müht sich ab selbst da, wo wenig Beifall von den Menschen zu erwarten ist, wo die Steine scharf und die Gestrüppe dicht sind. Mitten unter dem Spotte der Gegenwart und dem Hohne, welcher Messern gleich schneidet, baut er für die Zukunft; er baut sich den Weg durch das Dickicht, den die fortschreitende Menschheit hernach zu einer Landstraße erweitern kann. In immer höheren, großartigeren Sphären steigt und ruft das Verlangen, **und ein Stern, der im Osten aufgeht, leitet ihn weiter. Seht jetzt, die Pulse des Menschen schlagen mit der Sehnsucht Gottes.**"[1]

„Die Pulse des Menschen schlagen mit der Sehnsucht Gottes!" Diese Pulse gilt es nun beim Choleriker zu fühlen und festzustellen.

Sein anthropologischer Hauch ist warm und scharf, seine Pulse sind stark und energisch. Und worin hat diese Tatsache ihren Grund? In dem eifrigen und energischen Nachgehen seinem Sterne, d. h. dem in seinem Geiste entzündeten Verlangen nach Wissen. Die Kinder wollen wissen, und Cicero hebt diese Tatsache hervor und betont, daß sie nicht einmal durch Schläge sich abhalten lassen, alles, was ihnen nahe kommt, in Augenschein zu nehmen und zu untersuchen.[2]

Die ersten Kinderfragen sind Vernunftfragen, d. h. sie zielen auf den Grund der Dinge, z. B. wer die Lichter am Himmel angezündet habe, wo der liebe Gott wohne usw. Es ist dieses das, was J. P. Richter die Metaphysik des Kindes nennt. „Wie wären dem Kinde und jedem Menschen

---

[1] Philosophisch-klassische Worte von dem eingangs erwähnten Henry George, auch einem der klassischen »Dummköpfe« auf der Schulbank! Vgl. Ratzinger, Die Volkswirtschaft. Freiburg 1895. S. 529.

Das ist es, worauf es uns ankommt! Unserer Aufgabe gemäß haben wir uns mit dem Choleriker in psychologischer Hinsicht zu befassen. Aber was ist der psychologisch erkannte Choleriker ohne den anthropologischen Hauch und Puls! Psychologe! In diesen beiden letzteren liegt die Würde und Kraft deines Wissens! Leitet dich der Stern deines Wissens nicht über das Animalische (Tierische) hinaus zum wahrhaft Anthropologischen (Menschlichen), — laß ab von deinen psychologischen Mühen, den physiologisch-psychologischen Sandhaufen zu formieren, der Wind der Tagesmeinungen macht deine Mühen zuschanden.

[2] De fin. bon. V. 18. 19.

sonst die inneren Anschauungen von Unendlichkeit, Gott, Ewigkeit, Heiligkeit, Wahrheit, Güte, Schönheit usw. zu geben, da wir sie durch keine äußeren vermitteln können und zu ihrem Behelfe nichts haben als das Wort, welches wohl wirken, aber nicht erschaffen kann?"[1]

Diese wenigen Hinweise mögen genügen, um den anthropologischen Hauch und Puls des Cholerikers als Prinzip oder Quellpunkt des Temperamentes zu erklären.[2] So viel ersehen wir daraus, daß auf dem Herzensherde des Cholerikers ein großes Feuer brennt, lodert und nach allen Richtungen züngelt, um Brandstoff (Wissen) zu erreichen. Nun ist uns auch die Äußerung Fortlages ganz verständlich, wenn er sagt, der Choleriker sei der auffassende Nerv, der seine Fühlfäden in die Außenwelt streckt. Was sucht er in dieser? Brennmaterial für das Feuer seines Herzensherdes! Im gewöhnlichen Leben sagt man, er wolle „dahinterkommen", d. h. hier: von den Tatsachen zu den Ursachen, von dem Zufälligen zu dem Notwendigen, vom Unwesentlichen zu dem, was wesentlich, unvergänglich und ewig ist. Alles hängt von Prinzipien ab, d. h. von den Quellpunkten und Trägern des Seins, alsdann von den Grundsätzen oder Leitern des Werdens. Der Quellpunkt liegt im „Woher", das Werden im „Wohin", während die Träger das sind, worauf etwas beruht (Wesenheit, Grund). Was also den Choleriker vor allem „quält und kümmert", das sind Prinzipien. Diese sind es, nach denen er ausschaut (spekuliert), sobald sein intellektuelles Erkennen erwacht. Er ist eine Herrschnatur; er weiß, daß die Dinge und Menschen zu beherrschen sind; worauf es ankommt, das ist der Punkt (Prinzip!), von dem die Sache ihren Ausgang und Fortgang nimmt, um zu dem unabänderlichen Ziele zu gelangen. Wir sehen, der Choleriker ist ein Denker. Dies sind die anderen Temperamentäre auch; aber der Choleriker ist sowohl in sinnlicher als auch in intellektueller Hinsicht schärfer und umfassender, lebhafter und bestimmter, heißer und stürmischer, glühender und kräftiger, lebendiger und ausdrucksvoller, energischer und nachhaltiger als die übrigen Temperamentäre.

---

[1] Levana § 36. [2] Vgl. des Verfassers »Das Wissen in seinem Ursprunge und Ziele«. Westdeutsche Lehrerztg. Köln. 1900. Nr. 28—34.

Ein wunderbares Holz! Ein Holz, aus dem sich Heroen und Helden, Heilige und Verbrecher schnitzen lassen; das zweischneidige Schwert, das (für die höchsten Güter von kräftiger Hand) geführt, jeglichen Widertand zerschmettert und die Hindernisse hinwegräumt, aber auch, auf die Basis des Irrtums geraten, alle auf der Wahrheit, Gutheit und Schönheit beruhenden Dinge und Einrichtungen niederreißt und sich in Verfolgung und Befriedigung der Gier und Sucht nicht genugtun kann. „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben! Bewahret sie!“ Diese Würde liegt zunächst in der Hand des Cholerikers selbst, alsdann in der Hand seines Erziehers und Bildners. Erzieher und Bildner! Nimm dich des cholerischen Temperamentärs an, du kennst die Natur seines Holzes; stelle ihn auf die Basis des Güterbegriffes, lasse ihm das Wahrheitslicht des Idealismus leuchten, und er wird, in seiner Erkenntnis von den zur Tiefe ziehenden Massen geläutert, für die hohen Ziele und Zwecke der Dinge und der Menschheit erglühen und diese in der Zeit so nachbildlich gestalten, wie sie vorbildlich in ihrer Erschaffung grundgelegt worden sind. Seine Erziehung und Bildung ist eine rettende Tat, rettend ihn selbst, rettend das Feuer seiner Natur, in welcher das Wissen entfacht, das Gewissen erwacht, die Bildung fest gründet und Charakterfülle kündet.

Qui non ardet, non incendit: Wer nicht brennt, kann nicht zünden. Findet der jugendliche Choleriker nicht den seinem Naturell entsprechenden Lehrer, dann verbrennt und verkümmert sein Feuer entweder in sich selbst, oder aber es wird aus dem Hause getragen und von Feindeshand als Fackel in das väterliche Haus geworfen, auf daß dieses vom Erdboden verschwinde und die Ruinen eine beredte Sprache dafür führen, wie gefährlich das Feuer ist, wenn es für die Zwecke des eigenen Hauses nicht verwahrt und unterhalten wird. (Irrlehrer, Stifter der Zwietracht und der Aufstände!) Vgl. Bonneval (S. 84.)

Findet der Choleriker dagegen einen gleichgestimmten Lehrer, dann ist er ein dankbarer Schüler, von dem und dessen Genossen der Lehrer sagen kann wie Pyrrhus zu seinen Epiroten: „Ihr seid meine Schwingen“, in dem Sinne nämlich, daß die Schüler die Fackel der Wahrheit und des Wissens, des Lebens

und des Liebens, des Glaubens und des Hoffens nehmen und sie wiederum einer Generation weitergeben, auf daß der Herd des Hauses nie erkalte, sondern in seiner erwärmenden Kraft die Genossen des Hauses und Stammes in Wahrnehmung der höchsten Güter einige und ihnen den Mut gebe, allzeit für Wahrheit, Freiheit und Recht einzutreten. (Der große Lehrer, Staatsmann und Retter des Vaterlandes!)

§ 6. **Wie der Choleriker lernt.**

Das Buch ist ein Segen, es kann aber auch zum Joche des Fluches werden; hierbei kommt es darauf an, als was man dasselbe ansieht, ob als Selbstzweck oder als Mittel zum Zweck. In seiner letzteren Bestimmung hat es seinen ungeschmälert hohen Wert; wird aber das Mittel in den Selbstzweck verkehrt, dann ist es das Gift, welches das Blut der Schüler zersetzt, die Kette, welche ihre Füße fesselt. Wenn nun dies selbst von guten Büchern gilt, was soll man erst von den schlechten sagen!

Will man also einen Choleriker in seinem feurigen Triebleben töten oder ihn ganz umbringen, — dann verpflichte man ihn auf das Lehrbuch, den Leitfaden, auf Papier und Druckerschwärze, — und der Zweck ist so sicher erreicht wie mit Arsenik oder Blausäure.

Will man aber, daß er lebe, seine Fähigkeiten entfalte und in seinem Können erstarke, dann fasse man ihn bei seiner Natur und weise ihn auf die Natur der Dinge hin, — man gebe ihm den Brandstoff, auf den sein Wissenstrieb gerichtet ist, auf daß er selber seine Geistesnahrung kaue und verdaue und diese sich nach dem Maße seines Leibes und Geistes anpasse; denn fremdes Wissen sitzt wie fremde Kleider.

Typisch und schlagend ist das Beispiel, welches Dupanloup in seiner „Erziehung“ mitteilt. „Ich war und bin noch,“ so schreibt der geistreiche Franzose, „mit einem unserer geschicktesten Architekten bekannt, der das Unglück gehabt hatte, in seiner Kindheit diesem abscheulichen (Bücher-)Zwange unterworfen gewesen zu sein. Endlich jedoch hatte er das Joch abgeschüttelt, und seine Eltern hatten sich, ungeachtet des Rates seiner Lehrer, entschlossen, ihn den Lauf seiner sogenannten

Studien unterbrechen zu lassen und ihm zu erlauben, sich der Zeichenkunst zu widmen, für welche er Neigung und ein bemerkenswertes Talent besaß. ‚Dies hat mich gerettet,' sagte er mir; ‚sonst wäre ich intellektuell und moralisch verloren gewesen. Ich gestehe sogar, daß ich lange Zeit, ohne zu wollen, gegen die Bücher einen instinktiven Widerwillen empfand, über den ich errötete; aber ich mochte tun, was ich wollte, ich bedurfte, — verzeihen Sie diese Sprache', fügte er lächelnd hinzu — ‚ich bedurfte fünfzehn Jahre, um den Widerwillen abzuschütteln, den die Bücher und die Bohnen des Kollegs mir eingeflößt hatten. Ich haßte die einen so sehr wie die anderen, und erst seit dem letzten Jahre habe ich ohne Abneigung Bohnen essen und mit Vergnügen eine Übersetzung des Vergil lesen können.' — Wie viele junge Leute," so fügt Dupanloup hinzu, „wie viele Männer gibt es nicht unter uns, welche hierin ihre jammervolle Geschichte erblicken können!'"[1] Es mag sein, daß bei dem Architekten in erster Linie die Berufsfrage eine Rolle spielte; aber auch in dieser macht sich das Temperament geltend. Nächst dem sanguinischen Temperamentär haßt keiner die Bücher so sehr wie der cholerische. Freilich braucht auch der Choleriker die Bücher als Hilfsmittel; aber wenn er nach einem Lehrbuche studieren soll, muß er als Professor geboren werden, damit er selber sich eins schreibe und dann erst danach studiere und lerne.

Worin haben diese Schwierigkeiten ihren Grund? Das Sprichwort sagt: „Jeder Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist." Und auf die Sprache und Ausdrucksweise in dieser angewandt, kann man sagen: Jeder Mensch spricht nach Maßgabe des empfangenen Eindrucks, d. h. wie der Eindruck, so der Ausdruck. Ist nun der Eindruck bei den verschiedenen Temperamentären verschieden, dann muß es auch der Ausdruck sein. Ja, wenn sich die Ausdrucksweise z. B. des Cholerikers in seiner Auffassung schon dann ändert, wenn er selber dieselbe Sache zum zweitenmal sagt oder vorträgt, um wieviel mehr muß dies der Fall sein, wenn der Melancholiker etwas vorträgt

[1] Die Erziehung. Mainz 1867. I. S. 202.

und der Sanguiniker dasselbe tun soll! In der Sache können sie sehr wohl übereinstimmen, so sehr, daß kein Moment derselben fehlt; dagegen in der Sprache und Ausdrucksweise gießt jeder der beiden Temperamentäre dieselbe Sache in seine seinem Wesen und Geiste entsprechenden Formen.

Der Choleriker nun, wenn er einigermaßen befähigt ist, er ist für jede Sache, jedes Wissensgebiet zu haben, — man lege ihm aber das Geschirr des Buchwissens an, — und die geistige Sklaverei hat begonnen.

Auf diese Weise absolvieren Studenten die Gymnasien, Seminare und Universitäten, — ohne je den Anfang zum Studium gemacht zu haben. Hier also haben wir das Wunder: Junge Männer haben ihre Bahn vollendet, ohne einen Anfang zum Durchlauf derselben gemacht zu haben.

Weiter zu behandelnde Fragen wären ungefähr folgende. Für welche Fächer oder Disziplinen des Wissens hat der Choleriker eine Vorliebe? Was hat er lieber: den mündlichen oder schriftlichen Betrieb des Studiums? Seine Aktion und Reaktion in Lohn und Strafe. Sein Zeugnis. Erklärung des öfteren Mißverhältnisses zwischen Zeugnis und späterer Wirksamkeit im Leben.

Zum Schluß wollen wir die Winke hierher setzen, welche Felbiger zur Behandlung der Choleriker angibt. „Was mit Schülern zu tun sei, die zum Zorne, Stolze und zur Bosheit geneigt sind. — So beschaffenen Schülern muß ein Lehrer mit vieler Vorsicht begegnen; vornehmlich muß er ihnen die Folgen ihres Verhaltens lebhaft vorstellen, aber zu der Zeit, wenn der Affekt vorüber und das Gemüt wieder ruhig geworden ist; er erinnere sie unablässig, in allen Dingen behutsam und vorsichtig zu sein, nichts blindlings und ohne Überlegung vorzunehmen; bei Bosheit sehe er niemals durch die Finger, sondern bestrafe sie ernstlich, sonst wurzelt in ihnen das Böse so tief, daß es endlich gar nicht auszurotten ist; er bestrafe sie aber niemals, als bis das Gemüt des Boshaften wieder ruhiger, folglich auch geschickt (fähig) worden ist, Überlegungen anzustellen und die Ermahnungen zu benutzen, die er zugleich für künftig zu geben nicht unterlassen darf. Mit unbedachtsamer Härte wider Boshafte verfahren, besonders wenn die Bosheit

noch das ganze Gemüt beherrscht, erbittert nur und vermehrt die Bosheit, anstatt sie zu mindern und zu bessern. Ein Lehrer muß sich bemühen, besonders stolzen Schülern richtige Begriffe von der wahren Ehre und Schande beizubringen; er muß sich bestreben, die in ihnen herrschende Neigung zum Stolze zu Triebfedern des Fleißes und einer guten Aufführung zu machen; daher überzeuge er sie, daß man Hochachtung bei Vernünftigen nur durch wahre Verdienste, durch wirklich gute, nicht bloß durch scheinbare Handlungen erwerbe; daß man das Urteil der Unverständigen nicht hochachten, sondern des Beifalls der wahren Weisen und Tugendhaften sich würdig machen, vornehmlich aber auf das Zeugnis seines Gewissens, auf Gottes Willen und dessen Ehre bei allen Handlungen sehen müsse." [1]

Dritte Abhandlung.

§ 7. Der Melancholiker (Pomponius).

> Belasse und vertiefe ihn auf dem Grunde der Idealität der Dinge; führe ihn aber auch in das Reich des Besonderen und Individuellen ein, und zu seiner Orientierung zeige ihm die Sterne des Wissens und Glaubens, damit er nicht den Irrlichtern folgend in den schwarzen Abgrund stürze.

Die wesentlichsten Merkmale und Züge des melancholischen Temperamentes.

Entsprechend dem Temperamentstypus, wie wir ihn in § 14 dargestellt haben, lassen sich dessen Merkmale und einzelnen Züge schon in den Jahren der Kindheit erkennen. Die blonden, blassen und stillen Kinder fallen uns auf. Sie sind melancholischen Temperaments. Ihre Körperbewegungen sind energielos, im übrigen langsam und gleichförmig, bedächtig und gemessen. Sie sind einsilbig und scheinen teilnahmslos zu sein; oft machen wir ihnen den Vorwurf der Zerstreutheit;

[1] Eigenschaften, Wissenschaften und Bezeigen rechtschaffener Schulleute. IV. 9.

doch schließt diese die Aufmerksamkeit in anderer Hinsicht nicht aus. So erklärt es sich, daß sie übersehen und überhören und ihr Sinnen und Denken zuweilen in ein dumpfes Brüten ausartet und sie den Eindruck machen, als wären sie von Trübsal und Traurigkeit geplagt; doch ist dies nicht immer, oft gar nicht der Fall. Darum ist in ihrer Beurteilung Vorsicht geboten. Es sind „die stillen Wasser, welche tiefe Gründe haben". Schon in ihrer Jugend zeigen sie Anlagen zu Solomenschen, zu Eingängern und Einspännern.

Im Verhältnis zu ihren Genossen sind die melancholischen Kinder friedlich und bescheiden; sie treten gern zurück, um den beherzten den Vortritt zu lassen; sie sind nicht ehrgeizig, aber auch nicht energisch genug, um ihre augenblicklichen Vorteile wahrzunehmen. Sie sind die Tauben unter den Hähnen (Cholerikern) und die Lerchen unter den Spatzen (Sanguinikern). Sie sind gerade keine Spielverderber, aber auch keine Spielanreger. Lehrer und Professoren bezeichnen in ihrem Unmute die melancholischen Schüler oft als „Schlafmützen" und „Träumer" und klagen über ihr zerstreutes Wesen, sowie über Unaufmerksamkeit im Unterricht. Werden sie in irgend einer Sache beschuldigt, so lassen sie die Vorwürfe wie Regen und Hagel über sich ergehen, d. h. sie resignieren leicht. Verüben andere Temperamentäre gewisse Streiche und Tollheiten, dann sind die Melancholiker nur zu oft — die Lämmer, welche zur Schlachtbank geführt werden.

§ 8. **Erziehung und Behandlung des Melancholikers unter Berücksichtigung und Vertiefung des Verständnisses seiner Natur in anthropologischer Hinsicht.**

Erziehung und Bildung des Melancholikers sind sehr problematisch. Wenn der Choleriker in irgend einer Sache sich die Finger verbrannt hat oder gar aufs Haupt geschlagen worden ist, so kommt er wieder. Dagegen der Melancholiker tritt überhaupt ungern aus sich selber heraus; zieht er aber seine einmal ausgestreckten Fühler aus Mißerfolg zurück, dann ist er nur sehr schwer hervorzulocken. Dieser Umstand erschwert seine Behandlung in jeder Hinsicht.

In der Erziehung und Bildung des melancholischen Temperamentärs lassen sich diese und jene, nähere und entferntere Gesichtspunkte angeben und einhalten. Hauptsache hierin ist und bleibt, das Wesen des melancholischen Temperamentes zu kennen.

In seinem Naturell gleicht der innere Zustand des Melancholikers dem verborgenen Trieb- und Knospenleben der Pflanzen, näherhin der Bäume und Blumen.[1] Man kennt ja die Bedingungen, unter denen die Triebe treiben und die Knospen sich entfalten, — es ist der Sonnenstrahl, voll Licht und Kraft, welcher die in der Natur der Pflanzen tiefbeschlossenen Fähigkeiten weckt und sie aus ihrem Verließ nach außen lockt. Doch beruht die pflanzliche Entfaltung nicht bloß auf einem Locken und Treiben, sondern auf einem Streben nach den günstigen Bedingungen der Entwicklung und Entfaltung, wie sie in der Frühlingsluft und Sommersonnenlust gegeben sind. Es ist also ein naturhafter Drang, der die Bäume und Blumen ihre die Knospen einfassenden und beengenden Hüllen eine nach der anderen sprengen läßt, um sich in Blütenpracht zu kleiden und im reifen Fruchtertrage zu wiegen. Hier ist also mehr als ein blindes Drängen und Treiben.

Was uns die Sprache der Vergleiche nahelegt, das vertieft die Sprache der Symbole.

Der Mensch ist der mythische Baum, sagt Henry George, dessen Wurzeln im Boden der Erde ruhen, dessen höchste Zweige dagegen bis in den Himmel ragen. Viel früher hatte schon Aristoteles gesagt: „Der Mensch ist der umgekehrte Baum, und der Baum ist der umgekehrte Mensch."

„Der Mensch ist der umgekehrte Baum", d. h. wie der Baum als irdisches Wesen in der Erde wurzelt, so wurzelt der Mensch nach seiner geistigen Seite in der Überweltlichkeit.

---

[1] Die Frage, ob das melancholische Temperament ein glückliches oder unglückseliges ist, haben wir schon in § 31 gestreift. Hier läßt sie sich an den soeben gemachten Vergleich anlehnen. Wäre dasselbe eine krankhafte und unglückselige Veranlagung, dann müßte auch das Trieb- und Knospenleben der Pflanzen krankhaft genannt werden. Es ist aber weder das eine noch das andere der Fall: also ist es eine Naturausstattung, und als solche gut.

„Der Baum ist der umgekehrte Mensch“, d. h. wie der Baum, trotzdem er in der Erde wurzelt, zum Teil sich aus der Höhe, nämlich der Atmosphäre und dem Sonnenlichte, nährt und in letzterem Früchte zur Entwicklung und Reife bringt, um sie seinem irdischen Pflanzer als Lohn seiner Mühen des Wartens und Pflegens zurückzugeben (oder aber, um sie der Erde Schoß zur Verwahrung und Wiedergeburt anzuvertrauen), — so nimmt der Mensch, trotzdem er in der Überweltlichkeit bewurzelt ist, als sinnlich-geistiges Wesen irdische Verhältnisse zu Bedingungen seiner Entwicklung und Entfaltung, um in diesen auszureifen und als Geschöpf seinem Schöpfer Früchte des Geistes, der Wahrheit, des Rechtes und der Gerechtigkeit als Opfer der Verehrung und Anbetung darzubringen, — ihm, der ihn hienieden an die „Wasserbäche gepflanzt“ und ihm den Atem des geistigen Lebens eingehaucht hat. Hier ist also mehr als vegetatives Drängen und Treiben, — hier ist das schmerzliche Suspirare et clamare, das Seufzen und Sehnen des Geistes nach seinem Ursprunge und Ziele, um für dieses wiedergeboren zu werden.

Was wir uns hier bemüht haben zu sagen, das lehrt uns auf den ersten Blick die Trauerweide (Salix babylonica). Sie ist irdischen Ursprungs; darum „betrachten“ ihre herabhängenden Äste ihr irdisches Wurzelwerk. Der Mensch (die Umkehrung dieses Symbols) ist überweltlichen Ursprungs. Darum richtet er seinen Blick himmelwärts und betrachtet die überweltlichen Dinge.

Diese Symbolik bezieht sich wohl auf jedes Menschenkind; aber keiner wird der Wahrheit und Tiefe, Schwere und Fülle derselben so sehr inne wie der melancholische Temperamentär. Sein Wesen liegt einerseits in dem Bewußtsein der Überweltlichkeit nach Ursprung und Ziel, anderseits in demjenigen des Erdenwesens schwerer Last. Der unwiderstehliche zentripetale Zug nach der Ewigkeit ist gefesselt an die Hülle der Leiblichkeit und die Spanne der Zeit und die Unmöglichkeit, diese Fesseln zu sprengen und zum Prinzip seines Ursprungs vor Ablauf der Frist zu gelangen, — dieses Moment ist es, das sich bis zur Depression des Gemütes steigern kann, als wären alle Lichter erloschen und das Ziel

in eine unerreichbare Ferne gerückt. Aus dieser Stimmung stammen die Verse der Dichterin Dr. Knur:

> Mein Leben gleicht des Vogels Flug,
> Dem untergangen sind die Sterne;
> Mein Leben gleicht der Wolken Zug
> In schleierhafte Ferne.[1]

Der melancholische Temperamentär kommt sich wie ein aus dem Vaterlande in die Fremde Verbannter vor. Späh- und Sehnsucht nach der ewigen Heimat, diese beiden sind es, welche seinen Atem beleben und beschweren, sein Herz quälen und verzehren, nicht aber wie den Choleriker in Sturm und Ungestüm, mit Feuer und Flamme, sondern in Ruhe und Frieden, in Sinnen und Sehnen. Seine Bahnen sind nicht diejenigen der Sonne, die da „tönt nach alter Weise in Brudersphären Wettgesang und ihre vorgeschriebne Reise vollendet wie mit Donnergang", sondern diejenigen der großen Planeten, die in der Sonnenferne ihre stummen Bahnen einhalten, um ungestört und nicht störend ihren Wandel zu vollenden.

Die Sache haben wir etwas „hoch" und „tief" gefaßt (man kann eben sagen, wie man will); auf jeden Fall suchten wir sie so zu fassen, daß man den Melancholiker nach seinem Wesen richtig erkennt und dann seine Erziehung und Bildung hiernach einrichtet.

Das bisher in Vergleichen und Symbolen Gesagte findet auch auf den Studierenden seine Anwendung, allerdings insoweit all die hohen und tiefen Gesichtspunkte in seiner Natur wie im Knospenzustande, philosophisch sagt man: im Möglichkeitszustande (potentia) ruhen.

Welches ist nun der Fortgang von der Möglichkeit zur Wirklichkeit oder von der Anlage zur Entfaltung?

a) Bei einigen wenigen Menschen bleibt dieser Möglichkeitszustand ein dauernder; es sind dies die Schmetterlingspuppen, welche in ihrer Hülle vorzeitig bis zu einem gewissen Grade ausreifen, die Hülle aber nicht sprengen können, so daß sie in der Unmöglichkeit ihrer vollen Reife befangen bleiben; näherhin: Die physischen und psychischen Fähigkeiten verlieren den Schwerpunkt der gegenseitigen Information, so daß

---

[1] Gedichte. Mainz 1903. S. 177.

die einen über die anderen vorwiegen, sich gegenseitig nicht finden können und verstimmen und statt Erkenntnisse nur Phantome erzeugen, die sich regellos betätigen, die jeweiligen Fähigkeiten wie Nebel oder Flor umlagern und die Funken der menschlichen Würde in sich selbst verzehren lassen. — Dies ist die Melancholie als Krankheit.

b) Andere entfalten sich innerlich bis zu einer relativ vollen Reife des Intellektes; aber die Macht ihrer Intellektualität gewinnt (aus hier nicht zu erörternden Gründen) ein Übergewicht über die moralischen Fähigkeiten und löst diese in dem intellektuell-vulkanischen Feuer auf; infolgedessen, daß der Wille aus dem Intellekte und der Intellekt aus dem Willen lebt, beide aber zerfallen, entsteht der intellektuell-moralische Widerstreit; Ursprung, Ziel und Bestimmung werden verschoben und verdüstert und vom sonnenhaften Prinzip in das nächtliche verlegt; das Feuer des Herzensherdes erlischt, und die letzte Folge ist die Verlegung der Glückseligkeit in die Unglückseligkeit und des so unerträglichen Seins ins Nichtsein (Nirwana). Dies ist ungefähr die psychologische Genesis des Pessimismus.

c) Eine dritte Art von melancholisch veranlagten Menschen bewahrt auf dem Grunde des Herzens ein gedämpftes Feuer, in dessen mattem Schein die Glück- und Unglückseligkeit nur in verschwommenen Zügen auftreten und weder peinigen, noch beglücken. Es sind dies die stumpfen und dumpfen Naturen, welche ihrem Tagewerke nachgehen und rücksichtlich ihrer Mitmenschen kein Heil, aber auch kein Unheil anrichten können.

d) Die vierte Art von Melancholikern sind diejenigen sonnenhaften Naturen, welche in der Vollkraft ihres Geistes nicht aus Abstraktionen gesättigt werden können, schwere Kämpfe mit den das Auge ihres Geistes umlagernden Nebeln zu bestehen haben, aber die auf dem Grunde ihres Herzens lodernde Glut der Sehnsucht nach der Substanzialität oder Wesenhaftigkeit der zu erhoffenden Dinge (rerum sperandarum) aus dem Bewußtsein des Ursprungs, des Zieles und der Bestimmung zu nähren wissen und auf letztere sich so im Sehnen und Seufzen konzentrieren, daß, was die Natur begonnen, die Gnade vollendet. Diese Naturen sind schwer in ihren geistigen Geburts-

wehen, aber auch ebenso schwer in ihren geistigen Fruchterträgen.

Dies sind die inneren oder tief in der Natur liegenden Voraussetzungen der Entwicklung aus dem Zustande der Möglichkeit zur vollen Wirklichkeit. Nun gibt es noch äußere oder sekundäre, welche in der Umgebung liegen und einen Reiz und Antrieb ausüben. Es ist dies das menschliche Wissen, wie es sich an den Sternen höheren und niederen Grades orientiert, die am Himmel der Geschichte der Philosophie und Theologie stehen und ihren jeweiligen Glanz und Schein verbreiten.

Den Choleriker haben wir als Wildling auf den Baum des christlichen Idealismus veredelt, d. h. auf denjenigen, der die Dinge nach den Ideen oder Gedanken Gottes erschaffen sieht und diese in ihrer festbegründeten Gesetzlichkeit, Unveränderlichkeit und Ewigkeit aus der wandelbaren und veränderlichen Materie ersieht und erkennt.

Wenn wir nun den jungen melancholischen Temperamentär in den Bereich des menschlichen Wissens einführen und ihn auf den philosophie-geschichtlichen Himmel hinweisen, dann wird er bald seinen Stern erkennen und tiefbeglückt ihm zujauchzen, — nämlich dem in seiner Lichtfülle blendenden Stern der Philosophie Platons. Man kann kühn behaupten, daß, wer die Geschichte der Philosophie auch nur einigermaßen kennt und sich in Platons Idealismus wiederfindet, so daß er entzückt ausruft: Hier ist gut sein, hier will ich bleiben und meine Hütte bauen — der ein echter Melancholiker ist. Wer dagegen das idealistische Feuer nimmt, d. h. aus der Betrachtung und Entzückung zur Tat schreitet und damit die Welt entzündet, nämlich die göttlichen Dinge und Verhältnisse des menschlichen Lebens danach gestaltet und auswirkt, der ist ein echter Choleriker. Ist das letztere Prinzip dasjenige der Aristotelischen Philosophie, — dann sind alle Aristoteliker — Choleriker.

Doch ein tiefer blickendes Auge wird bald gewahr, daß jegliches menschliche Wissen nur ein Derivat, nur ein Funke, des göttlichen ist. Kein menschliches Gebilde, auch nicht dasjenige des Platonischen Geistes, kann den Menschen auf die

Dauer fesseln und sättigen; denn im Grunde genommen ist letzteres unwahr. Wahrheit und Irrtum desselben reflektiert und scheidet sich im Geiste des Menschen wie das Licht in das Spektrum seiner Farben. Die Wahrheit aber will tiefer erfaßt sein als in einem Ableger des Menschengeistes. Und so erspäht der Geist alsbald, daß Platon und Aristoteles an dem Busen desjenigen ruhten, der in den Herzen der Menschenkinder sich meldet (loquitur), sie anregt, erwärmt und ihre Pulse höher schlagen läßt. Es ist der Logos (der Griechen) oder das Wort, dessen alles umfassende Bedeutung und Kraft der hl. Johannes an die Spitze seines Evangeliums setzt, wenn er sagt: „In principio erat Verbum, et Verbum erat apud Deum, et Deus erat Verbum. Omnia per ipsum facta sunt. Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Alles ist durch dasselbe geworden“ (Joh. 1, 1). Dieser Logos, dieses Wort ist es, dessen Macht und Kraft die Wissenschaft in jedem Herzen erfährt. Alle und jegliche Logie (Theologie, Philologie usw.) fühlt seinen Hauch, seinen Puls in ihren Lehren schlagen. Zu diesem Logos strebt die Wissenschaft mit lichtsuchendem Auge empor, und in der schmerzlichen Sehnsucht nach ihm verzehrt sich das Herz des Menschen.

Ich suchte dich, so früh mein Geist erwachte,
So früh mein Herz in Lieb' und Sehnsucht schlug,
O Weisheit, die vor aller Zeit mich dachte,
O Stärke, die vor aller Zeit mich trug. . Dr. Knur.

Die Weisheit, in der sich Platon und Aristoteles genuggetan haben, ist eine große Macht, aber diese vermag den Geist nicht zu sättigen und zur Ruhe zu bringen; denn auch die philosophische Weisheit hat ihre Schranken. „Da nun, an der Grenze alles Wissens, wo der Geist keinen Ausweg mehr findet, und die Pforte, die in das Land höherer Erkenntnis führt, auf ewig verschlossen scheint, tritt das Wort Gottes uns entgegen; mit dem Kreuzesstabe rührt es an seine Tore, und weit tun sie sich auf. Es ist jenes göttliche Wort, von dem schon Sokrates gesprochen, und nach dem Platon sich gesehnt hat, um auf ihm, wie auf sicherem Fahrzeuge, hinüberzuschiffen über das stürmische Meer dieser Welt. So ist es denn die

Wissenschaft selbst, die uns zum Glauben drängt",[1] um die Fülle dessen zu finden, was die Weisheit versprochen.

„In immer höheren, großartigeren Sphären steigt und ruft das Verlangen." Eine solche Sphäre haben wir hier als weitere Etappe des menschlichen Geistes erreicht. Es ist der Himmel der Großtheologen, an dem unserem melancholischen Temperamentär ein Stern erster Größe entgegenleuchtet und den er als seinen Stern erkennt und sich in ihm ganz wiederfindet; es ist der heilige Augustinus, der den Idealismus Platons mit dem Lichte des Glaubens durchwirkt und so seine Wahrheit hergestellt hat. „Und da sie den Stern sahen, hatten sie eine überaus große Freude." Diese Freude entzückt auch das Herz des melancholischen Temperamentärs. Er erfährt nunmehr die Wahrheit und Fülle des Augustinischen Wortes: „Inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te: Unruhig ist unser Herz, bis es ruhet in dir." Auf dieser Stufe seiner Entwicklung und Entfaltung tut sich ihm die große Kluft zwischen göttlichen und menschlichen, zwischen ewigen und zeitlichen Dingen auf, und was den Kindern der Welt im Lichte des Genusses und der Lust erscheint, das erscheint ihm als eitel und nichtig.

Sie reichten mir den Becher der Lust:
Es hat mein Mund sich abgewendet.
Sie gaukelten lockende Schemen mir vor:
Es ward mein Auge nicht geblendet.

Nach einem Vater dürstet mich,
Der mir gewähre Trost und Segen.
Und dem die müde, heiße Stirn
Ich in die Hände könnte legen.[2]

Rein ideell ist das Ziel erreicht, doch dauern die geistigen Geburtswehen so lange an, bis der letzte Atemzug und Seufzer die Lippen verläßt. Dann erst kann er sagen:

Der Sturm hat ausgefegt,
Das Feuer ausgewallt.
Weit hinter mir ein Dasein liegt,
Von nagenden Gedanken schwer.
Den Tod hab' ich besiegt,
Besiegt der Leiden Heer.[3]

---

[1] Hettinger, Die Wissenschaft betet. Freiburg 1882. S. 15.
[2] Kar. Huberta Knur, Gedichte. S. 191. [3] Daselbst S. 56.

Der melancholische Temperamentär wird eben im Sinnen und Sehnen, in Seufzern und Tränen wiedergeboren.

Haben wir in § 14 nicht mit Recht gesagt, der Melancholiker sei ein Problem inmitten seiner Probleme? Dies ist eben der Grund, warum wir seinem Wesen einen so breiten Raum der Darstellung geschenkt haben. Es ist wahr, daß es sich in diesem Teile vornehmlich um die Behandlung des melancholischen Temperamentärs handelt. Doch was nützen die Fingerzeige in der Behandlung, wenn man das Wesen nicht gehörig kennt! Das Wesen ist in seinem Grunde nur eines. Kennt man dieses, dann kann die Behandlung eine vielförmige werden nach Geist und Gemüt des Erziehers und Bildners. Kennt man es dagegen nicht, dann wird die angegebene Behandlung uniformiert. Und das ist ein Fehler. In dieser Hinsicht sagt der Dichter Schiller zutreffend: „Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht, So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln"; aber ich weiß dann auch, mich dementsprechend einzurichten. Und das ist psychologisch.

Mit Rücksicht auf das bisher Gesagte ist zweierlei zu bemerken.

1. Es ist ein sehr großer Unterschied zwischen einem melancholischen männlichen Temperamentär und einem weiblichen. Das, was beide im tiefsten Grunde ihrer Seelen affiziert, d. h. anspricht, erregt und bewegt, wie die Tiefen der Weisheit, der Ein- und Ausgang des Lebens, überwindliche und unüberwindliche Mächte des letzteren, die Sterne, welche sie beglücken und entzücken, die Finsternis der Abgründe, welche vor ihren Blicken gähnen, — dieses und vieles andere ist sachlich eins und kann als solches nur einförmig auf Geist und Gemüt beider wirken.

Worin der Grund der Verschiedenheit liegt, das ist die Ausstattung des Menschen nach seinem Geschlecht, alsdann die physische und psychische Konstitution von Natur aus. Diese Verschiedenheit ist zunächst eine absolute, wonach die männliche Natur in ihrer Vollendung einmal geistig tragfähiger ist als die weibliche und in schwierigen Lagen und Geistesnöten sich nicht so leicht im Schmerze auflöst oder in diesem zerrinnt. Alsdann kann die Verschiedenheit eine relative sein,

wonach eine melancholische Temperamentärin in ihrer Naturfülle im Nachempfinden viel inniger, zarter, weicher und gefühlvoller ist als ein Melancholiker gröberen Naturells. Absolut genommen, würde kein Weib, selbst das vollendetste nicht, die Last des hl. Augustinus zu tragen vermögen, weder die Last seiner Irrtümer, noch die Last der Wahrheit und Weisheit, die er mit Festigkeit aufnahm und in seinem Geiste und Leben auswirkte. Relativ genommen dagegen kommt so mancher Mann nicht z. B. an die Tiefe und Wahrheit des Denkens und Empfindens der verstorbenen Ärztin Dr. Knur. Und selbst zugegeben, daß ein Weib an die Tiefe der Weisheit und die Innigkeit des Glaubens eines Mannes herankommt, auch in diesem Falle tritt der Unterschied darin hervor, daß dem weiblichen Empfinden sich ein unaussprechliches Weh des Herzens beimischt, was offenbar in der schwächeren Natur des Weibes seinen Grund hat. Das Weib ist und bleibt eben sexus sequior, d. h. das seiner natürlichen Ausstattung und darum dem Range nach das zweite, das mindere Geschlecht.[1]

2. Das Wesen des melancholischen Temperamentärs, wie wir es in seiner möglichen Entwicklung dargestellt haben, es ist oder soll wenigstens sein: das Urbild desselben. Man kann nicht absolut sagen, daß es nicht vorkommt, und wenn es vorkommen sollte, dann ist es das Allgemeine, in dem sich die jeweiligen einzelnen melancholischen Individuen nach Maßgabe ihrer Geburt, ihres Standes, ihrer Bildung, ihrer Lebens- und Berufsverhältnisse wiederfinden können. Dasselbe gilt viel mehr rücksichtlich ihrer physisch-psychischen Ausstattung. In dem aufgezeigten Stern wird jeder Melancholiker seinen Stern erblicken, aber näher oder ferner, mehr oder weniger glanz- und lichtvoll, — nämlich verschieden nach dem Grade der Sehstärke oder Sehweite des geistigen Auges und der Beschaffenheit des Herzens. Wir alle sind Nutznießer des Lichtes; aber wer von uns verfolgt den Sonnenstrahl bis zu seinem Ursprunge! In Anlehnung an diesen Vergleich können wir sagen: Die Melancholiker sind die Astronomen auf dem geistigen Gebiete. Ist doch ihr Auge ganz dementsprechend

[1] Vgl. bei Jungmann, Ästhetik (Freiburg 1884. S. 182) die Behandlung der Frage, wer schöner sei, der Mann oder das Weib.

beschaffen, nämlich teleskopischer Natur, d. h. tiefliegend und das Licht der überweltlichen Dinge und Gründe suchend und auffangend.

§ 9. Der Schulmelancholiker.

1. Bemerkung. Hellwig geht in der Behandlung des melancholischen Temperamentes von der falschen Voraussetzung aus, daß letzteres eine krankhafte Anlage sei, und darum ist seine Behandlung des Melancholikers gänzlich falsch. Er meint z. B., »der kleine Melancholiker würde glücklich sein, wenn er ungestört im Bette liegen oder hinter dem warmen Ofen sitzen könnte, um seinen trüben Ideen nachzugrübeln«. Es ist dies nichts mehr und nichts weniger als eine Verkennung der Natur des melancholischen Temperamentes. In den gerühmten lichtvollen Vorzügen seiner populären Darstellung liegen die schattenhaften Nachteile der behandelten Sache.

2. Anmerkung. Wenn wir nunmehr zur engeren Behandlung des Schulmelancholikers übergehen, so wollen wir bemerken, daß wir hierin, wie bei dem Schulcholeriker, von obenher verfahren, d. h. wir denken an einen auf der Schulbank sitzenden Jüngling (Studenten), dem wir es absehen wollen, was ihn »quält und kümmert«, d. h. interessiert, und wie wir ihn dementsprechend behandeln müssen. Wir nehmen diesen zum Ausgangspunkt, weil dessen Geistesart in subjektiver und objektiver Hinsicht schon schärfer hervortritt. An und für sich ist der Ideal- oder Wissensgrund für alle gleich, für das Kind, den Jüngling und den Mann. Die hierin hervortretende Abstufung hat ihren Grund lediglich im Subjekt. Sie äußert sich nach Analogie der vegetativen Abstufung als dunkle Ahnung im Kinde (Knospe), als volle Wahrnehmung im Jüngling (Blüte) und vertieftes (ausgereiftes) Denken im Manne (Frucht).

„Die Augen des Geistes öffnen sich, und der Mensch sehnt sich nach Wissen."

Den Choleriker haben wir auf den Baum des christlichen Idealismus veredelt. Auf welchen gehört nun der Melancholiker, der sich in seinem Knospenzustande bisher unter dem Einfluß der erwärmenden Mutterliebe entwickelt hat und nunmehr in den Jahren der Blüte auf die Befruchtung seines Geistes durch die Schule harrt, auf daß er reife Früchte des Mannes bringe?

Im Grunde genommen, ist der Quell des geistigen Lebens nur einer, aus dem alle Menschen schöpfen und zehren ohne Ansehung jeglicher Unterschiede.

Was sich hierin spezifiziert oder verschieden gestaltet, das ist die Weise. Und diese letztere obwaltet auch bei den

Temperamentären, beim Choleriker z. B. in feuriger und energischer Aktivität, dagegen beim Melancholiker in betrachtender und verzehrender Passivität; den ersteren entflammt die Perspektive (der Ausblick), der letztere fühlt sich wohl in der Retrospektive, dem Hintergrunde, von dem alles sich abhebt.

> Er denket weise an das Ewig-Eine;
> Im Wandelbaren sinnet er der Wandlung.[1]

Zur Behebung der Verkennung des melancholischen Temperamentes haben wir hervorgehoben, daß die erstere ihren Grund nur darin haben könne, daß dem Durchschnittsmenschen die Aktivität mehr zu imponieren scheint als die Passivität.

Ist diese Meinung begründet? Wie? Bedenkt man nicht, daß der Boden sich passiv verhalten muß, um das Samenkorn zu „empfangen"? Sollte es sich mit dem Geiste des Menschen und seinem Herzen anders verhalten? Tatsächlich, wie die Erde in ihrer Dürre (Passivität) nach Regen „dürstet", wie das Auge den Lichtstrahl aufnehmen muß, um die Dinge nach ihrem Wesen zu „empfangen" (zu erkennen), — so muß Geist und Herz des Menschen die vom Logos ausgehenden Strahlen des göttlichen Lichtes aufnehmen, um die Dinge in ihren tiefsten Gründen (in causis supremis et altissimis) zu erkennen und gesättigt zu werden, d. i. um in dem auszuruhen, der uns Menschen das Desiderium des Geistes eingepflanzt hat. Ist es nicht bekannt, daß die Väter (des christlichen Altertums) vom Logos spermatikos sprachen, d. h. von dem Samenwort der ewigen Weisheit, welches sich in die Herzen der Menschen senkt, um sich in diesen zu vervielfältigen und deren Erkenntnis im Wissen und Glauben zu befruchten?

Wenn dem aber so ist, dann geht die Passivität der Aktivität voran.[2] Der Sinn der ersteren erhöht sich, wenn wir sie Aufnahmefähigkeit nennen, und dies um so mehr, als sich in dieser die Aktivität mit der Passivität verschränkt (ineinanderschlägt); denn der Geist kann aufnehmen, „empfangen", und in dieser Hinsicht ist er passiv; er will aber auch

[1] Hlatky, Weltenmorgen. Freiburg 1896. III. S. 45.

[2] Das Gesagte gilt in didaktischer Hinsicht; der ontologische Sachverhalt ist ein anderer.

aufnehmen, „empfangen", und unter dieser Rücksicht ist er aktiv.[1]

Diese Verschränkung von Aktivität und Passivität ist, je nach dem Verhältnis des Könnens und Mögens, der Brennpunkt der Kraft und der Schwäche, d. i. der geistigen Geburt und Ausreifung in Freuden und Frohlocken oder aber derjenigen unter Wehen und Seufzern.

Dies dürften die Voraussetzungen sein, welche uns die Sehnsucht des in den Jahren der Blüte stehenden jungen Menschen nach Befruchtung seines Geistes erklären. Er ist Geist vom Geist und Licht vom Lichte. Hat man nun je gehört, daß die Buchen die Eichen, oder die Birken die Tannen befruchten, oder umgekehrt? Ist nunmehr das Ausschauen und Warten, das schmerzliche Seufzen und Sehnen des Geistes nach dem seiner Natur entsprechenden sperma (Samen) nicht verständlich?

Da sitzt der blonde, blasse, stille Junge; sein teleskopisches Auge ist auf den Lehrer (wir nehmen hier den Begriff in seinem erhabensten Sinne) der Dinge gerichtet, nach denen sein Geist lechzt. Leiblich an die Erde gefesselt, webt und lebt er in räumlichen Dingen. Können aber diese seinen Verstand ausfüllen und seinen Geist sättigen? Ist dieser etwa ein Gefäß, das der (räumlichen) Ausfüllung bedarf, oder ist er vielmehr nicht eine Substanz, die des Zunders bedarf, um für die Wahrheit, Gutheit und Schönheit der erhabensten Dinge zu entflammen?

In Ansehung dieses Umstandes erklärt es sich, daß, wenn er den rechten idealistischen Herd des Wissens findet, er bleibt und sich daran erwärmt, dagegen im anderen Falle seinem Teleskop eine andere Richtung gibt und wiederum von neuem späht, um einen seiner Natur kongenialen Stern (Lehrer) zu finden. Es ist eine Geschichte aller und jeglicher Dinge möglich, aber die Geschichte der Geistes- und Herzenswehen, wer will, wer kann sie schreiben!

---

[1] Diese Zweiheit in der Einheit ist ein Anhaltspunkt für den Beweis des Geistes und der Persönlichkeit des Menschen.

§ 10. Die psychologischen Momente in der Erziehung und Behandlung des Melancholikers.

Bisher haben wir das erörtert, was den Geist des Menschen zutiefst angeht und sich auf dem Herde seines Herzens konzentriert und abspielt; es waren dies die anthropologischen Gesichtspunkte. Der Mensch ist nun aber nicht ein reiner Geist; er ist vielmehr mit der Hülle seines Leibes bekleidet und tritt als Fleisch und Blut in die Erscheinung, so daß die Betätigungen des Menschen nicht unmittelbar geistig hervortreten, sondern vermittelt durch die Sinne und Sinneswerkzeuge. Insofern sich nun das geistige Leben, gewissermaßen verdeckt durch die Hülle des Leibes im verborgenen, vollzieht, bleibt uns nur übrig, daß wir aus der sinnlichen Betätigung diejenige des Geistes ersehen. Bildet also der Leib das Spektrum des Geistes, dann ist die Psychologie die Spektralanalyse des Geistes, und der Psychologe ist nicht nur ein Zeichendeuter des geistigen Lebens im sinnlichen, sondern Geistesphysiker (sofern unter physis richtig die Natur des Geistes verstanden wird) im besten Sinne des Wortes.[1]

Übergehend zur engeren und nächsten Behandlung des melancholischen Temperamentärs, erinnern wir bei Würdigung all der dargelegten Vorzüge seiner Natur an seine Fehler: So großartig seine ideellen Konzeptionen sind, — sie drohen immer zu zerfallen und zu zerschmelzen und erzeugen seine Energielosigkeit (oder diese letztere die ersteren). Die Folge hiervon ist eine gewisse Ohnmacht, welche sich ihm aufs Gemüt lagert und sein großes Herzweh verursacht. Er gleicht, wie Fortlage richtig sagt, „einem emporstrebenden Ballon, dessen Seile, welche ihn an den Boden ketten, zu schwach sind und alle Augenblicke zu reißen drohen".

Die „Seile" sind aber die Sinne; die ideelle Erkenntnis überflügelt die sinnliche, sie überstürzt sich, so daß der Einklang der sinnlichen Erkenntnis mit der ideellen in einen Mißklang

---

[1] Geistes-Physiker. Wenn wir »Geist« auch ins Griechische übersetzen, dann bekommen wir den Begriff: Psycho-Physiker, allerdings in einem ganz anderen Sinne, wie ihn die moderne Psychologie der Benennung unterlegt.

ausartet und im Gemüte den Riß in der Erkenntnis erzeugt. Dieser Vorgang ist kein pathologischer, aber er kann es werden. Darum ist ihm zu begegnen. Wie denn?

Vor allem ist der Melancholiker zu sich selbst zurückzurufen. Dies hat Kämpfe zur Folge; aber diese sind unvermeidlich und überdies lohnend, da sie zu demselben Ziele führen, welches den Gegenstand des Sehnens und Seufzens in der Seele des Melancholikers bildet. Diese Zurückrufung des Melancholikers ist schwer und leicht; sie wird verschieden ausfallen, je nach der intellektuellen und moralischen Verfassung des Temperamentärs.

Das erste Mittel der Zurückrufung zu sich selbst ist die Betonung der Sinneserkenntnis. Auch Platon überflog diese, und Aristoteles hat seinen unwahren Idealismus korrigiert, indem er sich dagegen erhob, daß die Ideen als selbständige Wesen gewissermaßen über unseren Häuptern schweben, wie die Fixsterne und Planeten. Der Idealismus ist wahr und wahrhaftig, aber in den Dingen verwirklicht und nicht gewissermaßen sublimiert. Wäre letzteres der Fall, dann wäre jegliche Begründung und Korrektur des Wissens unmöglich. In dem Mißverhältnis zwischen der sinnlichen und geistigen Erkenntnis hat ein ganzes Heer von Irrtümern ihren Grund. Zu dem einen und dem anderen, besonders zum Ontologismus und zur Theosophie, hat auch der melancholische Temperamentär eine sehr starke Neigung. Dieser letzteren muß ein Gegengewicht in der Sinneserkenntnis gegeben werden. Dies geschieht dadurch, daß man den Idealisten und Ontologisten auf das Naturwissen zurückwirft, dagegen den Theosophen auf die rein natürliche Gotteserkenntnis, d. h. auf diejenige, welche die Gotteslehre auf Gottes Werke und die Vernunft des Menschen allein gründet. Hiernach ist der Melancholiker im Gegensatz zum Choleriker zu behandeln. Dieser muß immer auf die Basis des Allgemeinen, des Wesens und des Maßstabes für das Besondere gedrängt werden, damit er in der seiner Natur naheliegenden Arroganz sich nicht selber zum Maßstab seines Wissens, Könnens und Dürfens macht und so seine Autonomie proklamiert. („Mir hat niemand etwas zu sagen.") Hingegen ist der Melancholiker aus dem Allgemeinen hinauszuführen und in das Reich des Besonderen und Individuellen einzuführen, m. a. W., er muß

in die Verhältnisse des Kleinen gedrängt werden, wo es gilt zu wiegen und zu wägen, zu messen und zu zählen. So wird er unwillkürlich aus der Betrachtung zur Werktätigkeit angeleitet, wobei sein Sinnen und Denken nicht zu kurz kommt; denn die Werktätigkeit hat die beiden letzteren zur Voraussetzung.

Auf diese Weise wird das Mißverhältnis zwischen der nach innen und außen gerichteten Seelentätigkeit aufgehoben, und die Konzeptionen bekommen mehr greifbare Gestalt, und die weitere Folge ist, daß die gewissermaßen erschlaffte Sinnestätigkeit in ihren Funktionen erstarkt. Rücksichtlich der Güter wird der Melancholiker selber aus sich selbst heraustreten, wenn er begreift, daß jegliches Gut verarbeitet und ausgewirkt sein will und nicht durch Wünschen und Sehnen erworben wird.

Dieses Hervorlocken des melancholischen Temperamentärs von innen nach außen hat dieselben Bedingungen zur Voraussetzung wie die Entwicklung der Knospen und das Öffnen der geschlossenen Blumenkelche, — warmen Sonnenschein, d. i. in menschlicher Hinsicht, — liebevolle Freundlichkeit. Letztere verlangt wohl jeder Temperamentär, aber der melancholische in erhöhtem Maße; denn gerade diesen treibt barsche oder mürrische Behandlung in sich selbst zurück und läßt ihn an dem erlittenen Unrecht mehr und länger zehren als jeden anderen Temperamentär.

Was nun noch die eigentliche Lernarbeit des Melancholikers betrifft, so liegt ihr Schwerpunkt in der Erzielung des Einklanges zwischen Eindruck und Ausdruck. Der Melancholiker ist eindrucksfähig für alle Dinge; ist sein Teleskop (die Aufmerksamkeit) einmal richtig gestellt, dann reflektiert sich darin der ganze gestirnte Gimmel. Nun kommt es aber in jeglichem Unterricht darauf an, daß man sich auch über die Wahrnehmungen ausspricht, d. i. ihnen Ausdruck gibt, und dies ist eine wunde Stelle des melancholischen Temperamentärs. Er gehört zu jenen Leuten, die mehr wissen „als sie von sich geben können". Der Grund dieser Erscheinung liegt einmal in dem Umstande, daß sie entweder zu intensiv vom Allgemeinen umfangen sind, oder daß sie in diesem nicht die festen und greifbaren Umrisse finden können, zumeist aber darin, daß ihre

Sinnestätigkeit gewissermaßen ermattet oder erschlafft ist und nicht nach außen (im Ausdruck) funktionieren will. Bei sich selbst z. B. ist der durchgebildete Melancholiker der größte Redner; in seinem Geiste ist die Sache seines Herzens zuhöchst und zutiefst erfaßt. Sobald er aber das Rednerpult betritt, erfaßt ihn das Allgemeine mit so einem Ungestüm, daß das Besondere und Geordnete durcheinander geht, — er gerät in Verwirrung, in Verlegenheit, ins Stocken. Was wir hier vom Redner gesagt haben, das gilt auch von dem Studenten auf der Schulbank. Die Erfahrung hat ohne Zweifel jeder Lehrer und Professor gemacht. Diese sind überzeugt von der Hingabe und dem Fleiß des Schülers; sie wissen, er kann es, aber der Vortrag gelingt schlecht oder sehr schwer. Was in der Seele so eines Studienbeflissenen vorgeht, das ist der Kampf zwischen Wolken und Sonnenschein.

In diesem Punkte ist der Choleriker ein Held. Wenn er nichts kann, so weiß er sich allemal zu helfen; dies reißt er entzwei, jenes knüpft er zusammen, und so „macht er sich ein Bild", das, wenn es nicht überzeugt, so doch täuscht; ja, er bringt es fertig, seinem Lehrer oder Examinator Sand in die Augen zu streuen. Er kommt in der Prüfung „durch", der Melancholiker fällt „durch"; jener hat „Glück", dieser „Pech".

Um nun das Mißverhältnis zwischen Eindruck und Ausdruck aufzuheben, bleibt nichts anderes übrig als Übung im kleinen. Hierdurch allein wird der Mut des Melancholikers erwachen und ihm Vertrauen zu sich selbst einflößen. Der Lehrer aber sei nachsichtig; denn nichts schlägt den Geist des Schülers so stark nieder wie ein zu strenger und barscher Lehrer und Zensor.

In einem ferneren Stücke unterscheidet sich der Melancholiker von dem Choleriker recht erheblich. Der Choleriker geht von der Schule meistens „fertig" ab; hat er sein Zeugnis einmal in der Tasche, dann, nun dann läßt er nur zu oft die wissenschaftliche fünf gerade sein. Nicht so der Melancholiker. Er geht immer von der Schule „unfertig" ab. Und sein wissenschaftliches Studium fängt erst an, wenn man ihn auf freien Fuß gesetzt hat; dann holt er nach, was die Schule seinem Geiste entsprechend nicht geben konnte. Beschränkt er sich

auf Spezialgebiete, so ist von ihm viel zu erwarten, aber mit der Zeit. Seine Vorliebe wird meistens sein Religion, Philosophie, Philosophie der Geschichte, sowie das alles, was die übrigen Wissenschaften an Grundlagen voraussetzen. In den Sprachen ist er schwerfälliger als der Choleriker. Dieser klammert sich ans Wortwesen und seine Regeln; dagegen der Melancholiker geht mehr dem Idiom, d. i. dem Wurzelwerk der Sprachen nach, aus dem das Geäst und Gezweige der Sprachen erwächst. Daß der Melancholiker in hohem Grade musikalisch sein kann, beweisen die großen Tonsetzer, z. B. Beethoven, Mozart und Schumann. Und daß die Poesie auf dem Grunde der Melancholie gedeiht, das hat Goethe bezeugt.

Wird der melancholische Temperamentär in seinem Wesen richtig erkannt und dementsprechend behandelt, dann sind wir also berechtigt, auf ihn die größten Hoffnungen zu setzen. Als Mann des Wissens und der Bildung bringt er den Aufzug, d. h. die alles tragenden und leitenden Prinzipien von Hause aus mit, sie liegen seinem Sinnen und Denken sehr nahe; bekommt nun der Aufzug („die Kette") den entsprechenden Einschlag aus dem Besonderen, d. i. aus Welt und Leben, dann wird der Melancholiker Sachwalter und Schatzmeister der Wissenschaften und der Verfassungen des Lebens, der Staaten, der Kirche, an welche sich die Größe und Kraft des Lebens in sozialer und individueller Hinsicht knüpft, natürlich im Unterschied vom Choleriker. Der Choleriker schwingt das Schwert; aber der Melancholiker macht und schärft es. Der Choleriker nimmt Städte und Festungen ein; aber der Melancholiker liefert dazu das Geschütz nebst Pulver und Blei. Wo sich der Kopf des Melancholikers mit der Hand des Cholerikers vereinigt, dort müssen fallen und seien es die Wälle der Wahrheit oder des Irrtums.

Hieraus ersehen wir, was für eine Macht der Geist des Menschen entfalten kann; daraus ersehen wir aber auch, was für eine große Sorgfalt der Ausbildung seines Geistes gewidmet werden muß, wenn er seine Würde einhalten soll, um nicht dem nächtlichen Prinzip anheimzufallen und den Erdkreis oder wenigstens die ihn umgebenden Verhältnisse in Finsternis zu hüllen.

Denn tatsächlich, was der warm-energische Choleriker und der warm-energische Melancholiker in Jahrhunderten gebaut haben, das reißt der kalt-energische Choleriker und der ebenso gestimmte Melancholiker in Jahrzehnten nieder. Der Kampf zwischen diesen beiden obwaltet im Streit und Widerstreit der höheren Kulturen und Interessen, ob nach der sonnenhaften Mitte oder nach dem nächtlichen Prinzip hin, das hängt von der Wahrung der Menschenwürde ab. Wenn der Brandstoff der letzteren, nämlich die Liebe, bis auf den letzten Funken verzehrt sein wird und gänzlich erkaltet, dann tritt ein, was die Astronomen von der Sonne befürchten und das Evangelium a priori verkündet, — der Zusammensturz der Weltkörper, sowie derjenige der menschlichen Einrichtungen.

Darum sind die Temperamentäre, vorab der melancholische und cholerische, an den großen Herd des Feuers zu führen, nämlich denjenigen der Religion, auf daß sie von diesem den Brandstoff nehmen und die Herzen der Menschen erwärmen und entzünden, auf daß die zentrifugalen Bestrebungen aufgehoben werden und in zentripetale übergehen.

§ 11. Ein Beispiel aus dem Leben.

Was wir bisher dargelegt haben, ist die prinzipielle Seite der Sache und ihrer Behandlung. Als solche hat sie ihre Vorzüge und Mängel. Zunächst Vorzüge; denn kennt man das Allgemeine, wie es sich im Wesen offenbart, dann ist die Ableitung und Anwendung naheliegend. Sie hat aber auch ihre Mängel; denn bei aller Kenntnis des Allgemeinen ist man in seiner Anwendung auf individuelle Fälle entweder ratlos oder zaghaft. Es ist schlimm, jedermann nach beiden Seiten hin zu genügen. Bei der Unmöglichkeit, die Sache gänzlich zu erschöpfen, haben wir vorgezogen, die Sache so einzurichten, wie sie vorliegt. Zur Ergänzung nach der praktischen Seite wollen wir ein Beispiel aus dem Leben bringen. Es betrifft die Jugend des Historikers Böhmer, der ein ausgesprochen warm-melancholischer Temperamentär war. (Geb. 22. April 1795; gest. 22. Oktober 1863.)

Völlige Zurückgezogenheit von der Welt, dies war, wie Janssen schreibt, eins der „ferneren“ Familiengesetze. Dem

Vater, der ununterbrochen vom frühen Morgen bis zum späten Abend arbeitete und mit den Kindern fast nur bei Tisch verkehrte, waren alle lauten Vergnügungen verhaßt; weder besuchte er, noch gab er Gesellschaften, und von gleicher Sinnesart hielt sich auch die Mutter, die „still und in sich gekehrt, von einem Ernst und einer Strenge war, die weit über ihre Jahre gingen", von allen gesellschaftlichen Berührungen fern und fühlte sich in einer irgend lebhaften Umgebung niemals wohl.

Und so abgeschlossen, wie die Eltern lebten, wurden auch die Kinder erzogen. Sie sahen das „Elternhaus gleichsam für eine verriegelte Burg" an und waren schon ziemlich herangewachsen, ehe sie irgend etwas von dem bunten Treiben der Handelsstadt (Frankfurt a. M.) bemerkten. Seit Dezember 1804 besuchte Johann Friedrich das damals blühende Privatinstitut Hadermanns im Mainzerhof am Bockenheimertor und dorthin wurde er nun jeden Tag beim Beginn des Unterrichts vom Hausdiener begleitet und am Schluß des Unterrichts abgeholt, und dies waren seine einzigen gewöhnlichen Gänge, die ihn mit der Außenwelt in Berührung brachten. Sonntags kam noch der Gang zur Kirche hinzu, wohin ihn die Mutter mitnahm. Wie oft hat er erzählt, daß er über elf Jahre alt gewesen, als ihn der Vater (im Frühsommer 1806) zum erstenmal an den Main führte, von dem ihm „bis dahin nur bekannt war, daß er an der Stadt vorbeifließe". Der Tag blieb ihm stets in süßester Erinnerung. Als er am Flusse auf- und abwanderte und seine Blicke über das jenseitige Ufer nach dem Mühlberg schweiften, wo sich die herrlichste Blütenpracht entfaltete, ergriff ihn plötzlich eine tiefe Sehnsucht nach der Natur, und er fing zu weinen an und kam im Innersten erregt nach Hause. Das war nun für die besorgte Mutter Grunds genug, ähnliche Spaziergänge für das ganze Jahr zu verhindern, „da die Luft dem Knaben nicht wohltue", und dieser mußte sich, wenn er „hinaus" wollte, mit dem kleinen Garten hinter dem Hause begnügen, wo er zum Andenken an den Spaziergang am Main ein Bäumchen pflanzte, über dessen Wachstum seine Aufzeichnungen berichteten. Wehmütig blickte er oft aus seinem Zimmer im zweiten Stocke des Hinterhauses über die Stadtmauern ins Freie.

Doch mit dem Jahre 1807 traten freudige Ereignisse in seinem Jugendleben ein, denn damals war es, wo er nach Meldung seines noch vorliegenden Tagebuchs „den 13. Februar zum erstenmal zum Tor der Stadt Frankfurt am Main hinausging; es war das Galgentor, an einem Freitage.“ Und noch mehr. „Onkel Georg (der Bruder der Mutter, der spätere General von Hofmann), der auf Besuch kam, führte ihn in den Kaisersaal und durch die Judengasse und verschaffte ihm eine Teilnahme an dem Frankfurter Pfingstvolksfeste, an welchem alle Stände, bunt untereinander gemischt, unter den hohen Linden der Pfingstweide dem sogenannten Kühtanze, zu Ehren des festlich geschmückten Stieres, und der Speisung der armen Kinder beiwohnten und dann, hingelagert bei Gesang und fröhlichem Trunke, sich der wiedererstandenen Natur erfreuten.“

Johann Friedrich war also, das hebt sein Biograph Johannes Janssen ausdrücklich hervor, fast zwölf Jahre alt, als er den ersten Gang außerhalb der Stadt machen durfte, natürlich nicht allein, „da das Alleingehen für Kinder unschicklich, sondern in Begleitung der Eltern“.

All diese Jugendeindrücke (oder wollen wir sagen: der Mangel derselben!) haben unseren Böhmer durch das Leben geleitet. Ordnungsliebe, Sparsamkeit, christliches Wohltun wurden Grundzüge seines Wesens, und stets bewahrte er den Sinn für stille, zurückgezogene Häuslichkeit. Er freute sich, daß er im Treiben größerer Gesellschaften, die ebenso langweilig als zeitraubend seien, niemals sich heimisch gefunden; aber er äußerte doch oftmals, daß die Art seiner Erziehung für ihn auch große Schattenseiten gehabt habe. Ferngehalten von allem Verkehr mit anderen, sei das Selbstvertrauen zu wenig in ihm ausgebildet worden, und dies habe eine Verzagtheit bewirkt, zu der später, als er sich in freier Stellung befunden, als Gegensatz der Trutz gekommen: „und Trutz und Verzagtheit“, sagte er, „konnte ich so schwer ins rechte Gleichgewicht, zu einer inneren Versöhnung bringen“. Noch im Jahre 1852 schrieb er in einer trüben Stunde die Worte nieder: „Bei meiner Bildung wurden gewagte Wege eingeschlagen. Von allen anderen Menschen wurde ich zurückgehalten und auf

mich selbst zurückgestoßen, dabei aber im Selbstvertrauen erschüttert." „Was konnte es mir nützen," heißt es ein andermal, „daß mein Vater mich während meiner Universitätsjahre ermahnte, daß ich die in meiner Jugenderziehung gelassene Lücke ausfüllen, meinen Mangel an Entschlossenheit, meine Blödigkeit im Verkehr überwinden müsse: damals war es zu spät. Unentschlossenheit und Blödigkeit, diese Früchte meiner Erziehung, haben bewirkt, daß ich im Leben mir so viele Zeit durch Allotria habe rauben lassen, die ich zu ernstem Tun hätte verwenden können und mögen." Besonders charakteristisch für seine Jugend, schreibt Janssen weiter, ist eine Äußerung in einem Briefe vom 21. Mai 1825: „Ach, es gab der Freudentage so wenige in meiner Jugend, der eigentlich eine harmlose Kindheit gefehlt hat. Die Eltern liebten mich innig, aber ich mußte mich in der Jugend doch oftmals fragen: ist denn die Liebe stets so ernst, so strenge? Und doch bin ich so dankbar dafür, daß man mich von frühe auf zur Arbeit und zu geregelter Tätigkeit angehalten und mich dadurch vor so vielem bewahrt hat, was sittlich beschmutzen konnte."

„Ernst und Arbeit war das Losungswort." Nur eine kurze Zeit des Spieles ward den Kindern verstattet, kein heftiger Ausbruch des Gefühls, weder der Freude noch der Trauer, wurde geduldet, selbst die wenigen Familienfeste trugen einen so ernsten Charakter, daß Böhmer eine gewisse Scheu, die er im spätern Leben vor solchen Festen hegte und nur mit Mühe überwinden konnte, diesen Jugendeindrücken zuschrieb. Alles im Hause war auf das Solide und Tüchtige gerichtet, und als Johann Friedrich einmal vom Vater bei der Lektüre eines Dichters ertappt wurde und tief ergriffen von dem Gelesenen mit hochroten Wangen dastand, nahm ihm dieser unwillig das Buch weg und sagte: „Laß den poetischen Firlefanz beiseite. Das Leben ist Arbeit, keine Poesie". „Ich habe das Leben", schrieb der Kanzleidirektor dem Schwiegervater, „als Arbeit kennen gelernt und in der Arbeit mich glücklich befunden. Dessentwegen halte ich darauf, daß auch meine Kinder schon im jugendlichen Alter in der Arbeit ihre Freude finden und nie vergessen: Labor improbus omnia vincit (unverdrossene Arbeit wird Herr über alles). Dann kommt der Reiz des

Lebens von selbst, der in dem Bewußtsein getaner Pflicht mehr als in allem anderen besteht."[1]

Das so weit Mitgeteilte genügt, um Böhmers Temperament und dessen falsche Behandlung zu erkennen. Und wer auf seinen Lebensverlauf und Lebensinhalt näher eingeht, überzeugt sich alsbald, daß Böhmer keineswegs ein „vergrämter Grübler" war. Im Gegenteil, sein Bild ist sehr sympathisch. Blond, blaß, still und (nach eigenem Geständnis) blöde, diesen Eindruck macht sein Porträt; überdies spricht aus seinem Antlitz liebevolle Freundlichkeit und Milde.

Felbiger über die Behandlung melancholischer Kinder: „Wie mit Furchtsamen und Blöden umzugehen sei. — Furchtsame und schüchterne Gemüter lassen sich wohl leicht leiten, aber dabei ist zu beachten, daß der Lehrer diese Gemütsbeschaffenheit nicht mißbrauche und etwa durch ein liebloses und ungestümes Verhalten ihnen eine knechtische Furcht einjage; diese kann gefährliche Wirkungen haben. Sie erzeugt nicht allein Abscheu gegen das Lernen und benimmt den Schülern das so nötige Vertrauen zu ihrem Lehrmeister, sondern verdirbt sie oft auch lebenslang, indem sie dadurch argwöhnisch, leutescheu und, wenn dies bei ihnen zur Gewohnheit wird, untüchtig werden, etwas Rechtes in der Welt anzufangen und zu versuchen. Bei so gearteten Schülern muß sich der Lehrer zuvörderst gewöhnen, durch liebreiches und freundliches Zureden Zutrauen zu sich zu erwecken; er muß mit ihnen Geduld haben und sich nachsichtig zeigen, wenn sein Unterricht nicht bald gefaßt wird. Öfters wird ein solcher Schüler dadurch gebessert, daß man das, was er lernen soll und nicht bald zu begreifen vermag, mit dem neben ihm sitzenden Schüler treibt und bloß verlangt, daß er diesem achtsam zuhören soll. Auch ist es nicht ohne Nutzen, solchen Furchtsamen kurz und eindringlich vorzustellen, wovor sie sich fürchten und wovor sie sich nicht fürchten sollen."[2]

---

[1] Janssen, Joh. Frdr. Böhmers Leben und Anschauungen. Freiburg 1869. S. 5 ff.

[2] Eigenschaften, Wissenschaften usw. IV. 7.

Vierte Abhandlung.

§ 12. Der Sanguiniker (Afranius).

»Mein Sohn,« sprach der alte Titus zu seinem Sohn Afranius, »mit Entsetzen sehe ich, daß dem Cato und Pomponius fast das ganze Erbe zugefallen ist; was bleibt für dich übrig?« — »Tut nichts, mein Vater,« erwiderte unbesorgt der lockige Jüngling; »Cato, der Choleriker, wird den Klee anbauen, Pomponius, der Melancholiker, wird ihn segnen, und ich, — ich werde den Honig daraus saugen.«

Wahrlich, besser kann keiner den Sanguiniker in seinem Wesen kennzeichnen, als er es selber in seiner Anspruchslosigkeit tut, aber gleichzeitig darin die Bedingungen seines Daseins und Glückes erblickt. Ist dies eine glückliche oder unglückliche Stimmung? Wir haben sie ohne Beantwortung dieser Entscheidungsfrage so zu nehmen, wie sie ist, nämlich als originell oder ursprünglich. Denn wohin sollte es führen, wenn alle Glieder des Leibes von gleicher Beschaffenheit wären und die gleiche Funktion hätten! Eins ins andere, und eins durch das andere! So finden wir die Dinge in der Welt, und so müssen wir sie auch hinnehmen; denn der Sanguiniker kann sich dort als Engel erweisen, wo der Choleriker und Melancholiker als Plagegeister auftraten, und anderseits werden der Choleriker und Melancholiker den leichteren Sinn des Sanguinikers unter den sanften Zwang ihrer Lasten und Sorgen nehmen und ihn seine Menschenwürde einhalten lehren. In diesem Sinne wollen wir denn auch den Sanguiniker in pädagogische Behandlung nehmen.

Belasse ihm den Lebenssonnenschein; mache ihn aber auch auf Regen- und Sturmzeiten gefaßt; darum lehre ihn seinen Stern am nächtlichen Himmel suchen und finden.

(Die wesentlichsten Merkmale und Züge des sanguinischen Temperamentes s. § 20 des I. Teiles.)

§ 13. Der Schulsanguiniker.

Der Sanguiniker nimmt als Mensch an denselben anthropologischen Voraussetzungen teil wie der Choleriker und Melancholiker. Auch er folgt dem „Stern, der im Osten aufgeht“; auch „seine Pulse schlagen mit der Sehnsucht Gottes“. Was ihm hierin eigentümlich ist, das ist die Weise der Erkenntnis und Willensmacht. Der Grund liegt in seinem „Geblüt“, das ihn beglückt, ihm aber auch anderseits die ärgsten Streiche macht.

Welche Stellung nimmt nun der Sanguiniker im Schulleben ein?

Betrachten wir das Meisterwerk eines Malers, so finden wir alsbald die einzelnen Momente, welche das Ganze ausmachen: den das Ganze tragenden Hintergrund; die Konturen oder Grundrisse; die lichten und leuchtenden Farben; die Schatten, welche eins vom anderen scheiden und die Gestalten stärker hervortreten lassen.

Dieselben Momente liegen im Bilde des Schullebens. Im Hintergrunde der Zurückhaltung, sowie des Sinnens und Denkens sitzen die Melancholiker. Die Um- und Grundrisse im Hervortreten der Gestalten geben die Choleriker ab; die lichten und leuchtenden, sowie das Auge fesselnden Farben sind die Sanguiniker; die Schatten, welche stützen und scheiden, sind die Phlegmatiker.

Wie nun in der Komposition der zum Bilde gehörenden Momente die Meisterschaft des Malers liegt, so liegt es in der Kunst des Erziehers und Bildners, daß er die einzelnen Temperamentäre nach ihrer Natur bewertet, so daß eins durchs andere greift, reift und gedeiht. Im Schulorganismus nimmt das sanguinische Temperament nicht die letzte Stelle ein. Wie nämlich der Sonnenstrahl die vegetativen Triebe weckt und zur Entfaltung bringt, so belebt Frohsinn und Heiterkeit des Gemütes das geistige Schaffen und Wirken. Mürrisches Wesen, Mißstimmung und Trübseligkeit ist für das geistige Gedeihen dasselbe wie schlechte und verpestete Luft und Lichtmangel für das Gedeihen der Pflanzen und Tiere.

Unter dieser Rücksicht nimmt auch der Sanguiniker seine

Stellung in Schule und Unterricht ein. Die Lehrer und Professoren haben ihn gern. Ernst und Strenge derselben werden durch den unverwüstlichen Frohsinn und Humor des Sanguinikers in etwa gemildert. Auf einen „anderen" würde der erzürnte Lehrer unter Umständen sein Donnerwetter entladen und ihn mit ein paar Donnerkeilen beschütten, den Sanguiniker, — er sieht ihn an, wird von seinem lebensfrohen und freundlichen Blicke „getroffen" und in seinem Grimm und Groll besänftigt, — er schont ihn; „weil du es bist", sagt er sich. Lose Streiche werden also seinem Naturell oft zugute gehalten, und um seines neckischen Sinnes und witzigen Geistes willen wird er auch von den Mitschülern gern gesehen und gut gelitten.

§ 14. **Die Geistes- und Lernarbeit des Sanguinikers.**

Inbezug auf die Geistes- und Lernarbeit des Sanguinikers gilt das, was wir in § 20 von ihm gesagt haben: er wohnt in den Häusern, welche die Melancholiker oder Choleriker gebaut haben, d. h. er kann Philosophen- und Theologen*jünger* werden, — ein *Meister*, der sich sein eigen Haus (System) baut, wird er schwerlich. Hiernach kann der Sanguiniker ein vortrefflicher Vermittler des Wissens und der Bildung werden, aber die Fundamente und das Gebälk muß er gelegt bekommen, sonst ist es schwer möglich; denn wenn er auch *spekulativen* Sinn besitzt, so ist dieser meist nicht tief, kräftig und ausdauernd genug, um eine Sache vollauf zu würdigen. Eher ist er als Eklektiker (Wissenssammler) möglich. Und das ist eben der Sinn des Trostes, den er sich selber zuspricht, wenn er sagt: Cato werde den Klee (des Wissens) bauen, Pomponius ihn segnen und er selbst werde den Honig (das Gute) daraus saugen und zusammentragen.

Der Melancholiker und Choleriker sind schwer auf *Buchwissen* zu verpflichten; beide müssen sich selber solche schreiben, wenn sie ihrem Geiste entsprechen sollen. Anders der Sanguiniker. Dieser läßt sich *leicht* aufs Buchwissen verpflichten; denn er hat Sinn für Wissen und Bildung; aber deren Erwerb muß mühelos und leicht sein. Dies ist beim Buchwissen in etwa der Fall, zumal beim Sanguiniker, dem sein vorzügliches Gedächtnis hierin sehr zustatten kommt.

Letzteres zeigt bei ihm wie bei den Mädchen alle guten Eigenschaften, allerdings auch einige Mängel; aber letztere lassen sich beheben.

Hiernach ist nun die nähere oder engere Behandlung des sanguinischen Temperamentärs einzurichten.

Wir müssen psychologisch verfahren, d. h. ihn bei den Vorzügen seines Naturells packen. Aus § 20 wissen wir, daß seine Sinne vorzüglich sind; er sieht und hört alles, und seine Wahrnehmungen, Empfindungen und Gefühle sind schnell und lebhaft erregt, und seine Phantasie unerschöpflich in Schaffung und Umbildung der Vorstellungen. Kommt seine Wißbegier und Neugierde hinzu, dann sind alle Vorbedingungen der Bildung gegeben. Benützen wir diese.

Er sieht und hört alles. Also an der Anschauung mangelt es ihm nicht. Darum hat bei dieser die Geistesarbeit einzusetzen. Soll diese von Erfolg in der Begriffsbildung sein, dann muß der Lehrer seinem flatterhaften und sprunghaften Sinne sein eigenes starkes Rückgrat bieten und sich selber mit der Tugend der Geduld wappnen. Denn den sanguinischen Bildungsjäger kann man sich unter keinem Bilde besser und schöner vorstellen als unter demjenigen des Schmetterlingsjägers mit dem Netze in der Hand.

Hier fliegt ein Zitronenfalter auf, — der Sanguiniker ihm nach; bald hat er ihn, — ein Ruck in die Höhe, und der Falter ist weg. Da sitzt ein großer Fuchs. Behutsam schleicht der Jäger hinan; Auge und Hand sind in Aufmerksamkeit gespannt; er schlägt zu, er glaubt ihn zu haben, — da bietet der große Admiral sich als Objekt seiner Jagdlust dar. Diesen um jeden Preis! Da geht's über Hecken und Büsche ungeachtet der Kleiderfetzen und Dornenrisse, — es wäre so schön gewesen, da steht er am Ufer — und hat das Nachsehen. — So ungefähr geht es im Kopfe des Sanguinikers zu. Die Nixen und Kobolde seines Geistes spielen ihm arg mit. — Ein anderes Bild. Es ist Religionsunterricht. Der Lehrer behandelt die Todsünde in ihrem Wesen und ihren Folgen. Hans sitzt in einer der hintersten Bänke und hat Aussicht auf das benachbarte Dach eines Hauses. Der Lehrer und ein Teil der Schüler sind von dem heiligsten Ernst der Sache umfangen. Über das

Angesicht des Hans gleitet ein Lächeln. Ein Blick auf den Lehrer, und es verzieht sich. „Ewige Höllenstrafe“ . . . Hans kann sein Lachen nicht verbeißen. Ein Stoß mit dem Ellbogen, und der Nachbar ist miteingeweiht; es wird weitertelegraphiert. „Hast du es gesehen?“ (Der Nachbar nickt.) „Unauslöschliches Feuer, wo“ . . . Da kann sich Hans nicht mehr halten; er bricht in heftiges Lachen aus, setzt aber schnell eine ehrbare Miene auf; zu spät, der Lehrer hat es gesehen. „Was gibts denn da?“ „Nichts!“ — Und was war in Wirklichkeit da? Zwei Stare neckten und zankten sich, und diese Posse hat den Hans aus dem Gleichgewicht des heiligsten Ernstes gebracht. — So ist nun einmal der sanguinische Junge. Sein Naturell ist für äußere Vorgänge zu empfänglich, als daß er sie ohne sein Interesse passieren lassen könnte.

Die leichte Erregbarkeit und Empfänglichkeit für äußere Eindrücke und Vorgänge ist für die Bildung in allen ihren Momenten und Stadien von ungemein großer Wichtigkeit. Manche Menschen lernen schwer, furchtbar schwer; es will nichts „in ihren Kopf“. Warum nicht? Sie haben nicht gelernt, mit den Augen zu sehen und mit den Ohren zu hören. Das ist der Grund, warum es mit ihnen nicht vorangeht. Nimm ihre Sinne gefangen, lehre sie sehen und hören, und das geistige Verständnis folgt unmittelbar darauf.

Was nun den Sanguiniker betrifft, so bringt er so viele und reichhaltige Eindrücke in die Schule mit, daß, wenn man ihm die Freiheit oder nur die Anregung gibt „auszupacken“, der Lehrer gar nicht weiß, in welche Fächer und Abteilungen er all das Zeug unterbringen soll. Im Anschauungsunterricht und im Singen, da ist er ein Held; sein Auge ruht nicht, und sein Schwätzmäulchen kommt nicht zur Ruhe; denn der darüber laufende Strom der Eindrücke ist unversiegbar. Andere sitzen da wie die „Holzblöcke“ oder „Holzklötze“, — der Sanguiniker ist unermüdlich; noch dies, noch das, und so geht es vom Zehnten zum Hundertsten und Tausendsten. Hiernach steht bei ihm Eindruck und Ausdruck im Einklange, und somit ist der Bildungszweck erreicht. Wirklich? Wie es mit diesem Bildungszwecke steht, davon kann man sich überzeugen, wenn man in das Getriebe des Ein- und Ausdrucks nur ein

einziges „Warum“? hineinwirft, und die Mühle steht stille. Warum steht sie stille? Die reichlichsten sinnlichen Eindrücke sind eins, und das Wesen der Dinge, sowie Gründe, Ziele und Zwecke sind ein anderes. Der kleine Sanguiniker gibt seinen sinnlichen Eindrücken nur einen sinnlichen Ausdruck; dies ist aber nur eine der Vorbedingungen des Bildungszweckes, und zwar die materielle, welche durch die auswirkenden und gestaltenden Kräfte des Geistes ergänzt und begründet sein will. Und in diesen letzteren fällt es dem Sanguiniker schwer, Fuß zu fassen. Die Gründe dieser Schwierigkeiten sind in § 20 physiologisch und psychologisch erklärt. In seinem Frohsinn pflückt er Beeren, achtet aber nicht auf die Schlangen; in seiner Arglosigkeit spielt er mit der Katze, vergißt aber, daß in ihren Pfotenscheiden die Krallen stecken; er ergötzt sich an dem Duft der Blumen, kennt aber nicht deren narkotische Wirkungen; in seiner Verwegenheit schreitet er über Abgründe, ohne darauf zu achten, daß sie auf ihn als ihre Beute gieren. Was tut also dem Sanguiniker not? Man rege sein Denken an und leite ihn an, von den Erscheinungen zum Wesen, von den Tatsachen zu den Ursachen und von den Wirkungen wiederum zu den Ursachen vorzudringen. Das heißt: Dies fordert seine Natur in weit größerem Umfange und höherem Grade als die jeden anderen Temperamentärs. Seine Erfahrungen legen ihm dasselbe ohnehin nahe, wenn er sich hier die Finger verbrennt, dort ins Wasser fällt oder Risse und Schmisse davonträgt usw. Wenn man ihn auf diese Weise die Träger und das Getragene (d. h. das Wesen und die Erscheinungen) unterscheiden lehrt und ihm zu einem leidlichen Aufzug verhilft, dann wird er demselben einen Einschlag geben, der Auge und Herz erfreut; denn gerade seine Sinne liefern ihm ein überreiches Einschlagsmaterial.

Das Bild vom Webstuhl ist im Bildungsbetriebe sehr lehrreich. Der Melancholiker ist zumeist mit dem Aufzug beschäftigt. Ist er damit einigermaßen fertig, dann stellt sich ein Mangel ein, es fehlt der Einschlag. M. a. W.: er ist groß und stark im prinzipiellen Wissen. Soll er aber einen Aufsatz machen, das Gewebe herstellen, dann mangelt es ihm an Erfahrungen, er hat nicht genug gesehen und gehört. Umgekehrt

beim Sanguiniker. Er hat einen erdrückenden Vorrat an Einschlag (Erfahrungsmaterial); aber wenn er einen Aufsatz machen soll, dann geht das Wesentliche und Unwesentliche durcheinander; er hat keinen ordentlichen Ausgang, keinen festen Zusammenhalt, kein bestimmtes Ziel. Überdies fehlt seiner Hand die Festigkeit in der Linienführung. Die Leistungen der Temperamentäre müssen naturgemäß verschieden ausfallen; sie verlangen aber auch eine dementsprechende Beurteilung und Zensur.

Dieser seiner Natur gemäß wird der Sanguiniker auch seinen Bildungsweg zurücklegen. Im Grunde genommen wird er ein Phänomenalist bleiben, d. h. einer, der vorwiegend für Erscheinungen Sinn und Verständnis hat. Hiernach muß auch seine Neigung zu den einzelnen Wissenschaften gewürdigt werden. Er hat Sinn für Wissen und Bildung, aber für dasjenige aus zweiter Hand, wie Geschichte, Literatur, Naturgeschichte, — kurz für alles das, was leicht zum Nachlesen ist, und dann können es auch Philosophie, Theologie, Philologie sein oder die einzelnen Zweige dieser Wissenschaften. Aber eins darf ihm trotz seines liebenswürdigen Wesens nicht erspart bleiben, solange er auf der Schulbank sitzt: Zucht und Disziplin. Gewohnheit und sanfter Zwang muß bei ihm das ergänzen, was ihm von Natur aus versagt ist: Nachdruck, Festigkeit und Beharrlichkeit.

Die Bildung des Herzens liegt unmittelbar neben derjenigen des Verstandes, oder die erstere ergibt sich aus der letzteren. Wissen und Gewissen sind sprachlich verwandt, sie sollen es auch sachlich sein; sie bedingen einander wie Herz und Hand, wie Wurzel und Blüte.

Beide sind im Wesen des Sanguinikers in Einklang zu bringen. Der Choleriker umgeht das Verbot oder er schlägt es nieder, weil ihm niemand etwas zu sagen habe. („Ich kann tun, was ich will.“) Dagegen der Sanguiniker respektiert dasselbe; aber er hält es nicht für „so schlimm“, hierin einen Fehltritt und darin einen Übergriff zu tun. Hierauf beruht sein Leichtsinn. Nichtswürdigkeit (iniquitas) liegt seinem Wesen fern. Er fehlt leicht; aber er gesteht auch sein Vergehen ebenso leicht ein.

Im Grunde genommen ist nun der Sanguiniker in intellektueller und sittlicher Hinsicht ebenso schwer zu behandeln wie das Quecksilber zu hämmern. Der Haupterfolg kommt mit den Jahren. Gleichwohl ist in ihm der Gewissensstachel rege zu erhalten. Ohne daß man ihm seinen Lebenssonnenschein verdüstert, ist er oft unter den Einfluß und Eindruck des Sinai zu setzen, zumal sein Herz denselben Resonanzboden für die Stimme des Logos bildet wie dasjenige der übrigen Temperamentäre.

In den Jahren seiner Jugend ist er entgegen seiner Neigung zur Zerstreutheit und Flatterhaftigkeit auf sich selbst zurückzuwerfen, auf daß er lerne, nachzudenken und sich auf diese oder jene Punkte zu konzentrieren. Man lasse ihn genießen, lehre ihn aber auch seine Pflichten zu erfüllen. In dem Wechsel von Ruhe und Arbeit wird er allmählich der Ordnung inne werden, die alles, auch ihn erhält. Hierdurch wird sein Wille die Kraft und Richtung erhalten, welche ihn dem Sterne nachgehen läßt, um ihn in dem ausruhen zu lassen, der ihn am Morgen seines Lebens berufen hat.

Felbiger über die Behandlung sanguinischer Schüler. „Wie mit munteren und aufgeweckten Köpfen umzugehen sei. — Kinder, die ein munteres und aufgewecktes Wesen an sich haben, sind zum Leichtsinne und zur Flatterhaftigkeit geneigt: sie werden einer Sache bald überdrüssig, bleiben nicht gern lange bei einem Dinge. Hier muß ein Lehrer durch vorteilhafte Abwechslung und vornehmlich dadurch zu Hilfe kommen, daß er ihnen das, was sie erst halb oder zum Teil begriffen haben, von einer anderen Seite, auf andere Art, unter anderen Beispielen und Bildern vorstellt und so lange wiederholt, bis sie es vollkommen begriffen haben. Eben diesen Vorteil muß er beim Wiederholen anwenden, das niemals außer acht zu lassen ist, sowohl um dem Vergessen vorzubeugen als auch um das Gelernte desto tiefer dem Gemüte einzuprägen. Ein Lehrer muß sich sehr hüten, solche Schüler durch ungebührliche Härte schüchtern zu machen oder ihnen eine knechtische Furcht einzujagen; er muß vielmehr sich befleißigen, ihre Munterkeit zum Vorteile des Lernens zu wenden; er muß ihnen das Lernen so angenehm, beliebt und leicht zu machen suchen, als nur

möglich ist. Mit ihnen liebreich umgehen, ein mäßiges Lob, wenn sie es verdienen, kleine Geschenke, gewisse Bevorzugungen, die man ihnen bei bezeugtem Fleiße zugestehen kann, werden sie ungemein zum Lernen ermuntern und dem sonst sich einfindenden Ekel begegnen. Sollte aber alles Obige nicht helfen, und wäre auf solche Art die Flatterhaftigkeit gar nicht zu überwinden, so kann und muß alsdann ein Lehrer ihnen anfänglich seinen Unwillen mit Gebärden und Zureden, und ist dies nicht hinlänglich, auch wohl durch die Rute oder andere wohlgewählte Strafen zu erkennen geben."[1]

Fünfte Abhandlung.

§ 15. Der Phlegmatiker (Piso).

Bist du Meister in pädagogisch-didaktischen Dingen, — dann zeige deine Meisterschaft in der Behandlung des phlegmatischen Temperamentärs.

(Die Grundzüge und Merkmale des phlegmatischen Temperamentes s. § 24 des I. Teiles.)

Alle und jegliche Behandlung des Menschen richtet sich nach seinen jeweiligen Äußerungen. Äußert er Hunger und Durst, so kann dieser gesättigt bzw. gelöscht werden; äußert er einen Wunsch, so kann er erfüllt werden; hat er Schmerzen und gibt er dem Arzte den Sitz derselben an, so kann dieser dieselben heilen. Wo aber die Äußerung nicht hervortritt, dort hört alles auf. Was in leiblicher Hinsicht gilt, das gilt auch in geistiger, — in Erziehung und Bildung. Diese beruht auf Aktion und Reaktion des ganzen Menschen, nämlich der Aktion des Erziehers und Bildners in Leitung und Förderung des Zöglings, sowie der Reaktion des letzteren durch Eingehen auf die behandelten Dinge, Ziele und Zwecke, — sie geistig erobernd und auswirkend auf die seinem Geiste entsprechende Art. Der Geist des Erziehers und Bildners, sowie derjenige

---

[1] Eigenschaften, Wissenschaften usw. IV. 6.

des Zöglings müssen sich kommensurieren, d. h. ausgleichen.

Dieser Ausgleich zwischen Lehrer und Schüler, zwischen Entgegenkommen und Eingehen, zwischen Absicht und Einsicht hat bei jedem Temperamentär seine Schwierigkeiten und wäre einer eigenen Erörterung wert; aber bei keinem Temperamentär sind diese Ausgleichsschwierigkeiten so groß wie bei dem phlegmatischen. Hieraus erklärt es sich, daß Hellwigs Behandlung des phlegmatischen Kindes fast auf Verzicht und Verzweiflung gestimmt ist. „Jedes andere Kind", sagt dieser „läßt sich zum Lernen anfeuern durch Versprechungen, durch Lob und Tadel. Aber solche Mittel prallen an der Gefühllosigkeit und Harthörigkeit des kleinen Phlegma ab. Den Ehrtrieb kennt es nicht, den Tadel fühlt es nicht. Es mag hart klingen, aber es ist wahr, und wir müssen es sagen: der Lehrer steht dem Kinde machtlos gegenüber, wenn er nicht hie und da den Stock in der Hand hält und mit Vernunft und Mäßigung, wie sie ihm die Liebe zum Kinde diktiert, zur körperlichen Strafe seine Zuflucht nimmt."[1]

Die Behandlung des phlegmatischen Temperamentärs ist schwierig. Dies ist aber kein Grund, ihn gänzlich aufzugeben und seinem Stumpfsinn zu überlassen. An jedem Temperamentär kann sich der Erzieher und Bildner in seiner jeweiligen Kunst und Tugend üben: am Choleriker in Zügelung seiner Energie und seines Ungestüms, am Melancholiker in Schonung seines Sinnens und Denkens, am Sanguiniker in Fesselung seines leichten und flatterhaften Sinnes, und am Phlegmatiker in Beharrlichkeit und Geduld an dessen Schwerfälligkeit und seinen sonstigen Temperamentseigentümlichkeiten. Diese beiden letzteren Tugenden wird der Erzieher und Bildner an dem Phlegmatiker um so leichter üben, wenn er sich auf den Standpunkt der Naturgemäßheit stellt. Diese hat aber eine Verschiedenheit zur Folge. Also darf er z. B. den Phlegmatiker nicht mit einem Choleriker in ein Joch spannen und beide gleichmäßig zu einem Ziele treiben, sagen wir: führen oder leiten. Er muß sich vielmehr den Grundsatz bilden: Verschiedene

[1] Die vier Temperamente bei Kindern. S. 35.

Naturen, verschiedene Behandlungsweise, verschiedene Erfolge. Andernfalls zerschlägt er sich, zumal wenn er selber stürmischer Natur ist, an seinem eigenen Beginnen.[1]

Was sollen wir nun mit dem Phlegmatiker anfangen? Vor allem legen wir das Vorurteil ab, als wäre er wirklich ein Ausschuß des Menschengeschlechts. In der Lehre von den Temperamenten nimmt er gewöhnlich die letzte Stelle ein. Lassen wir uns hierdurch nicht verleiten, ihn als den letzten zu behandeln. Unter keinen Umständen ist er als der Wollsack anzusehen, welcher am geeignetsten ist, die Zornausbrüche des Erziehers unter Begleitung von Stockschlägen zu absorbieren. Liebe und Gerechtigkeit walte auch dem Phlegmatiker gegenüber.

Im allgemeinen haben wir uns in Behandlung der Temperamentäre auf den Grundsatz eingeschworen, daß die letzteren so zu nehmen seien, wie sie sind. Ebendas ist psychologisch. Dieser Grundsatz muß sich auch an dem Phlegmatiker bewähren.

Wenden wir uns zunächst an seine Sinnestätigkeit. Aus § 24 wissen wir, daß seine Wahrnehmungen, Empfindungen und Gefühle schwach sind und ihn in seinem Innern selten erregen. Diesem schwachen Eindruck entspricht der ebenso schwache Ausdruck. Die Folge davon ist, daß seine Triebe, Begierden und Neigungen zumeist „schlafende Augen“ bleiben.

Was ergibt sich hieraus für die unterrichtliche Behandlung? Die hart- und weichholzigen Bäume lehren es uns am besten. Die Buchen und Eichen z. B. entfalten sich als Harthölzer am spätesten; denn sie verlangen eine volle, kräftige und nachhaltige Einwirkung des Sonnenstrahls. Diesen letzteren wollen auch die Phlegmatiker haben. Für Regentropfen und das sanfte Säuseln des Windes sind sie unempfänglich; wohl bringt der Wasserstrahl oder Guß und der Sturm sie in Bewegung. Wo also jedem anderen Temperamentär die normale Wortstärke oder nur eine Andeutung genügt, dort verlangt die Natur des Phlegmatikers eine Vollkraft des Wortes und Nachdruck der Willensmeinung, wenn Auge und Ohr seines Verständnisses

[1] So manche Überschreitung des Züchtigungsrechtes hat gerade hierin ihren Grund.

sich öffnen sollen. In dieser Hinsicht ist der Phlegmatiker recht anspruchsvoll. Für ihn muß also der Erzieher und Bildner recht viel Pulver und Blei übrig haben, wenn er ans Ziel des Verständnisses kommen will. Darum bleibt nichts anderes übrig, als da, wo anderen Temperamentären Andeutungen und Erinnerungen an Gesehenes und Gehörtes genügen, ihn die betreffenden Objekte der Erkenntnis möglichst nahe sehen, voll hören und gänzlich betasten lassen. Der Haupttrost des Lehrers muß sein, daß etwas immer hängen bleibt.

Nächst der allseitigen empirischen Erkenntnis und der öfteren Wiederholung ihrer Betätigung ist der Phlegmatiker zum Ausdruck (zur Aussprache) dessen zu bewegen, was er gesehen und gehört hat. Hierin „hapert" es am meisten. Denn wenngleich die Sinne einiges Erkenntnismaterial gesammelt haben, so wissen wir, daß sein Geist sich nur mit Mühe dazu bestimmen läßt, sich des Materials zu bemächtigen. In diesem Punkte nun muß der Sonnenstrahl der Liebe und Geduld einsetzen, um all die Häute der phlegmatischen Knospe zum Sprengen und die schlummernden Kräfte des Geistes zur Entfaltung zu bringen. Es geht, aber in Geduld und Nachsicht. Darum fange man mit dem Ausdruck (Aussprache) im kleinen an. Es ist für den Phlegmatiker und seinen Lehrer eine Errungenschaft, wenn der erstere so weit gebracht wird, daß er drei (fünf) Sätze in Zusammenhang bringt, indem er eine Sache näher erklärt oder leidlich begründet. Bei einigem Gelingen erstrahlt sein Gesicht in dem Glanze eines Helden; man lasse ihn aber nicht auf seinen Lorbeeren ausruhen. Der Phlegmatiker gehört nächst dem Sanguiniker zu den „unsicheren Kantonisten", die man recht oft „herannehmen" soll; den ersteren, um ihn zu konzentrieren, den letzteren, um ihn zu lehren, seinen Hang zur geistigen Untätigkeit zu überwinden. Hauptsache ist Ansatz. Wird dieser gut gemacht, dann ist Anhalt für weitere Angliederungen (Assioziation) gegeben und Vorsorge getroffen für den Fortgang vom Sinnlichen zum Übersinnlichen, vom Materiellen zum Geistigen. Man unterschätze den Phlegmatiker in diesem Punkte ja nicht. Es ist wahr und richtig, daß es schwer ist, das nur glimmende Feuer

seines Geistes in Flammen zu setzen. Aber ist dies denn absolut notwendig? Ist es im Gegenteil nicht wahr, daß gedecktes Feuer länger vorhält als das sich in Flammen und Feuergarben verzehrende? Man verlange also von dem Phlegmatiker nicht, was er nicht leisten kann, und man wird mit ihm relativ doch zufrieden sein. Er faßt langsam; was er aber einmal erfaßt hat, das ist sein eigen. Merksinn verbindet sich mit seinem Gedächtnis, und an seine Schwerfälligkeit knüpft sich die Beständigkeit. Und dies ist, zumal wenn die Güter und Geister fluktuieren, ein großer Vorzug. Wenn die Götter der Wissenschaften und Künste stürzen wie die Engel vom Himmel, dann geben möglicherweise die Phlegmatiker die Anhaltspunkte für Sammlung und gedeihliche Fortentwicklung.

Nun kommen wir zur anthropologischen Behandlung des Phlegmatikers.

Anmerkung. Es ist sehr wohl zwischen psychologischen und anthropologischen Gesichtspunkten in der Behandlung der Lehre vom Menschen zu unterscheiden. Über diese Unterscheidung ließe sich mehreres sagen; doch wir wollen sie hier dahin bestimmen, daß die psychologische Lehre sich mehr auf das Sinnenleben beschränkt, während die anthropologische dort einsetzt, wo der **Geist** (Intellekt) die Sinnlichkeit und Materialität übersteigt (transzendiert) und den ganzen Menschen in seiner Würde erfaßt.

Wenn man den Phlegmatiker totlehren will, dann fange man an: In principio erat Verbum: „Im Anfange was das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“ Man rede ihm von der Aseität[1] Gottes und vom ontologischen Gottesbeweis, — und man kann sicher sein, daß diese Lehren ihn ansprechen wie ein Oratorium den Sanges- und Musikunkundigen. Hierzu fehlt dem Phlegmatiker die Voraussetzung, nämlich das Denken; es ist in seiner Natur wohl der Möglichkeit nach vorhanden, aber in einer solchen Mattigkeit, daß die erhabensten Dinge in seinem Geiste nur einen schwachen Reflex erfahren. Was ihn in seiner Menschenwürde aufrecht erhält und ihm als Stab und Stütze dient, das ist der gesunde und schlichte Menschenverstand. Dies ist eine der Perlen, welche auf dem Grunde des phlegmatischen Temperamentes liegen. An diese ist anzuknüpfen und aus ihr alles das zu

[1] Gott ist a se, d. i. aus sich selbst.

entwickeln, was den Phlegmatiker in seiner Menschenwürde betrifft.

Diesen Anhalt unterschätze man nicht; er ist mehr wert als alle Philosophie-Systeme zusammengenommen; denn der gesunde Menschenverstand ist (wenigstens in subjektiver Hinsicht) der Ausgangspunkt jeglicher Wissenschaft und Kunst.

Wenn man nun dem Phlegmatiker gehörig den Warum-Stachel zu kosten gibt, so wird er sich schon in etwa regen. Fürs „sonnenhafte Prinzip" wird er sich nicht sonderlich begeistern, aber sich auch nicht so leicht die Irrlehren des nächtlichen aufbinden lassen. Denn kaum ein Temperamentär ist so zur Vorsicht und Skepsis geneigt wie der phlegmatische. Wer sich diese Eigentümlichkeiten des phlegmatischen Temperamentes zunutze macht und es mit Liebe und Vertrauen anfaßt, der kann den Phlegmatiker sehr weit fördern.

Da es nicht in der Natur des Phlegmatikers liegt, sich ein eigenes Haus zu bauen, d. h. sich das Wissen nach dem eigenen Leibe und Geiste zuzuschneiden, so läßt er sich leicht auf das Lehrbuch oder den Leitfaden verpflichten. Diese hat er gern; ersparen sie ihm doch das Vordenken ebensosehr wie sie ihm das Nachdenken erleichtern. Gleichwohl ist er immer und wieder dahin zu drängen, daß er das hier oder da Gesagte auf eigenen Leisten schlägt, d. h. dem Eindruck den seinem Geiste entsprechenden Ausdruck gibt.

Für welche Kenntnisse und Wissenschaften wird sich der Phlegmatiker interessieren? Für die spekulativen wird er sich ebensowenig erwärmen wie der Sanguiniker. Dieser hat nicht die nötige Ruhe dazu, und jenem mangelt das verzehrende Feuer des wissenschaftlichen Triebes. Es bleibt also nur übrig, auch den Phlegmatiker wie den Sanguiniker in das „System" der Eklektiker (Wissenssammler) unterzubringen. Für populäre Darstellungen „hochwissenschaftlicher Dinge" wird er nicht unempfänglich sein, sich aber doch lieber auf Geschichte, Geographie, Naturgeschichte und diese oder jene technischen Fächer beschränken, welche ihm Ruhe und Behaglichkeit gewähren.

Die sittliche Artung und eventuelle Entartung des phlegmatischen Temperamentärs ist ebenso unberechenbar wie diejenige

der übrigen. Im allgemeinen ist das Phlegma auf Konservativismus und auf die Skepsis gestimmt. Der erstere kann aber ein lebendiges Erhalten bedeuten, er kann aber auch in Erstarrung übergehen. Um ihn vor dem letzteren zu bewahren, ist immer auf seinen gesunden Menschenverstand zu rekurrieren. Für Unrecht- und Ungerechtigkeit ist der Phlegmatiker sehr empfindlich; darum ist zu erwarten, daß er auch für das Gebot empfänglich sein wird: „Was du nicht willst, daß man dir tu', das füg auch keinem andern zu." Tatsächlich wird ihn die ängstliche Rücksicht auf Vorteil und Nachteil dort in Schranken halten, wo die prinzipielle Stellungnahme zu Recht und Gerechtigkeit bei ihm versagen. Weil also der Phlegmatiker für Prinzipien überhaupt schwer zu haben ist, so ist in jeglicher Behandlung seiner Natur auf den Habitus Bedacht zu nehmen, d. h. es ist Vorsorge zu treffen, daß bei ihm sich eine feste Ordnung und Gewohnheit ausbildet. Dieser Gesichtspunkt ist darum so wichtig, weil der Phlegmatiker, wenn er nicht nach oben gezogen wird, vermöge seiner Schwere in eine Gleichgültigkeit verfällt, aus der er nur sehr schwer zu dieser oder jener Stellungnahme zu bringen ist.

Felbiger über die Behandlung phlegmatischer Kinder. „Wie mit trägen und schläfrigen Schülern zu verfahren sei. — Gemüter dieser Art haben die Ermahnungen des Lehrers am nötigsten; dieser muß sie aber mit gemäßigtem und nicht übertriebenem Ernste aus ihrem Schlummer, aus ihrer Untätigkeit zu wecken suchen; er muß viel Geduld haben, sie fleißig und oft vornehmen, durch das Beispiel ihrer emsigeren Mitschüler teils ermuntern, teils beschämen; hilft alles dies nicht, so muß er sich bemühen, ihnen wenigstens das Nötigste von dem, was sie lernen sollen, beizubringen."[1]

[1] Eigenschaften, Wissenschaften usw. IV. 8.



Im Verlage von **Ferdinand Schöningh** in **Paderborn** ist erschienen:

Lehrbuch der Philosophie

zum Gebrauche an höheren Lehranstalten und zum Selbstunterrichte.

Von

Dr. Albert Steuer,

Professor der Philosophie am Priesterseminar zu Posen.

Erster Band:

Logik und Noëtik.

Mit kirchlicher Druckerlaubnis.

XI u. 386 S. gr. 8. br. ℳ 3,80.

An Lehrbüchern der Philosophie herrscht auch auf katholischer Seite nicht gerade Mangel. Aber das steigende Interesse, das die Zeit den Problemen der Philosophie entgegenbringt, läßt es gerechtfertigt erscheinen, wenn wir jede wertvolle Bereicherung auch dieser Art philosophischer Literatur freudig begrüßen. Die größere Auswahl, die geboten wird, kommt der Verschiedenheit von Geschmack und Bedürfnis leichter entgegen. Das neue Handbuch wird neben den bisher gebräuchlichen seinen Platz erobern. Reichhaltigkeit, Klarheit und Gründlichkeit, die Haupteigenschaften eines guten Lehrbuches, dürfen als seine Vorzüge genannt werden. Die leichte Darstellungsform machen es auch zum Selbststudium besonders geeignet. Originell will das Handbuch allerdings nicht sein, die vielen Zitate kennzeichnen ausdrücklich die Anlehnung an ältere Vorbilder. Doch fehlen auch besondere Eigenheiten nicht. So werden in der Noëtik die Arten der Gewißheit eingehender als gewöhnlich behandelt, und das Kapitel über Glauben und Wissen ist von einer Ausführlichkeit, wie man sie sonst in Lehrbüchern der Philosophie nicht gewöhnt ist. Die Logik zeigt in der Anordnung des Stoffes einige Neuerungen, deren Grundgedanke gut, deren Durchführung aber nicht ganz glücklich ist. Die Lehre vom Schluß wird eingeteilt in die Lehre vom deduktiven und induktiven Schluß. Unter der Rubrik „Deduktiver Schluß“ werden dann die Regeln des Schlusses und dessen verschiedene Formen, der kategorische, der hypothetische und der disjunktive Schluß behandelt. Die Lehre vom Beweise wird der Lehre vom deduktiven Schluß eingegliedert. Das Bestreben des Verfassers, den inneren Zusammenhang zwischen Schluß- und Beweisverfahren hervorzuheben, ist durchaus gerechtfertigt, es darf die Lehre vom Beweise mit der vom Schluß organisch verbunden, aber sie darf nicht speziell dem Kapitel vom deduktiven Schluß eingeordnet werden, da doch neben dem deduktiven auch der induktive Schluß als Beweis gelten will. Ebenso mißverständlich ist es, wenn die allgemeinen Regeln und Formen des Schlusses gleichfalls in der speziellen Lehre vom deduktiven Schluß erörtert werden. Um solchen Mißverständnissen vorzubeugen, wird es nötig sein, den Abschnitten, die über den deduktiven und induktiven Schluß handeln, ein längeres Kapitel über den Schluß im allgemeinen voranzuschicken, in dem vieles eine geeignete Stelle finden kann, was jetzt in der Abhandlung über den deduktiven Schluß steht.

Eine angenehme Beigabe ist das Personenverzeichnis, das über die wichtigsten Lebensdaten der im Handbuch genannten Autoren orientiert.

Pelplin. Dr. Sawicki.

Wiss. Beilage z. Germania. 1907. Nr. 21.

erborn

e

terrichte.

t gerade
ilosophie
icherung
ihl, die
itgegen.
Reich=
ı Lehr=
ungs=
ll das
hnung
in der
Kap'tel
ilchern
einige
ch ist.
chluß.
dessen
ndelt.
Das
weis=
mit
uk=
tive
nen
ven
ein,
res
iete

len

